

12 016



V O N C H I C A G O

N A C H C H U N G K I N G



Erna ... ch

staatl. gepr. ... stin

Karthaus, Wpp.

Tel. 131

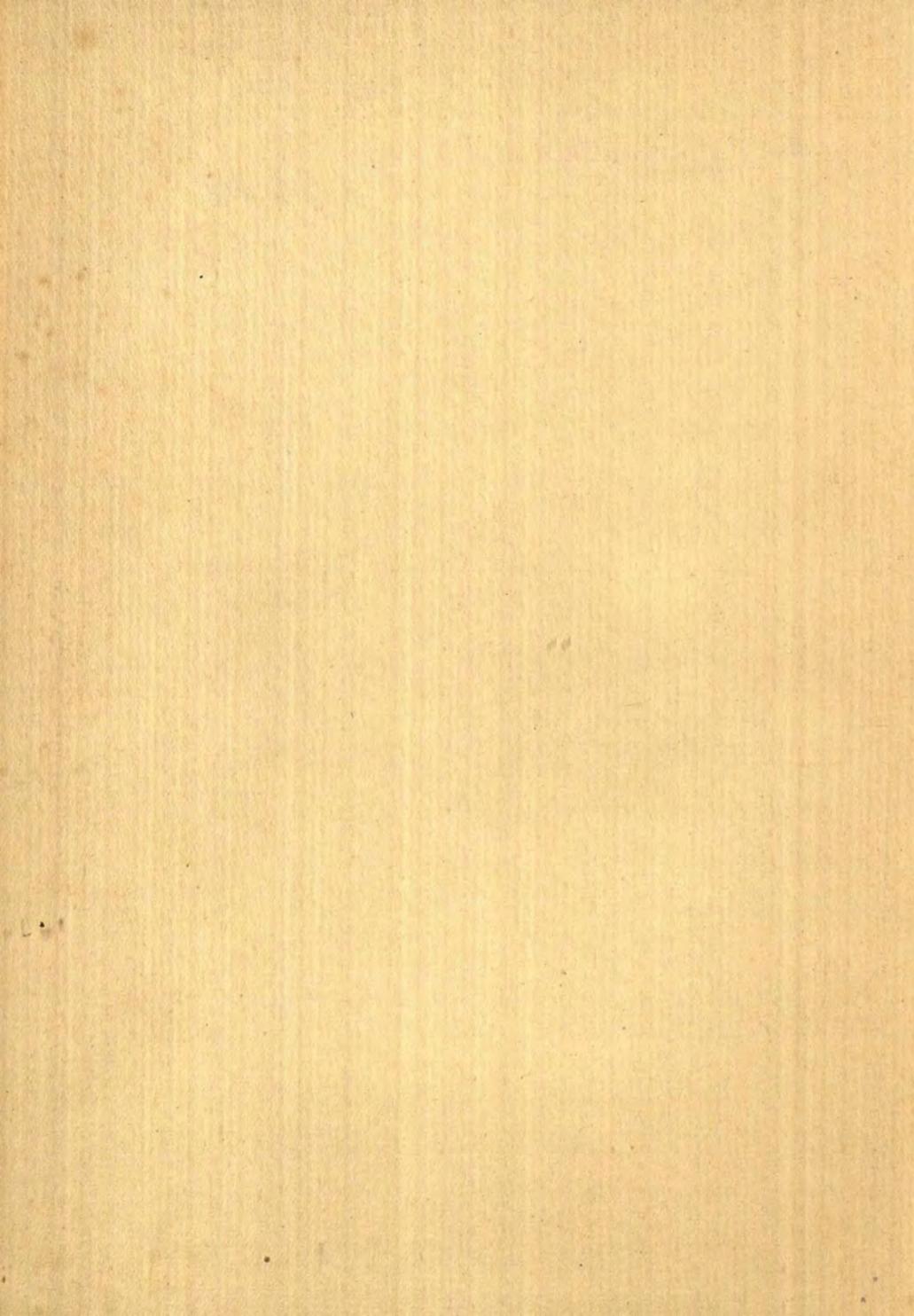
Erna Morsch

staatl. gepr. Dentistin

Karthaus, Wpr.

Tel. 131

19016



Ralph Colin Ross: Von Chicago nach Chungking





Der Torii des Yasukunischreins, aus erbeuteten russischen Geschützen gegossen, ist ein Symbol des siegreichen Japan

RALPH COLIN ROSS

Von Chicago nach Chungking

Einem jungen Deutschen erschließt sich die Welt

Mit einem Vorwort von Colin Ross

VERLAG DIE HEIMBÜCHEREI · BERLIN W 35

CBGiOS, ul. Twarda 51/55

tel. 22 69-78-773



Wa5168121

Erna Morsch

staatl. gepr. Dentistin

Karthaus, Wpr.

Tel. 131



12016

Erstes bis zehntes Tausend

Copyright 1941 by Verlag „Die Heimbücherei“, Berlin W 35
Einband und Schutzumschlag von Paul Stadlinger, Berlin
Druck Oscar Brandstetter, Leipzig · Printed in Germany

Meinen Eltern
in Dankbarkeit gewidmet

Die Erschließung der Erde für Deutschlands Jugend

Von COLIN ROSS

Diesem Vorwort muß ich vorausschicken, daß ich noch nie ein solches für ein fremdes Buch schrieb, noch auch je einem meiner eigenen eines aus fremder Feder vorangehen ließ, einfach weil ich der Ansicht bin, jedes Werk, also auch jedes Buch, spricht am besten für sich selber.

So habe ich zuerst auch die dringende Bitte des Verlages, das Erstlingswerk meines Sohnes mit einigen Worten einzuleiten, kategorisch abgelehnt. Und wenn ich dieser Bitte nun doch nachkomme, so ist das nur ein scheinbares Abweichen meiner eben ausgedrückten Ansicht; denn in den nachstehenden Zeilen handelt es sich nicht so sehr um das Buch meines Sohnes als um ein Problem, das mir mehr am Herzen liegt: die Erschließung der Erde für die deutsche Jugend.

Das Ungeheuere, für manchen in seinen letzten Auswirkungen vielleicht noch völlig Unfaßbare, das wir heute erleben, ist ja, daß wir Deutsche drauf und dran sind, morgen das Weltvolk zu sein. Dies bedeutet natürlich nicht, daß wir Deutschen die ganze Erde erobern werden oder auch nur wollen, wie die dummdreiste Verleumdung unserer Feinde lautet, wohl aber bedeutet es das Folgende: Nach einer vierhundertjährigen Epoche von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich steigernder europäischer Vorherrschaft begann dieses unser Europa plötzlich an Bedeutung und Ansehen zu verlieren gegenüber den neu aufsteigenden Kontinenten Amerika und Asien, drohte zu einer Macht zweiten Ranges abzusinken, über die man jenseits des Atlantik wie an den Ufern des Pazifik bereits zur Tagesordnung übergehen zu können glaubte.

In dieser Zeit beginnender europäischer Entmachtung, nicht zum wenigsten herbeigeführt durch Englands Verrat

an Europa, in dieser »Untergang-des-Abendlandes-Stimmung«, in diesem Verfall auf allen Gebieten reißt die deutsche Revolution, sich zur europäischen ausweitend, unsere von manchen in Übersee bereits aufgegebenen »alte Welt« plötzlich in ungeahnter Weise zusammen und wieder in die Höhe, offenbart Kräfte, Jugend, Vorausschau, Tatendrang, die noch vor kurzem niemand für möglich gehalten. Das angeblich untergehende Abendland steigt wieder auf, ein neues Europa zeichnet sich am weltpolitischen Horizont ab, jugendfrisch wie je, und zwar ein Europa, nicht geformt und bestimmt von der Peripherie her, von den Randmächten, wie zur Zeit der Eroberung der Erde durch die weiße Rasse, sondern aus seinem Kernstück und Herzen heraus, von seinem sich endlich wiederfindenden und gesunden Zentralvolk.

In diesem Sinne können wir mit Recht sagen: Das deutsche Volk wird das Weltvolk von morgen sein. Diese Welt von morgen wird nicht mehr eine von fünf Kontinenten sein, sondern eine solche von »Sphären«, von in sich abgeschlossenen Großräumen: das sind »Die Westliche Hemisphäre«, in der der Nord- und der Südamerikanische Kontinent noch um Ausgleich oder Angleichung ringen, um Zusammengehen oder Auseinandergehen — eine Angelegenheit, die uns Europäer nichts angeht. Dann der Eurasiatische Steppenkontinent, den einst das Reich der großen Mongolenchane einnahm, darauf das der Moskowiter, das sich zu dem des Zaren weitete, und heute die Union der Sowjetrepubliken. Weiter zeichnet sich bereits ein Ostasiatisches, oder wie Japan heute verkündet, ein Groß-Ostasiatisches Reich ab, dessen Grenzen nach Süden wie nach Westen noch völlig im unklaren liegen. Und schließlich Europa. Von diesem unserem Europa läßt sich heute schon sagen: Es wird entweder ein Europa sein, das Deutschland mit Italien führt, oder es wird überhaupt nicht sein.

Daß Frankreich nicht in der Lage ist, ein neues, den aufsteigenden amerikanischen, asiatischen und sowjetistischen Mächten gleichberechtigtes Europa aufzubauen, hat sein Zusammenbruch klar erwiesen. England aber hat Europa bereits zweimal verraten.

Daraus aber erwächst uns die Aufgabe, das heißt in erster Linie unserer Jugend – denn wir Alten werden höchstens die Anfänge erleben –, Europa die Welt wieder zu öffnen, die sich seit dem Weltkriege vor ihm zu verschließen begonnen hatte, und zwar seinen Waren wie seinen Menschen, und unserem Kontinent, oder sagen wir richtiger unserem Großraum, unserer Sphäre den Platz auf der Erde, auf den Weltmeeren, an der Sonne zu sichern, der ihm gebührt, auf Grund der Zahl, der Intelligenz, der Zähigkeit, des Lebenswillens und schließlich auch der kulturellen Verdienste seiner Bewohner um die gesamte Menschheit.

Unbekümmert und unbeschwert, ahnungslos und im Grunde doch ahnungsvoll hat die Hitler-Jugend in den letzten Jahren gesungen: »Denn heute gehört uns Deutschland, und morgen die ganze Welt!«

Man konnte an diesem Liede Anstoß nehmen; denn die Feindpropaganda hat es natürlich sofort gegen uns ausgewertet und darin einen neuen Beweis für Deutschlands Weltbeherrschungsabsichten erblicken wollen. Aber worin hat sie das nicht getan? Die harmlosesten Worte und Äußerungen, Bücher oder Schriften hat man uns verdreht, ihren Sinn ins Gegenteil umgebogen, und wenn man nichts Geeignetes vorfand, es glattweg erfunden. Das was bereits vor der Machtergreifung so, ja lange ehe man von einem Adolf Hitler wußte, bereits vor dem Weltkrieg, als man in dem Liede »Deutschland, Deutschland über alles«, das damals noch keineswegs unsere Nationalhymne war, Deutschlands Anspruch auf die »Weltherrschaft« ableiten wollte.

Nein, die Weltherrschaft wollen wir nicht, aus dem einfachen Grunde schon nicht, weil bei uns bereits der kleinste Pimpf weiß, daß in einer Epoche sich bildender Großräume, sich klar ausprägenden Rassengefühls kein Volk, ja nicht einmal ein Kontinent die Weltherrschaft erringen könnte.

Aber unseren Anteil an der Welt wollen wir, in einer Welt freier, gleichberechtigter Großräume. Und so wollen wir unsere Jugend ruhig singen lassen: »... und morgen die ganze Welt!« Jedenfalls müssen sie, die heute zum größten Teil noch nicht aus Europa, ja nicht einmal aus Deutschland herausgekommen sind, sich darauf einrichten, daß morgen die ganze Welt ihr Feld sein wird. Als Angehörige eines, ja des Weltvolkes müssen sie in Kontinenten denken, müssen sie in ihrer Vorstellungswelt mit dem ganzen Erdenrund rechnen, müssen sie danach trachten, einen möglichst großen Teil der Welt aus eigenem Erleben kennenzulernen, jedenfalls aber aus so vielen Büchern, Bildern, Karten und Filmen, wie ihnen nur zugänglich sind. Nur wenn wir wirklich ein Weltvolk werden, bis in unsere letzten Glieder, werden wir das Tausendjährige Reich errichten, das uns vorschwebt. Englands Empire geht nicht zum wenigsten deshalb unter, weil es genau wie Reichtum und Macht Englands lediglich Angelegenheit einer kleinen führenden Schicht war und blieb. Der »Mann auf der Straße«, der Arbeiter, der Angestellte hatte nichts vom Britischen Weltreich und wußte im Grunde nichts von ihm. Aus vielen Unterhaltungen und Gesprächen, in Wirtschaften, auf der Straße, in Familien, in London wie in Liverpool, in Birmingham oder am Clyde wurde mir das bewußt.

Jugend und Welt! Was gäbe es Herrlicheres! Brennt nicht in jedem jungen Herzen der sehnstüchtige Wunsch, in die Welt hinauszufahren, und wartet die Welt nicht dar-

auf, sich der auf sie einstürmenden Jugend zu erschließen und sich ihr hinzugeben?

Jugend und Welt! Ich glaube, ich kenne sie beide und blieb ihnen verbunden von Anfang an, dadurch, daß ich ein Wanderleben durch die weite Welt führte und meine Kinder von frühester Jugend daran teilnehmen ließ — so trat Ralph, der Verfasser dieses Buches, mit noch nicht drei Jahren die dreizehn Monate währende Expedition durch Busch, Steppe, Wüste und Wald mit an, von Kapstadt bis Kairo. Dadurch, daß wir infolge unserer Reisen mit unseren Kindern in viel innigerem Kontakt blieben, als es sonst Eltern möglich ist, dadurch, daß unsere Kinder in allen fünf Erdteilen in die Schule gingen, verloren wir die Verbindung mit der Jugend nicht und behielten wir Einblick in ihr Denken und Fühlen.

Das gilt von der Jugend der ganzen Welt, insbesondere aber natürlich von der deutschen. Als Ralph zwölf Jahre alt war, kamen wir nach Deutschland zurück, nicht nur zu vorübergehendem Aufenthalt, sondern wir nahmen für drei Jahre eine Wohnung in München. Für drei Jahre sollte der Junge das Erlebnis der deutschen Schule wie der Hitler-Jugend haben.

Das erstere war im Anfang nicht immer ganz leicht. Deutsche Schulen sind von solchen in Amerika, in Afrika, in Asien oder Australien sehr verschieden. Sie sind vor allem viel strenger und schwerer. Wir hatten uns überdies mit dem Maximiliangymnasium in München auch nicht gerade die leichteste Anstalt ausgesucht, aber es schwebte doch ein Geist weltweiter Großzügigkeit über ihr, der selbst einen so aus der Reihe fallenden Schüler, wie unser Junge zuerst war, bei aller Strenge mit feinfühligem Schonung einführte.

Die Hitler-Jugend aber war von Anfang an eine Beglück-

kung. Und ich muß gestehen, wir verdanken ihr beide viel, mein Junge und ich. Das Erlebnis des Führers wie das Erlebnis der deutschen Jugend wurden für mich die beiden Garantien der Gerechtigkeit wie des Erfolges der deutschen Sache. Bei all den schweren Angriffen, die ich in der Welt, insbesondere in Amerika aufzufangen hatte, bei all den unzähligen Vorträgen, Debatten und Diskussionen über »Nazi-Deutschland« war eines meiner wirksamsten Argumente immer: »Seht Euch die deutsche Jugend an! Eine Jugend, die so aussieht, muß aus gutem Grunde erwachsen sein.«

Es war durchaus kein Nachteil, daß ich ein paar anständige Exemplare dieser Jugend bei der Hand hatte, um sie allenfalls ins Treffen zu führen. Und ich muß zugeben, daß Ralph von Anfang an seinen Mann stand. Bereits als ABC-Schütze in Sydney in Australien stürzte er sich wie ein Berserker auf seine Kameraden, sobald sie eine abfällige Bemerkung über Deutschland machten.

Auf dieser letzten Reise aber war er schon eine wesentliche Hilfe. Abgesehen von den zahlreichen Vorträgen, die er selber in Schulen hielt, kam es auch gelegentlich vor, daß er in den heißen Debatten, die sich an meine Vorträge angeschlossen, auf das Podium sprang, um glühend vor leidenschaftlicher Erregung irgendeinen Vorwurf gegen die Hitler-Jugend aus eigener Erfahrung zurückzuweisen. Daß er jahrelang in Amerika zur Schule ging und einen Chicago-Slang beherrscht, der jedem in der Metropole des Mittelwestens geborenen Jungen Ehre machen würde, kam ihm dabei natürlich zustatten.

Ralph durfte ja nach Ablauf der vorgesehenen drei Jahre in Deutschland prompt wieder mit auf Weltreise, diesmal als Fünfzehnjähriger und Jungzugführer der HJ.

Diese Reise begann 1938, also in der anhebenden Krise. Sie endete 1940, also mitten im Krieg. Sie war schwer,

stellenweise sehr schwer, insbesondere für einen Heranwachsenden, der sich vor Probleme, Sorgen und Verantwortungen gestellt sah, die sonst diesem Alter erspart bleiben. Aber bis zu einem gewissen Grade war das ja auch schon mit den bisherigen Reisen vermacht. In den nachstehenden Kapiteln kommt das vielleicht nicht so zum Ausdruck . . . schließlich soll diese Schrift ja auch ein fröhliches Jungensbuch sein . . . aber es ist vielleicht doch ganz gut, wenn sich jugendliche Leser rechtzeitig bewußt werden, daß die Welt, die »ganze Welt« nicht nur ein lockendes Abenteuer ist, das auf sie wartet, sondern gleichzeitig auch eine schwere Aufgabe und eine drückende Verantwortung, die einmal auf ihnen lasten werden.

Wir können uns weder dieser Aufgabe noch dieser Verantwortung entziehen. Wir müssen sie auf uns nehmen, ob wir wollen oder nicht. Aber wir wollen ja. Wann hätten deutsche Jungens nicht leuchtenden Antlitzes Gefahren und schwierigen Aufgaben ins Auge gesehen!

Und der erste Schritt zur Lösung dieser Aufgabe, zur Erschließung der Erde ist der Blick in die Welt, die Bereitschaft für die Welt und eine möglichst genaue Weltkenntnis. Mit ein Mittel dazu ist dieses Buch, das Jungens zeigt — übrigens nicht nur Jungens —, wie ein 15- bis 17jähriger die Welt erlebt und wie er sich in ihr zurechtfindet.

Das muß schließlich jeder für sich, ob er zu Hause bleibt oder in die Ferne zieht. Aller elterlicher Rat kann eben nur Rat bleiben, die Tat muß jeder alleine tun. Mitunter mag er auch den Rat verwerfen, um erst nach eigener bitterer Erfahrung seine Berechtigung einzusehen. Auch das gehört zum Leben und ist nötig.

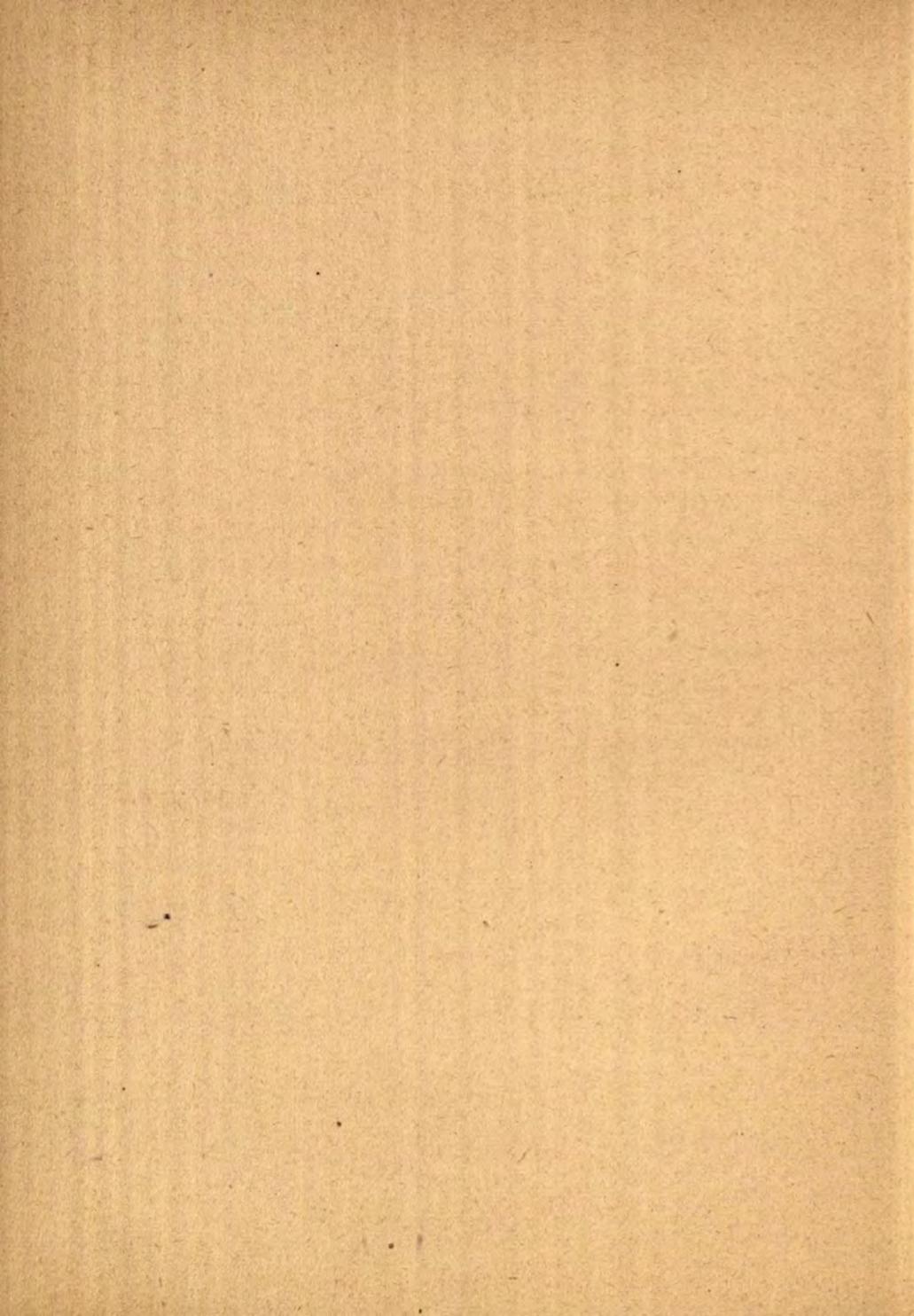
So habe ich als Vater mich in diesem Buche auf den Rat beschränkt, und nicht in allen Fällen hat der Sohn ihn angenommen. Ich habe ihn ruhig gewähren lassen; vielleicht

hatte er recht. Das ist das einzige, was ich in diesem Vorwort als »Vorwort« zu sagen habe, daß Ralph dieses Buch allein geschrieben hat, wie auch die Aufnahmen von ihm sind. Natürlich hat er sich an den väterlichen Büchern geschult, und natürlich habe ich ihm die Technik des Schreibens beigebracht, wie man einen Stoff anpackt, wie man ein Thema abwandelt und sich konzentriert ausdrückt. Trotzdem hat der Junge seinen eigenen Stil entwickelt. Wer meine Bücher kennt und das nachstehende liest, wird das sofort erkennen. Ich könnte so gar nicht schreiben. —

Ralph hat das unerhörte Glück gehabt, als einer der ganz jungen dieser jungen Generation heute hinausziehen zu dürfen und die »ganze Welt« zu durchmessen. Wenn ich mit einem Wunsche schließen darf, so mit dem, daß morgen möglichst vielen von euch jungen Lesern das gleiche Glück beschieden sein möge.

Also Jungens glückauf!

Durch Amerika



ALS SCHÜLER IN CHICAGO

Der Wunsch der Schüler – das Gesetz der Schule

»Germany‘ is here again!« – »Deutschland‘ ist wieder da!« flüsterte jemand in meiner Nähe, als ich durch die dichtgedrängten Gänge zum Direktorat der University High School von Chicago ging. Man drehte sich um und schaute mir nach: »Look, there is ‚Germany‘!« hörte ich Bill sagen. Ja, es mußte Bill sein, er war nur inzwischen so viel größer geworden. Was er weiterhin seinen Freunden zur Erklärung hinzusetzte, konnte ich nicht hören. Aber das langgezogene »Gosh!« der andern war wohl vernehmlich, als wollten sie sagen: »So hätten wir uns Deutschland nicht vorgestellt!«

Jetzt kam Bill auf mich zu und schüttelte mir kräftig die Hand. Gleich stellte er mich ein paar neuen Schülern vor, mußte sich aber entschuldigen, daß er meinen Namen vergessen und mich nur als »Germany« im Kopf behalten hatte. »Germany« war mein Spitzname, als ich vor nunmehr sieben Jahren in die University of Chicago Elementary School ging. Der Tag meines Eintritts in sie bedeutete damals das Ende all meiner bisherigen Vorstellungen von Amerika, und wie ich später begreifen lernte, auch das der Vorstellungen, die sich die Jungen hier von Deutschland und den deutschen Jungen machten.

Daß ich meine Haare nicht kurz geschoren trug, was man bisher für das Kennzeichen aller preußischen Buben gehalten hatte, war die erste Überraschung. Daß ich nicht wußte, was »Wiennies« sind, war die zweite. Angesichts der Tatsache, daß man bis dahin der Ansicht war, die Deutschen nährten sich grundsätzlich und vor allem von »Wiennies« mit Sauerkraut, war es einfach unerklärlich, daß der einzige Deutsche, den sie zu Gesicht bekamen, gar nicht wußte, was »Wiennies«

sind. Zur Erklärung schleifte man eine Büchse mit der Inschrift »Frankfurter, the best of the Wiennies« heran, »Frankfurter Würstchen, die besten Wiener«. Das Öffnen der Büchse ergab, daß sie die »heißen Hunde«, wie man hier Frankfurter Würstchen, oder wie gesagt die besten Wiener Würstchen nennt, enthielt.

Daraufhin wäre es mir dann mit dieser köstlichen Speise fast so gegangen wie schon einmal vor Jahren in der Südsee: wir waren damals Gäste des Gouverneurs von Neuguinea, der uns festlich bewirtete. In der Anschauung aller Angelsachsen befangen, daß Frankfurter Würstchen das deutsche Nationalgericht wären, setzte er uns diese mit Sauerkraut aus Büchsen vor, die wahrscheinlich noch aus der Vor- oder Weltkriegszeit stammten. Natürlich wußten wir die Aufmerksamkeit zu würdigen und übersteigerten uns in Lobreden, mit dem Erfolg, daß unser großzügiger Gastgeber sofort telegraphisch sämtliche Sauerkrautbestände der Südsee aufkaufte, um uns wochenlang täglich versalzenes Sauerkraut vorzusetzen! Das war bei der Temperatur von durchschnittlich 35 Grad für uns weder bekömmlich noch schmackhaft.

Mit dem Sauerkraut fing die Liebenswürdigkeit also an, und es war selbstverständlich, daß ich es heute früh gleich in der hier üblichen Form von Sauerkrautsaft im Limonadenglas zum Frühstück bekommen hatte.

Ja, »Germany« ist also nach vierjähriger Abwesenheit wieder da.

Im Mai 1935 hatte ich meinen Kameraden in Chicago auf Wiedersehen gesagt. »Wiedersehen?« Alles war verdutzt. »Jetzt nach Deutschland zurück, zu den Nazis?« Nein, sie glaubten nicht an ein Wiedersehen. Ja, sie zweifelten sogar daran, überhaupt noch einmal Nachricht von mir zu bekommen. Damals muß schon mein erster begeisterter Brief aus München wie eine Bombe eingeschlagen haben. Aber

dann schief die Briefverbindung langsam ein, und man hielt mich wohl für verschollen.

Um so größer war jetzt das Erstaunen, als ich wieder auftauchte. Daß ich jetzt aus Deutschland herauskommen konnte! Oder war ich ein Emigrant? Vorsichtige, taktvolle Andeutungen. Niemand wagte es zu sagen, aber ich sehe es ihren Gesichtern an. »Hier ist meine Chance!« dachte ich mir. Ich wollte mich anfangs zurückhalten, damit man mir die Möglichkeit gab, vor einem größeren Kreis zu sprechen; denn wenn ich schon vorher als »Nazi« verschrien war, wird man mich gar nicht erst zu Wort kommen lassen.

Einstweilen tasteten wir um das Thema wie um einen heißen Brei herum. Der und jener fragte mich nach Einzelheiten. Wie es in Deutschland in der Schule wäre? Ich ertappte mich bei Lobpreisungen. Da schob sich ein mittelgroßer Mann durch den dichten, kaugummikauenden, schwatzenden Schülerhaufen. Der Direktor!

Ich folgte ihm und wurde gleich in seinem Amtszimmer vorgelassen. Damit hatte ich mein erstes Reiseziel erreicht. Siebenundneunzig Längengrade, das heißt schon mehr als ein Viertel des Erdumfanges, lagen jetzt hinter mir. Würde ich nun in diesem Tempo weiterreisen, könnte ich in einem Monat um die ganze Welt kommen. In sieben Tagen kam ich von Berlin nach Chicago!

*

Allerdings war es schon einen Monat her, daß ich mich auf dem Direktorat des Maximiliangymnasiums in München verabschiedete, und wenn dann gleich darauf die Septemberkrise 1938 unsere geplante Abreise verhinderte, so muß ich sagen, ich hätte nie gedacht, daß ich mich über eine Reiseverzögerung je so hätte freuen können. Ich war nur zu glücklich, diese Tage noch in Deutschland erleben zu können.

Es gibt einen amerikanischen Spruch: »You can not keep the cake and eat it!« — »Man kann einen Kuchen nicht verzehren und ihn aufheben!« Und gerade damals, als wir uns zur Abreise nach Amerika rüsteten, mußte ich mir diesen Satz immer wieder herholen. »Man kann nicht gleichzeitig auf eine Weltreise gehen und in Deutschland bleiben!« Es ist bisher immer so gewesen: jedesmal, wenn man das Reich für längere Zeit verlassen will, überkommt einen ein merkwürdiges Gefühl. Gerade dann, wenn alles fix und fertig gepackt ist, hat man auf einmal keine Lust mehr zu reisen. Vor sieben Jahren, als wir im Mai 1933 nach Kanada aufbrachen, machte ich Undankbarer meinen Eltern innerlich direkt schwere Vorwürfe, daß sie mich schon wieder auf eine Reise mitnahmen. Der nationalsozialistische Umbruch mit allem, was er mit sich brachte, beeindruckte mich, den damals Zehnjährigen, so sehr, daß ich weit lieber in Deutschland geblieben wäre, als in die Welt hinauszufahren. Und in mancher Hinsicht war es jetzt ähnlich!

Wieder fiel es mir schwer, mich von all dem Großartigen zu trennen, was der Herbst 1938 für die Heimat gebracht hatte, und ich hatte volles Verständnis für meine Schwester Renate, die lieber zu Hause als angehende Tierärztin kranke Rosse pflegen wollte, als mit Colin Ross um die Welt zu reisen. So war es mir recht, daß unser Abfahrtstermin immer weiter hinausgeschoben wurde.

Aber als mein Vater aus dem Egerland zurückkam, wohin er dem Führer und seinen Truppen gefolgt war, konnten wir am 10. Oktober den Schnelldampfer »Europa« besteigen. Und dann ging es wirklich schnell, ja, beinahe zu schnell westwärts. Ehe ich noch die Geheimnisse des Maschinenraumes der »Europa«, ihrer Speisekarte und ihres Turnsaales mit seinen automatischen Reit-, Ruder- und Radfahrvorrichtungen ergründet hatte, waren wir schon in New York.

Hier bin ich vor Jahren schon einmal gewesen, und in Gedanken an den gewaltigen Umbau, den München in den letzten Jahren erlebte, war ich auf große Veränderungen der Millionenstadt gefaßt. Nichts dergleichen! Kein einziges nennenswertes Gebäude ist seit damals dazugekommen. Das Rockefeller Centerbuilding war vor sieben Jahren das neueste und großartigste, und das ist es heute noch. Von seinem 68. Stockwerk hat man einen hinreißenden Blick über Manhattan. Aber ich bin ja schließlich nicht nach Amerika gekommen, um Wolkenkratzer und ihre Stockwerke zu zählen.

So fuhr ich gleich am nächsten Tage von der Union Station weiter. Kommt man auf diesem Bahnhof an, so ist man zunächst erstaunt, überhaupt keine Züge und keine Geleise zu sehen. Im Gegenteil, man findet das Bahnhofsgebäude mit Hotels, Gaststätten und Läden angefüllt. Erst ein paar Stockwerke unter der Erde kommt man in eine große Halle, in der sich die Reisenden versammeln. Kurz vor der Abfahrtszeit öffnet sich ein eisernes Tor zu einem dunklen Bahnsteig, an dem der Zug steht. »Alles einsteigen! Abfahrt!« Und dann geht es lange unterirdisch durch New York, von dem man auf diese Weise gar nichts zu sehen bekommt.

Auch später, wenn der Zug außerhalb der Stadt über freies Land fährt, kann man nicht einmal ein Fenster öffnen, da der Zug künstlich gelüftet wird und die Fenster nicht zu öffnen sind. Dafür gibt es andere Annehmlichkeiten im Zuge, die ich mir gleich zunutze machte. So gibt es den Lesewagen, in dem man auf Klubstühlen sitzt und die ausgelegten Zeitungen und Zeitschriften liest. Ich kam allerdings nicht viel zum Lesen, da ich alsbald in eine heftige Diskussion über Deutschland verwickelt war. Eine alte weißhaarige Dame beteiligte sich an diesem Gespräch mit besonderer Gehässigkeit.

*

»Sie haben einen neuen Rekord aufgestellt«, meinte der Schuldirektor wohlwollend, als ich meine Erzählung beendete. »Sie sind wohl der erste Ausländer, der am zweiten Tage nach seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten schon in Chicago zur Schule geht. Dann schaute er auf und musterte mich mit seinen eindringlichen, blauen Augen, die von den Schülern mehr geliebt als gefürchtet wurden.

»Nun, was kann ich für Sie tun?«

Ich starrte verstört meinen Vorgesetzten an. Er ist ein Vierziger von mittlerer Größe und gleicht weniger einem Schulmeister denn einem Geschäftsmann. Mit der selbstverständlichen Höflichkeit des Amerikaners fährt er fort:

»Sie verstehen mich nicht, ich habe Ihnen ja schon gesagt, wie sehr ich mich freue, Sie zu meinen Schülern zählen zu dürfen. Ich wollte mich lediglich nach Ihren Wünschen erkundigen. Welche Kurse wollen Sie wählen?«

»Wählen? Ja, kann ich mir denn die Schulstunden wählen?« frage ich schüchtern. Ja, das sei in Amerika so üblich, nur eine bestimmte Stundenzahl werde verlangt, und nur der Lehrgang in amerikanischer Staatsbürgerkunde sei Pflichtfach. Im übrigen habe jeder Schüler seinen eigenen Stundenplan. Ich solle nur sagen, was mich besonders interessiere, er, sein Lehrkörper und die Universität von Chicago, der diese Schule gehöre, freuten sich stets, die Wünsche der Schüler zu erfüllen.

»Wünsche?« Ehrlich gestanden, ich war ganz verblüfft. Habe ich denn überhaupt »Wünsche?« Nein, darauf war ich nicht vorbereitet.

»Eine Frage habe ich allerdings«, bringe ich zaghaft hervor: »Könnte ich in Ihrer Schule griechischen Unterricht haben?«

Nun aber war die Reihe des Überraschtseins an ihm.

»Wie bitte? — Griechisch?« Er schüttelte den Kopf. Griechisch habe noch kein Schüler gewünscht. Dabei

spricht der Direktor das Wort Griechisch so aus, als sei ihm zugemutet worden, tibetanischen Unterricht zu geben.

»Aber bitte schön!« faßt er sich schnell, »in unserer Schule wird zwar, wie überhaupt in den Vereinigten Staaten, kein Griechisch gegeben, aber ich werde dafür sorgen, daß Sie Ihre griechischen Studien fortsetzen können!« In einem Vorlesungsverzeichnis der Chicagoer Universität zeigt er mir gleichzeitig die Ankündigung von mehreren altgriechischen Kursen.

»Sie brauchen nur einen Kurs zu belegen. Im Schulgeld sind selbstverständlich auch Kurse an der Universität inbegriffen.«

Dankend blättere ich im Katalog. Wohlvertraute Namen tauchen auf. »Vorlesung über Thukydides«, »Sophokles für Fortgeschrittene«, »Xenophon für Anfänger«, »Sonderkurs in Euripides«. Ich entscheide mich für eine Vorlesung in Homer. Sie findet täglich, außer Montag, um neun Uhr im Raum 211 im Gebäude für Alte Sprachen statt. Vor Freude schwillt meine Brust. In die Universität gehen, wie ein richtiger Student! Im Geist sehe ich mich mit einem gelehrten Gesicht, eifrig jedes Wort mitschreibend, zwischen lauter älteren Studenten sitzen. Entsprechend erwartungsvoll betrete ich am nächsten Morgen Punkt neun Uhr den Hörsaal 211. Kein Mensch ist da! Weder Professor noch Studenten! Ich warte und warte bis zehn Uhr. Niemand kommt. Es ist also nichts mit Homer. Aber Euripides ist sicher auch sehr interessant, und so gehe ich zu der für ihn angesetzten Stunde zum Hörsaal 536 im fünften Stock. Sämtliche Räume sind zugesperrt. Auch Sophokles und Thukydides fallen aus. Mit dem Augurenlächeln des Ahnenden finde ich mich am nächsten Tag im dritten Stock zum Xenophon für Anfänger ein. Eine halbe Stunde bleibe ich allein auf weiter Flur und begeben mich dann mit dem Gefühl »It is Greek to

me!«, wie man im Englischen sagt, wenn einem etwas »spanisch« vorkommt, zum Dekan für klassische Sprachen.

»Oh, wie ich mich freue, Sie kennenzulernen!« werde ich wie ein letzter Ritter des Humanismus von ihm begrüßt. Seine Freude ist echt. Die im Verzeichnis aufgeführten Vorlesungen waren mangels Beteiligung ausgefallen.

»Aber wenn Sie Freude am Griechischen haben, so stelle ich Ihnen gern einen Professor zur Verfügung!«

Wenn mir dieses Angebot auch in keinem Verhältnis zu meiner »Freude« am Griechischen zu stehen schien, so konnte ich nun nicht mehr zurück. »Germany« zahlte den Preis und übersetzte den Plato ins Englische, viele Wochen lang!

Dies war allerdings nur dadurch möglich, daß unsere Schule der Universität von Chicago gehörte und mit dieser in doppelter Hinsicht gekoppelt war. Einerseits unterrichteten bei uns in vielen Fächern Professoren der Universität, andererseits dienten wir als Versuchskarnickel für deren philologische und psychologische Fakultät. Die mancherlei psychologischen Prüfungen, denen wir unterworfen wurden, dienten teils zur Schulung, teils zur Erheiterung. So wurde zur Zeit auch an der Schule zum erstenmal der berühmte Plan in die Tat umgesetzt, nach dem die zwei ersten Universitätsjahre für begabte Schüler wegfielen.

So etwas ist nur in Amerika möglich, wo die Bundesregierung kein verfassungsmäßiges Recht hat, in das Bildungswesen einzugreifen. Es gibt nur städtische, kirchliche oder private Schulen. Auch die Provinzialregierung von Illinois kann nur dadurch auf die Privatschulen einen Druck ausüben, daß sie den Schülern die Zulassungsmöglichkeit zu einer staatlichen Universität entzieht. Davon konnte bei unserer Schule gar keine Rede sein, die sich wegen der hier planmäßig eingeführten »freiwilligen Mitarbeit« der Schüler schon mehrfach staatliches Lob geholt hatte.



Das Rockefeller-Gebäude (übrigens weder der größte noch der neueste Wolkenkratzer) übertrifft alle anderen an Schönheit



Die »Kathedrale der Bildung«
in Pittsburgh



Die Schüler machen ihre
Schularbeiten mit der
Schreibmaschine. Das Ster-
nenbanner in der Schule ist
eine Neuheit; auch in Ame-
rika ist ein Nationalgefühl
im Werden



R. C. A.-Gebäude. In diesem Wolkenkratzer gehen täglich 125000 Menschen ein und aus



Petrolia in Pennsylvania.
Der Großteil der amerikanischen Bevölkerung lebt in kleinen Städten, die alle nach dem gleichen Muster angelegt sind



In Williamsburg in Virginien zeigt Amerika seine älteste Tradition



In Los Angeles in Kalifornien zeigt Amerika seine modernste Seite

Als ich mich bei unserem Direktor nach dieser »freiwilligen Mitarbeit« der Schüler erkundige, nennt er mir Beispiele und gibt mir zum Schluß die Schulsatzungen mit, die genau genommen eben keine Satzungen, sondern »Ratschläge« sind.

Nach dem Verlassen des Direktorats vertiefe ich mich in das wirklich fesselnde Büchlein. Mitten auf dem von Lärm erfüllten Korridor bleibe ich stehen. Wie Filmstars bunt bemalt kommen die Mädels der unteren Klasse an mir vorbei, als ich gerade den Absatz lese:

»Der Vorstand des Schülerinnenklubs rät den Mitgliedern, auf rotlackierte Fußnägel und künstliche Wimpern zu verzichten! Bei der Benützung anderer Schönheitsmittel wird Mäßigung und guter Geschmack empfohlen!« Feurig rote Lippen und dazu passende tiefrote Fingernägel sind eben Geschmackssache!

Immer mehr Schülerinnen, immer mehr Schüler drängen an mir vorbei. Die Türen der Klassenzimmer werden aufgerissen! 3 Uhr 15 Minuten! Die Schule ist aus! Alles zieht Arm in Arm unter Geschrei durch den Gang. Ich stehe, mitten drin, still in einer Ecke und lese:

»Den Schülern wird Ruhe auf den Gängen der Schule dringend empfohlen!«

Bill stellt sich drohend vor mich hin. Was mir eigentlich einfiel, fährt er mich an.

»Die Ehre der Anstalt steht auf dem Spiel! Hier, lies!«

Er drückt mir den »Ghost«, das »Gespenst«, wie unsere Sportzeitung heißt, in die Hand.

»Heute die große Entscheidung! Alles raus zum großen Fußballwettkampf gegen die Hyde-Park-Schule! Hyde Park muß geschlagen werden! Der Erfolg hängt vom vollständigen Erscheinen der Schüler auf dem Sportplatz ab. Hyde Park muß durch unser Geschrei eingeschüchtert werden!«

Keiner fehlt bei dem Zug zum Sportplatz. Mit erhabener Miene rümpfe ich die Nase über das kindische Benehmen der andern. Wozu denn all der Lärm? Ich nehme mir fest vor, nicht mitzuschreien. Schließlich hat das alles doch mit dem »Geist der Schule« nichts zu tun.

Ich laufe noch einmal zurück und hole meine Kamera, um die einzelnen Szenen festzuhalten. Ich knipse die Schüler der Oberklassen, die mit ihren eigenen Autos, auf die sie mit Kreide die Kampfparole des Tages geschmiert haben, in einem unverantwortlichen Tempo zur Kampfstätte brausen. Ein paar weitere Photos von dem langen Zug der Fußgänger! So ziemlich als Letzter komme ich auf dem Sportplatz an.

Die beiden Parteien — darunter sind die Zuschauer zu verstehen — haben sich gegenüber auf den Tribünen Platz genommen. Hyde Park auf der Süd-, wir auf der Nordseite, und in der Mitte, als Opfer, die Mannschaften. Als die Spieler auf dem Platz erscheinen, wird alles ganz still. Irgendeiner hat die Parole ausgegeben:

»Maul halten!«

Ein paar Senioren, Schüler der obersten Klassen und Mitglieder des Athletischen Komitees, sorgen für Ruhe. Hyde Park darf unsere Unsicherheit nicht merken!

Ihre Überlegenheit ist ja erschreckend. Auf der Südtribüne drängt sich Kopf an Kopf, gut 2000 Schüler. In mehrere Sprechchöre eingeteilt, werden sie von »Cheerleaders«, von »Schreichorführern« angefeuert. Auch wir haben buchstäblich unser schärfstes Geschütz »aufgefahren«! Mit den Autos sind wir bis an den Rand des Spielfeldes herangefahren. Ein gewaltiges Aufbrausen der Hupen soll im geeigneten Augenblick den Gegner erschüttern.

Ein Pfiff. Das Spiel beginnt. Alles springt auf die Sitze, bis auf meine Wenigkeit. Als blasierter Europäer bleibe ich sitzen. Ich muß mir noch einmal meine heutigen Eindrücke

in die Erinnerung zurückrufen. Ich denke an die Unterhaltung mit meinen neuen Lehrern und vor allem an die Worte des Direktors. Ob es nur Worte waren? Eine Schule, die von den Wünschen der Schüler geleitet wird, kann ich mir nur schwer vorstellen. Auf jeden Fall bin ich auf den morgigen Tag, meinem ersten in der Schule, wie ein Flitzbogen gespannt. Die Worte des Englischlehrers in der Schülerzeitung kommen mir in den Sinn:

»Mein und der Lehrerschaft Bestreben geht dahin, daß sich die Schüler in der Schule wie zu Hause fühlen!«

Der Faden meiner Gedanken reißt ab. Im allgemeinen Geschrei und Getümmel vergeht einem das Denken. Ich springe auf die Bank und sehe gerade noch, wie Hyde Park ein Tor erzielt. Während wir Klagelieder inszenieren, bricht drüben wilder Jubel aus. Die Cheerleaders – sechs an der Zahl – bilden eine Reihe und ahmen mit che–tsche–che–tsche– auf alberne Weise eine Lokomotive nach, springen in die Luft und buchstabieren

»H–y–d–e – P–a–r–k!«

Aber jetzt stürmt unsere Mannschaft vorwärts. Wie unsere Seite ein allgemeines Hurra anschlägt, ertappe ich mich dabei, wie ich selber mitschreie.

»Fortschrittliche« oder »barbarische« Erziehung?

Es ging schon auf Mitternacht zu, als ich endlich dazu kam, meine Sachen auszupacken. Oben, in meinem hübschen kleinen Zimmer angekommen, war ich schon viel zu müde, um noch alles aus dem Koffer auszuräumen. Nur das Wichtigste mußte noch raus. Das Wichtigste? Das war meine Schulmappe. Enthielt der »Volksdeutsche« – so nannten wir den großen gelben Lederkoffer nach seiner Heimat, dem Sudetenland – das materielle Rüstzeug für

eine Reise um die Welt, so war in meiner Schulmappe die geistige Nahrung für ein Jahr verstaut. Darüber hinaus enthielt sie eben das Wichtigste! Für mich wurde die übervolle Ledermappe im wahrsten Sinne des Wortes zum Kulturbeutel. Hier lagen Zahnbürste und Füllfederhalter neben Schlafanzug, Schulbüchern und Heften. Hätte ich darüber zu verfügen gehabt, hätten es deren nicht so viele zu sein brauchen. Aber meine Mutter will auf der Weiterreise, wie auf all meinen früheren Reisen, wieder meine Lehrerin sein und dafür sorgen, daß ich das Pensum meiner Münchener Schulklasse nicht versäume. Darin ist sie hart und unbarmherzig. Wohin wir auch kommen, sie hält regelmäßig Unterricht ab, in welcher Stadt, auf welchem Erdteil, auf welchem Ozean, das ist ihr dabei ganz gleichgültig. Jetzt aber, während meine Mutter meinen Vater auf seinen Vortragsreisen begleitet, und ich mich von ihnen trenne, muß die Schulmappe umgepackt werden, um die neuen amerikanischen Schulbücher aufzunehmen, die ich für meinen morgigen Schulbesuch brauche.

Da müssen die guten alten Klassiker, der Sallust, den ich beim schwimmenden Lateinunterricht an Bord der »Europa« übersetzte, Ciceros Reden und Homer weichen. Aber »O Hein, wie hast du dich verändert!« Als ich die griechische Grammatik herausziehe, entdecke ich auf dem Einband statt der geharnischten Athene des Phidias das Bild eines Wolkenkratzers mit der Aufschrift: »The Biltmore Hotel, corner 42. street and Grand Central, New York!« Das war der Anfang meiner Hotelklebezettelsammlung, die noch heute meine griechische Grammatik schmückt. Immer mehr Bücher werden ausgepackt, der Sophokles, die Logarithmentafel und die Dialoge des Plato tauchen auf. Müde reibe ich mir die Augen. Mit dem Kriton in der Hand falle ich zurück. Die Lider werden schwer – mit den Worten des Sokrates:

»Was kommst du denn zu einer solchen Zeit, oder ist es nicht mehr früh?«, wache ich auf, als an der Tür geklopft wird.

Es ist genau acht Uhr. Die Sonnenstrahlen spielen schon am Fenster. Draußen leuchtet ein neuer Tag. Mit meinem Freund Bruce Phemister geht es mit der Schulmappe unterm Arm in den Morgen, zur Schule. Unterwegs klagt Bruce darüber, daß er zu Fuß zur Schule gehen müsse. Ich bleibe still, da es mir nicht ganz aufging, warum man für einen Schulweg von ein paar hundert Metern ein Auto brauche. Ich konnte ja damals noch nicht ahnen, daß ich nach ein paar Monaten so »amerikanisiert« sein würde, mich stets von Freunden im Auto nach Hause bringen zu lassen und nur zu bedauern, daß man vom und zum Auto zu Fuß gehen mußte. Am Schulportal angekommen, sehe ich lange Reihen von Autos vorfahren. Es ist wie eine Auffahrt zur Oper. Ein eigener Verkehrspolizist steht zum Schulbeginn an der Ecke. Die Polizei scheint also zu wissen, daß gerade bei den noch jungen Mittelschülern eine unverhältnismäßig hohe Zahl von Unfällen vorkommt. Zu Fuß zu gehen hat also auch seine Vorteile.

Als ich aber oben in der Geschichtsklasse ankomme, bedauere ich, nicht doch im Auto gekommen zu sein. Der Unterricht hat schon begonnen. Aber nein, da läutet es erst! Alles, auch die Lehrerin, bleibt sitzen und arbeitet weiter, als ginge sie die Glocke gar nichts an. Bruce geht auf sie zu, und – der Mund bleibt mir fast offen – begrüßt sie mit der Bemerkung, ihre neue Frisur stünde ihr ausgezeichnet. »It is very becoming to you!« Erst dann stellt er mich vor.

Miss Webst ist noch ziemlich jung, sicher nicht älter als vierundzwanzig. Sympathisch an ihr berührt mich, daß sie, was auch unter Lehrerinnen in Amerika selten ist, keinen Lippenstift benützt. Als sie jetzt aufsteht, um mir ihre Lehr-

methode zu erklären, wirkt ihre zarte, kleine Erscheinung eigentümlich unter all den großen Fünfzehnjährigen in der Klasse, die – in der Mehrzahl Jungens – sie alle um mehr als Haupteslänge überragen. Auf meine höfliche Bemerkung, daß ich den Unterricht nicht stören wolle, wird mir geantwortet, daß beim Arbeitsunterricht, wie sie ihn erteile, dies keine Störung bedeute.

Jeder Schüler arbeitet nämlich gewissermaßen für sich nach einem Leitfaden, einem »Syllabus« genannten hektographierten Buch, das mir Miss Webst in die Hand drückt. Man behandelt gerade die Geschichte Ägyptens. Sie ist im »Syllabus« in lauter einzelne Abschnitte unterteilt, deren jeder einzelne mit einem Index der einschlägigen Bücher versehen ist. Über deren Inhalt müssen nun Referate angefertigt werden, meist etwa ein halbes Dutzend Pflicht- und ein halbes Dutzend freiwilliger Referate, dazu noch ein Anhang von Aufgaben, die jeder Schüler auf alle Fälle machen muß. Da war zum Beispiel die Stellungnahme der verschiedenen Autoren miteinander zu vergleichen, waren Karten von Ägypten zu zeichnen, Pläne alter ägyptischer Heiligtümer zu kopieren und dergleichen mehr. Vor allem erschrak ich über die Unzahl der verlangten Aufsätze. Da waren Themata wie »Die Geschichte des Isiskultus« oder »Warum konnte Ägypten keine Demokratie sein?«

Miss Webst zeigte mir einige dieser Aufsätze und die große farbige Tabelle an der Wand. Hier hatte jeder Schüler eine Rubrik, in der seine quantitativen und qualitativen Leistungen eingezeichnet waren. Bruce führte gerade das Rennen, sein gelber Strich führte am höchsten hinauf. Meine Kameraden in Deutschland werden verstehen, daß ich eine Weile brauchte, um mich zu fassen. Ein Wettrennen im Können, ein Wettrennen im Lernen! Aber bald sollte auch ich bis spät in die Nacht hinein arbeiten, um nur

ja einen möglichst hohen und breiten gelben Balken zu bekommen!!

Nach dem gleichen System arbeitete man auch in der nächsten Stunde, amerikanische Staatsbürgerkunde. Wie selbstverständlich setzte ich mich gleich mit meinen Mitschülern zusammen am Syllabus nieder. In diesem Fach brauchte ich keine graphischen Tabellen, um zur Arbeit angefeuert zu werden. Mich begeisterte die Arbeit so, daß ich schon in der zweiten Schulwoche die zweitbeste Arbeit in amerikanischer Staatsbürgerkunde schrieb. Mein Vorsprung lag vielleicht darin begründet, daß mir hier alles neu und nicht so abgedroschen war, wie es meine Kameraden empfanden. Für sie war so etwas wie das Electoral College eine Selbstverständlichkeit, für mich ein Kuriosum, ein Widerspruch in sich selbst.

Gilt gerade das gleiche Stimmrecht als Kriterium der Demokratie, so muß es einem merkwürdig vorkommen, daß gerade in Amerika, dem Mutterland aller Demokratien, die Stimmen der Bürger durchaus verschiedenes Gewicht haben. Allerdings wird nicht wie im alten Preußen nach Steuerklassen gestuft abgestimmt, weder nach Macht noch Besitz, sondern nach der Lage des Wohnortes des Wählers. Nach dem System des Electoral Colleges hat die Stimme eines Schreibmaschinenfräuleins aus Nevada mehr Gewicht als die eines Universitätsprofessors in New York, eines dichtbesiedelten Staates. Immer wieder muß man sich einprägen, daß Amerika ein Bundesstaat ist, in dem die einzelnen Staaten sehr große Machtbefugnisse haben, und der Bundesregierung als solcher im Grunde genommen nur die Regelung der äußeren Politik und des Handels zwischen den einzelnen Staaten vorbehalten bleibt. Aber was ist zwischenstaatlicher Handel? Darunter verstand man natürlich im 18. Jahrhundert etwas ganz anderes als heute.

Die Väter der Verfassung konnten nicht ahnen, daß dieser Paragraph einmal den Vorwand für eine bundesstaatliche Kontrolle des Wirtschaftslebens abgeben würde, ja, mehr noch, er gab die Berechtigung zur Schaffung einer Bundespolizei. Ein findiger Jurist hatte nämlich festgestellt, daß Verbrecher, die mit gestohlenem Geld oder Gut die Grenzen ihres Staates überschreiten, zwischenstaatlichen Handel treiben. Andererseits mußte demgemäß die Bundespolizei einen Verbrecher, der nie die Grenzen seines Staates überschritt, der Polizei des betreffenden Staates ausliefern.

Gelang es in manchen Punkten, die alte Verfassung modern auszulegen, so bildete sie oft genug einen Hemmschuh für jede fortschrittliche Entwicklung. Beinahe unfaßbar erscheint es zum Beispiel meinem Empfinden, daß der Oberste Gerichtshof in einzelnen Staaten erlassene Gesetze für verfassungswidrig erklärte, die die Einstellung noch schulpflichtiger Kinder in Kohlenminen mit der Begründung verboten, daß dadurch das Recht und die Freiheit des Individuums, über seine Arbeitskraft nach Gutdünken zu verfügen, beschränkt würde.

Dieser Kurs mit den Diskussionen, die wir darüber in der Klasse führten und die mir so oft Gelegenheit gaben, über Deutschland zu sprechen, fesselten mich so, daß ich stets bedauerte, wenn die Glocke läutete.

Dann kam Turnen. Man sollte meinen, das wäre wenigstens das gleiche wie bei uns. Aber wir denken dabei an Reck, Barren, Bock und Pferd und all das, was bei uns die Turnhalle so erschreckend anfüllt. Hier gibt es Korbbahnhallen, Boxhallen, einen Turnsaal für jede Sportart, sogar ein Schwimmbad. Gelegenheit zum Sporttreiben ist in prunkvoller Weise vorhanden. Jeder wählt die Sportart, die er betreiben will. Aber ich hätte nie für möglich gehalten, daß dies gleichzeitig so vielen die Gelegenheit gibt,

sich vor jeder sportlichen Betätigung zu drücken. Die meisten schauten bloß zu, wie die Mannschaften für die Wettkämpfe trainierten.

Diese Wettkämpfe spielen eine sehr große Rolle. Ihnen ist der »Ghost«, die schon vorhin erwähnte eigene Schülerzeitung gewidmet. An ihr habe ich natürlich ebensowenig mitgearbeitet wie an den Sportspielen selber. Um so mehr interessierte mich die Schülerzeitung »Gargoyle«, die Kurzgeschichten, Gedichte und Aufsätze der Schüler brachte. Bruce schrieb gestern ein Gedicht für die »Gargoyle«, das wir gleich nach dem Turnen zur Schriftleitung brachten. Die »Schriftleitung« war der etwas hochtrabende Name, den sich ein Kreis von Schülern zulegte, dem auch Bruce angehörte. Allerdings waren sie auch wirklich sowohl für den Inhalt wie auch für das Technische und Wirtschaftliche der Zeitschrift verantwortlich. Diese Schriftleiter kannten ihr Geschäft. Es gelang ihnen immer, genügend Anzeigen zu bekommen, um ihr Unternehmen auch in geldlicher Hinsicht erfolgreich zu gestalten. Als wir kamen, war die Schriftleitung schon in dem Raum versammelt, den die Schule ihr zur Verfügung stellte. Man diskutierte eine Viertelstunde lang über das Druckverfahren für den Bilderteil in der nächsten Nummer. Man hatte ja auch Zeit; denn die Mittagspause dauerte eine halbe Stunde, und mit dem Essen konnte man in den beiden Schülerrestaurants, in der »Balaine« und in der »Ida Noyes Hall«, in kürzester Zeit fertig sein.

Ein Irrtum zu glauben, danach wäre die Schule aus. Jetzt kommt erst noch der Nachmittagsunterricht, und selbst wenn der zu Ende ist, geht man meistens immer noch nicht nach Hause. Entweder liest man noch, von Schallplatten und Radiomusik begleitet, in den Schüleraufenthaltsräumen, oder, unter strengster Beaufsichtigung und Ruhe-

wahrung in der Bibliothek. Dort kann man auch seine Aufgaben machen, und hat man dabei Fragen, kann man gleich mit ihnen zu den Lehrern gehen, die zu diesem Zweck noch zwei Stunden lang in der Schule bleiben. Ja, man kann sogar den Abend bis spät in die Nacht hinein in der geliebten Schule zubringen, wenn es zum Beispiel einen Schultanzabend gibt, der gewissermaßen Pflicht ist. Hier holt man sich die »Eins« im »Gesellschaftlichen Benehmen«.

Gott sei Dank ist heute abend nichts los in der Schule. Mir ist schon ganz schwindelig im Kopf von all dem Neuen. Mit einer Ladung neuer Schulbücher komme ich nach Hause.

An demselben Tisch, an dem ich gestern abend meine deutschen Bücher ausgepackt habe, ziehe ich jetzt die amerikanischen aus der Mappe. Die Bücher, die ich mir aus der Bibliothek geholt habe, tragen recht anmaßende Titel: »Der Aufstieg der amerikanischen Zivilisation«, »Der Triumph der fortschrittlichen amerikanischen Erziehung« und dergleichen mehr. Dazwischen aber liegt ein häßliches kleines Büchlein »Schulen für Barbaren«. Dies habe ich mir mit dem Hintergedanken, es möglichst lange zu behalten, ausgeliehen, um seinen Umlauf zu stoppen.

Allerdings brachte mir diese antideutsche Schrift nichts Neues. Die einzelnen Schauergeschichten waren mir bereits in Dutzenden von politischen Diskussionen mit dem Vermerk, »es von einem guten Bekannten, der es selbst erlebte, gehört zu haben«, aufgetischt worden. Jetzt weiß ich auch, woher die alte weißhaarige Dame im Pullmanwagen auf der Hinfahrt ihre Weisheit hatte, als sie mit selbstverständlicher Ruhe erklärte, wir Deutsche lernten ja nichts mehr, weil wir immer zu marschieren hätten. Dies war also ihre »zuverlässige Quelle«, die von einem der übelsten Emigranten geschrieben war.

Dieser Autor schien wirklich »sehr gut« informiert zu sein, wenn er mit Sicherheit behauptete, daß achtjährige (!!!) Pimpfe bei Schießübungen der Hitler-Jugend mit scharfer Munition als lebendige Zielscheibe verwendet würden, wenn er zu berichten wußte, daß alle deutschen Jungens vom vielen Marschieren Plattfüße hätten, und mit der Feststellung schloß, daß man beim barbarischen Erziehungssystem im Gegensatz zu den fortschrittlichen Lernmethoden Amerikas überhaupt nichts lerne!

Nichts gegen die amerikanischen Schulen! Ich bin sehr gern in die Schule von Chicago gegangen, wie überhaupt der Schulgrundsatz »Der Wunsch des Schülers ist das Gesetz der Schule« das Leben sehr erleichterte. Ich kann auch nicht sagen, daß man in Amerika in der Schule nichts lernt. Im Gegenteil, hat ein Schüler ein besonderes Lieblingsfach, für das er sich interessiert, so werden die Lehrer alles tun, um ihn in diesem Fach zu fördern. Auch außerhalb der Schule sind die Lehrer immer bereit, auch weit über das Pensum hinaus zu unterrichten. Aber die Art des Turnunterrichtes ist bezeichnend für das ganze Unterrichtswesen. Wer will, kann sich von allem drücken. Es ist die Spitzenleistung, die einer Schule Ehre einbringt, mag auch die allgemeine Bildung dabei zu kurz kommen.

Als ich das erste Mal in die gleiche Schule ging wie jetzt, war ich weit weniger begeistert. Mein gelber Strich blieb seinerzeit ziemlich weit unten. Nicht, als ob ich in den drei Jahren, die ich in der Zwischenzeit in einem deutschen Gymnasium zubrachte, etwas anderes als viele, viele rote Striche bekommen hätte! Aber es ist merkwürdig und bezeichnend, daß jetzt hier mein gelber Strich steigt und steigt und selbst Bruce Konkurrenz macht. Und das Erstaunlichste dabei ist, daß es sich meist um völlig neue Fächer handelt, für die ich mich in der deutschen Schule in keiner Weise

vorbereiten konnte. Ich habe mich nicht verändert, meine Kameraden haben sich nicht verändert. Sollte ich denn doch unter all den vielen Dingen, die ich in der deutschen Schule gelernt, vor allem das Wichtigste gelernt haben, nämlich zu arbeiten?

Es scheint fast so. Sicher ist, daß sich auf meinen Erfolg hin keiner traut, auf das »barbarische deutsche Schulsystem« zu schimpfen, »bei dem man nichts lerne«.

»Germany' is here again!« sagten die Jungens, wenn sie die gelben Balken an der Wand ansahen. »Das ist Deutschland!«, und das wog mehr als alle Diskussionen.

Die Symphonie der Neuen Welt

Chicago ist mir zum Erlebnis geworden, nicht nur, weil ich alle seine Stadtteile kenne und wohl so gut wie alle seine Schönheiten und Scheußlichkeiten gesehen habe, sondern weil ich dort wirklich lange lebte. Im ganzen sind es fast zweiundeinhalb Jahre, rund ein Sechstel meines Lebens, die ich in dieser Stadt verbrachte.

Wenn wir auch bei meinem ersten Chicago-Aufenthalt zwei Jahre lang in ganz amerikanischer Umgebung lebten, so konnten wir doch stets untereinander deutsch sprechen. Zu viert bildeten wir zusammen ein Stück Deutschland. Diesmal aber war ich ganz allein, von allen Deutschen abgeschnitten. Dafür hatte ich im Hause der befreundeten Familie Phemister reichlich Gelegenheit, das amerikanische Familienleben aus der Nähe kennenzulernen. War Doktor Phemister, der bekannte Chirurg und Chefarzt der Chicagoer Universitätskliniken, einer der feinsten Menschen, die mir bisher begegnet sind, so war sein Sohn Bruce einer der besten Freunde, die ich jemals kennengelernt habe. Nachdem ich nun ein Vierteljahr lang Bruces Leben geteilt habe, läge es nahe, sein Leben als typisch zu schildern.

Doch was ist typisch? Diese Frage wage ich nicht zu beantworten. Ich glaube, dazu muß man noch etwas älter sein als ich es bin. Darum will ich auch keinen meiner Kameraden aus der Schule als das Urbild eines amerikanischen Jungen zeichnen. Ich halte es vielmehr für richtiger, von meinen Mitschülern zu erzählen, so, wie sie an einem Samstagabend zusammenkamen.

Mary hatte uns zur Radioübertragung des New Yorker Symphoniekonzertes eingeladen. Ehrlich gestanden, war ich etwas überrascht, daß ein Mädchen ihre Mitschüler und Mitschülerinnen zu sich in die Wohnung bat. Außer mir schien jedoch niemand etwas Besonderes daran zu finden, auch nicht Marys Eltern, die an diesem Abend ins Theater gingen und uns allein in der Wohnung zurückließen. Wohnung? — Wie für amerikanische Begriffe nur allzu häufig, wurde sie auch hier nur durch zwei kleine Zimmer dargestellt.

Diese sind dann so eingerichtet, daß man eigentlich vier Zimmer an ihnen hat, am Tage zwei Wohn-, nachts zwei Schlafzimmer. Ich selbst habe mit meinen Eltern lange in einem derartigen »apartment« gewohnt und kenne also den Trick. Wer weiß, was diese »schmucken« Möbel alles tarnen? Ob dieser Wandschrank nicht eine »Pullman-kitchen«, eine winzig kleine, aber vollkommene Küche birgt? Es ist auch nicht ratsam, zuviel auf dem Sofa hin- und herzurutschen. Die ganze Geschichte könnte plötzlich ins Rollen kommen, und man säße in einem fertig gemachten Bett. Bleibt man aber schön brav sitzen, dann sieht das Ganze wie ein vollendetes Wohnzimmer aus.

Mary hat sich überhaupt Mühe gegeben und alles sehr nett hergerichtet. Überall leuchten von ihr angesteckte Kerzen, für den Amerikaner der Inbegriff von Wohnkultur. In dem Land, in dem elektrisches Licht so billig ist, daß die großen Lichtreklamen in der Stadt unausgesetzt Tag und

Nacht brennen, fühlt man sich nur wohl, wenn zum Essen, sei dies auch am hellichten Tag, Kerzen brennen.

Vor dem Radio steht eine große gelbe Wachskerze. Auf die Symphonie 1812 von Tschaikowsky folgt als nächste Programmnummer der Philharmoniker die Symphonie »Neue Welt« von Dvořák. Von den übrigen Programmnummern fällt diese etwas ab. Ich glaube, man spielt sie in erster Linie aus Pietät und Ehrfurcht, denn es ist die erste Tondichtung, die, wenn auch nicht von einem Amerikaner komponiert, so doch immerhin Amerika, die Neue Welt, zum Thema hat. Wir sitzen im Kreise und lauschen den Klängen der »Neuen Welt«. Nun habe ich Zeit, mich unter meinen Mitschülern umzusehen.

Mir gegenüber sitzen Frank und Charles, die Meisterschwimmer. Frank in einem bunten Pullover, dessen grelle Farben kaum durch das Kerzenlicht gedämpft werden, Charles in einem Hemd, auf dem er die Unterschriften seiner Freunde sammelt. Sie sind unsere beiden Sportkanonen und machen bei Wasserball und Schwimmwettkämpfen unserer Schule Ehre. Deswegen drücken die Lehrerinnen auch nur zu gerne ihren schlechten Schulleistungen gegenüber beide Augen zu. Ist unserer Schule in dieser Saison im Fuß- und Basketball der Erfolg versagt geblieben, so soll sie wenigstens im Schwimmen die Meisterschaft gewinnen.

Die beiden baumlangen Jungens sind prächtige Kerle und gute Kameraden. Sie würden in einem deutsch-amerikanischen Lager ihr Land gut vertreten, wenn nicht ihr unmöglicher Aufzug störte. Der Grundsatz »Kleider machen Leute« trifft nicht auf Amerikanerjungen zu, wie mich eine frühere Erfahrung gelehrt hat.

*

Nach meinem ersten Aufenthalt in Amerika war es immer meine Hoffnung gewesen, einmal ein Zusammentreffen

meiner deutschen und amerikanischen Kameraden erleben zu können. Natürlich freute ich mich also ganz besonders, als Reichsleiter Baldur von Schirach im Sommer 1938 ein deutsch-amerikanisches Jugendlager veranstaltete und einige meiner Kameraden aus Chicago daran teilnehmen durften. Weil ich wußte, was es für pfundige Kerle sind und überzeugt war, daß sie überall gefallen würden, erzählte ich allen deutschen Kameraden rühmend von ihnen. So sahen wir Hitlerjungen im Lager ihnen mit großen Erwartungen entgegen.

Zu meinem Kummer lösten die Amerikaner anfangs keineswegs Begeisterung aus, im Gegenteil, im geheimen wurden sie verlacht und bekrittelt, und wenn man sie nach ihrem Äußeren beurteilt, auch mit einem gewissen Recht. Ich schämte mich fast selber, als einer meiner besten amerikanischen Freunde in einer grasgrünen Jacke daherkam, auf der die Landkarte von Texas und obenauf noch Kakteen, Palmen und Wolkenkratzer abgebildet waren. Ein anderer kam in einem Sweater, auf dem nicht nur sein Name, sondern auch die Jahreszahl seines Schulabganges in Riesengröße aufgestickt war.

Aber das war nur der erste Eindruck. Sie legten bald, fast selbst beschämt, die allerauffallendsten Kleidungsstücke ab, und die Hitlerjungen entdeckten mit Freude, daß hinter dieser merkwürdigen Einkleidung ganz famose Kerle steckten. Später kam man sich so nahe, daß der Abschied richtig schwer fiel und mir meine deutschen Kameraden Recht gaben.

*

War man selber in Amerika, versteht man die merkwürdige Art des jungen Amerikaners eher. Vieles, was man bei uns verurteilt, wird dort als »Selbstständigkeit«, »Natürlichkeit«

oder gar als »Eigenart« gepriesen. Während es bei uns die erste Forderung für einen Jungen ist, sich in die Gemeinschaft einzufügen, gilt es in Amerika als höchstes Lob, »anders zu sein als die andern!«

Auch John ist »anders«. Aber seine Eigenart besteht darin, daß er gar nicht anders als die andern sein will. Er macht bei allem mit, ist, wie man in Amerika sagt, »a good sport«, bleibt jedoch stets still im Hintergrund. Auch jetzt sitzt er wieder ganz hinten, scheinbar unbeteiligt bei den Klängen der Dvořákschen Musik. John wäre mir wohl nie aufgefallen, hätte man mir nicht so viel von ihm erzählt. Auf den Gängen der Schule munkelte man von dem sagenhaften Reichtum seiner Familie. Ich konnte mir zunächst gar nicht vorstellen, daß John der Sohn des weltbekannten Millionärs und Haarnadelkönigs sei. Als ich ihn dann einmal an einem freien Schulnachmittag an einer Straßenecke als Zeitungsverkäufer sah, schienen mir die Gerüchte von seinem Reichtum ein Witz zu sein. Erst als ich eine Einladung bekam, ihn oben in seiner Wohnung zu besuchen, ging mir ein Licht auf.

Ich sage »oben«, und wie ich glaube, mit Recht; denn John und seine Eltern bewohnen das 26. und 27. Stockwerk des Hotels Flamingo. Ist es auch nichts Außerordentliches, wenn jemand sein Büro im 30. oder 40. Stockwerk hat, so ist eine Wohnung auf der 27. Etage auch in Chicago etwas Besseres, besonders im Hotel Flamingo, dem besten und vornehmsten Hotel an der Südseite. Hier gibt es nicht nur die üblichen Zweizimmerwohnungen, sondern auch größere mit zwei Stockwerken. Nein, angesichts dieser Halle, die durch beide Stockwerke geht, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Johns Eltern viel Geld haben, allerdings dafür um so weniger Geschmack!

Auf jeden Fall blieb ich mir im unklaren darüber, ob diese Möbel eine gotische Kirche oder einen Tanzsaal aus der

Barockzeit vortäuschen sollten. Anklänge an beides waren vorhanden. John führte mich in einen zweiten Saal, der im »künstlerischen Gegensatz« zum ersten in einem mißverstandenen Kubismus gehalten war. Wir saßen schon eine ganze Weile in den übermodernen Sesseln, als ich endlich das Thema auf sein Zeitungsverkaufen bringen konnte.

»Und das findest du merkwürdig?« erwiderte er. »Das ist doch das Natürlichste von der Welt. Mein Vater gibt mir nur wenig Taschengeld. Was ich sonst noch an Geld brauche, muß ich mir selber verdienen.«

Tatsächlich findet man es in Amerika gar nicht merkwürdig, wenn die Söhne reicher Eltern an schulfreien Nachmittagen auf Arbeit gehen. Der Gedanke, daß sie damit anderen, die es notwendiger hätten, ihr Brot wegnehmen, kommt ihnen gar nicht. Im Gegenteil gilt es hier als Zeichen eines ganzen Kerls; denn Geldverdienen ist in Amerika Ehrensache.

Amerikanische Eltern geben sich die größte Mühe, ihre Jungen zum Geldverdienen zu erziehen.

Ich lernte später viele Fälle kennen, in denen die Eltern, reiche Bankiers oder Industrielle, ihren Söhnen überhaupt kein Taschengeld gaben, um sie zum Verdienen zu zwingen. Dieselben Jungen, die das Jahr über im eigenen Auto zur Schule fahren, helfen in den Ferien an Tankstellen aus. Ist ein Junge nicht tüchtig genug, sich einen »Job« selbst zu verschaffen, so helfen die Eltern nach. Ich war nicht wenig erstaunt, als der Vater eines Schulkameraden mir erzählte, daß er, der Vater, selbst das Geld hergegeben habe, das mein Freund im Sommer sich durch seine Arbeit verdient zu haben glaubte und auf das er so stolz war. Er arbeitete in einem Laboratorium, mit dem sein Vater dieses Abkommen getroffen hatte.

Uns mag diese Erziehung zum Geldverdienen befremden.

Aber man muß zugeben, daß auf diese Weise manches Muttersöhnchen zum ganzen Kerl wird. Es ist wohl auch zum großen Teil dieser Schulung zu verdanken, daß bei der Jugend in Amerika — ich kann hier allerdings nur vom Mittelwesten sprechen — ein gesundes soziales Empfinden vorhanden ist.

Für uns, die wir in der Gemeinschaft der Hitler-Jugend stehen, ist das nichts Außergewöhnliches. Aber wer die übrigen demokratischen Länder des Westens kennt, weiß, was es bedeutet, wenn der Sohn eines Millionärs und der eines Hilfsarbeiters die besten Freunde sind.

John und Karl, der seinen Schulbesuch nur einem Stipendium verdankt, sind unzertrennliche Freunde. Auch jetzt sitzen sie wieder beisammen. Karl hat seinen blonden Kopf in die Hände gestützt und hört auf die Musik, als wolle er sich keine einzige Note entgehen lassen.

Ich weiß es nicht ganz genau, aber ich glaube, daß John und Karl sich beim Zeitungsverkaufen näher kennenlernten. Für Karl ist diese Arbeit freilich keine Spielerei; denn er muß das Geld verdienen, das man bei ihm zu Hause so dringend braucht. Er ist ziemlich weit herumgekommen und hat schon alle möglichen Arbeiten verrichtet. Kommt er nach der Schule heim, muß er kräftig bei der Arbeit mit anpacken. Daß er in der Küche hilft und das Geschirr spült, ist selbstverständlich. Das macht jeder Junge in USA. Ich erinnere mich genau daran, daß Geschirrabwaschen das Erste war, was ich in Chicago lernen mußte. Es ist jedoch schwieriger, dem Vater als der Mutter zu helfen. Karl muß das uralte Familienauto immer wieder reparieren. Wenn auch ein Auto für einen amerikanischen Hilfsarbeiter keinen Luxus bedeutet, so ist aber eine Reparatur an ihm in einer Werkstatt ein Luxus.

Ich zerbreche mir den Kopf darüber, wie Karl bei den

vielen häuslichen Arbeiten noch Zeit für die Schulaufgaben hat. Und er liefert immer die besten Arbeiten in der Klasse ab. Bei uns in München hätte man ihn wohl verächtlich einen »Streber« genannt. Hier aber bewundert man neidlos den Musterschüler, wie überhaupt gegenseitiges Loben und Bewundern einen wesentlichen Teil unserer Unterhaltung bildet.

Auch die Lehrer vergessen nie beim Zurückgeben der Prüfungsarbeiten die »hervorragenden Leistungen« zu loben. Ein »genügend« wird lange bewundert. Ist eine Arbeit ungenügend, so heißt es: »Sie könnten noch Besseres leisten!« Manchmal dachte ich in Amerika, die Schule sei eine »Gesellschaft für gegenseitige Bewunderung«.

Dieser Achtung, die man dem guten Schüler entgegenbringt, entspricht es auch, daß keiner auch nur auf den Gedanken kommt, von seinem Nachbarn abzuschreiben. Dieser »Betrug« wird nicht etwa, wie bei uns unter dem Decknamen des Spickens oder des Mogelns als Kühnheit gefeiert, sondern als unfair gebrandmarkt. Keiner würde mit einem, der dies getan hat, mehr sprechen. Ich denke manchmal, daß meine deutschen Professoren, so entsetzt sie auch wohl über das äußere Auftreten der amerikanischen Schüler wären, in Amerika sicherlich gerne unterrichten würden. Jede gegenseitige hinterlistige Bekämpfung zwischen Lehrer und Schüler fällt hier weg.

Wie ich so im Geist die Rollen vertausche und meinen amerikanischen Mitschülern deutsche Lehrer und meinen deutschen Kameraden amerikanische Lehrerinnen zudenke, rüttelt mich ein Fanfarenruf wach. Das Orchester hebt zum Pilgerchormotiv an. Auf Dvořáks amerikanische Symphonie ist Wagner mit der Ouvertüre zum Tannhäuser gefolgt. Da hört Karl gespannt zu. So musikalisch er ist, hatte er noch nie Gelegenheit, in eine Oper zu gehen und an eine musika-

lische Ausbildung zu denken. Vielleicht ist seine musikalische Begabung das Erbe seiner deutschen Vorfahren, denn ich bin überzeugt, daß er deutscher Abstammung ist. Als ich ihm gegenüber einmal diese Vermutung aussprach, leugnete er dies heftig, allerdings nicht ohne mir ein paar Tage später zu gestehen, daß er durch meine Bemerkung und seinen deutschen Namen stutzig geworden, der Frage nachgegangen wäre. Eine alte Tante habe ihm die deutsche Abstammung bestätigt, aber auch sie habe nur noch gewußt, daß ihre Eltern aus Deutschland kamen.

Wie ich jetzt Karls Züge vor mir sehe, sind sie unverkennbar deutsch. Die Musik hat sich jetzt zum Höhepunkt gesteigert, und seine Züge werden immer gespannter und gestrafter. Auch John merkt bei dem letzten Satz noch einmal plötzlich auf. Saßen eben noch alle stumm und gebannt, so herrscht nach dem Ausklingen der Ouvertüre Aufbruch und Unruhe. Ein Mädchen springt auf und legt eine wilde, recht mittelmäßige Jazzplatte aufs Grammophon. Bestürzt sehe ich zu, wie derselbe Kreis, der eben noch der klassischen Musik lauschte, vom »Swing« ergriffen, in allen möglichen Windungen und Verrenkungen tanzt. Alle, auch John, Charles und Frank machen mit. Nur Karl und ich bleiben sitzen.

Die Tannhäuser-Ouvertüre noch im Ohr, stehen wir auf und treten ans Fenster.

Vom Fenster im 12. Stockwerk haben wir einen weiten Blick über die Stadt und das Wasser. Zur Linken liegen hell erleuchtet, die Hochhäuser und rechts im Dunkeln der Michiganssee. Wie ein Meer brandet er gegen den Strand. Am Ufer läuft die große Autostraße mit ihren vier Fahrbahnen. In rasender Geschwindigkeit gleiten an ihr die Autolichter entlang. Unabsehbar und ununterbrochen ist ihre Kette. Als ich sie zählen will, fallen mir die Klänge der Symphonie der Neuen Welt ein, die, als sich die Prozession der Autos zu nä-

hern scheint, in das Motiv des Pilgerchores übergehen. Ich wende mich zu Karl und sage leise: »Es ist wie ein Fackelzug.« Nickend erwidert er: »Das ist der Fackelzug des Fortschritts.«

Chicago, weiß und schwarz

Für kurze Zeit konnte ich mich nach Europa zurückversetzt glauben. In der prächtigen Inszenierung der Oper »Tosca« wurde der ganze Zauber der italienischen Musik lebendig. Eine herrliche Sopranstimme sang die Arie an die Sterne, während die Umriss der ewigen Stadt langsam aus dem blaugrauen Nebel auftauchten. Erst die Schüsse vor dem Fallen des Vorhangs riefen mich wieder in die amerikanische Wirklichkeit zurück. Waren Spiel und Gesang ganz getreu der Konvention gehalten, versuchte man bewußt, durch die Besetzung der Hauptrollen mit europäischen Kräften dem Vorbild der Alten Welt möglichst nahe zu kommen, so waren die Räume und der Geist der Chicagoer bürgerlichen Operngesellschaften ganz amerikanisch, und zwar kaum im besten Sinne des Wortes. Das Publikum, das den Saal nur zu etwa einem Drittel zu füllen vermochte, gab seine Begeisterung mit fast mittelwestlicher Hemmungslosigkeit kund. Bezeichnend ist auch der Zuschauerraum, eine wahre Perle kitschiger Kinoarchitektur. Aber die Chicagoer sind unschuldig daran.

Es ist ja nicht die Stadt, nicht der Staat, sondern der Präsident der Operngesellschaft, Samuel Insull, der den schlechten Geschmack hatte. Wohl kritisierte man den Bauplan, aber gegen den »Gönner«, der den Bau aus eigener Tasche zu bezahlen schien, wagte man nichts zu sagen. Man betrachtete den reichen Insull mit Ehrfurcht als den Mäzen, als den Präsidenten der Oper, die hier mehr eine Art kultureller Wohltätigkeitsverein ist, und nahm die merkwürdige

Lage im häßlichsten Stadtviertel wie die geschmacklose Innenausstattung in Kauf. Doch die Ehrfurcht war fehl am Platze. Nach ein paar Jahren stellte es sich heraus, daß der «Gönner» beim Opernbau gar nicht wenig verdient hatte. Aber damit nicht genug: Insull, der Mann, dem halb Chicago gehörte, machte betrügerischen Bankerott, wobei Hunderttausende ihr mühsam erspartes Geld verloren.

Nun ist die Operngesellschaft wieder in den Händen der »guten, alten Familien«. »Alt« sind sie insofern, als sie teilweise schon in der zweiten Generation wohlhabend sind. Dort unten im Parkett stehen sie, die Vertreter der guten Familien. Alle sind sie in großer Abendtoilette erschienen, obwohl es sich nur um eine Nachmittagsvorstellung handelt. Als wir an die Ballustrade des Balkons treten, gibt mein Freund Bill Erklärungen.

». . . und die in der rechten Loge ist die Gattin des Oberst Knox, des Besitzers der großen Abendzeitung, der »Chicago Daily News«, in der linken sitzen die McCormicks. Trägt der alte nicht einen phantastischen Frack? Mensch, ich sage dir, steinreiche Leute, gut ein paar Milliarden wert!« — »He is worth a couple of billions!« lautet das englische Idiom. Auf die Frage, woher er denn das alles wisse, erklärt Bill eifrig, die reichen Familien hätten doch für die ganze Saison bestimmte Sitzreihen gemietet, obwohl sie nicht im entferntesten daran denken könnten, sie stets zu benutzen.

»Hauptsache, daß es viel Geld kostet und nach etwas aussieht! In der Gesellschaftsbeilage der Tageszeitungen werden dann die reichen Kunstfreunde und die Kleider, die sie im Theater trugen, genannt. Vorausgesetzt, daß sie für diese Nennung ihres Namens in der Zeitung auch eine entsprechende Summe Geldes zahlen . . . und ich lasse mir nie die Gesellschaftsbeilage entgehen.«

Bills Einstellung hat durchaus nichts Ungewöhnliches.

Viele meiner Schulkameraden . . . auch die vernünftigsten Jungen . . . lesen die Zeitung nur wegen der »Society Page«, die sie viel mehr interessiert als die politischen Nachrichten. Eine solche »Society Page«, die genau beschreibt, mit welchen Blumen und mit welchen Gästen sich eine Dame der Gesellschaft schmückte, unterscheidet sich wenig von den Hofanzeigen des 18. Jahrhunderts. Und so etwas interessiert amerikanische Schuljungen!

Das war mir denn doch zu stark. Das Theater soll doch eine »moralische« und keine gesellschaftliche Anstalt sein. Ich dränge fort. Nur noch einen Blick werfe ich auf den kleinen Kreis von Millionären, der der Millionenstadt wenigstens für ein paar Wochen, im Frühling und Herbst, wenn die New Yorker Oper geschlossen ist, ein – allerdings tadelloses – Theater ermöglicht. Nein, an den Börsengrößen habe ich mich sattgesehen. Mir geht die Musik, die Arie an die Sterne, immer wieder durch den Sinn. Und als wir auf die Straße in den hellichten Nachmittag hinaustreten, muß ich immer noch daran denken. Auch bei der Heimfahrt mit der Hochbahn kann ich den Blick von der Engelsburg auf die Siebenhügelstadt nicht vergessen.

*

Hoch über den Häusern saust die Stadtbahn. Steht der Zug kurze Zeit auf einer Station, kann man weit im Umkreis über die Stadt hinsehen. Blutrot liegen die Backsteinhäuser im letzten Licht gebadet. Die Hochhäuser stechen wie kleine, blaue Nadeln gegen den Horizont. Auch von der Ferne großartig und gewaltig, winken sie wie ein letzter Gruß der weißen Welt. Hier vorn ist alles schwarz. Tief in den »Black Belt«, das Negerviertel, führt der Schienenstrang der »Elevated«. Wir fahren durch die Hinterhöfe des Elends. Baufällige Behausungen, wie sie fast in den Lon-

doner Slums undenkbar wären, säumen den Weg. Aus dunklen Löchern starren die Schwarzen dem Zug nach. Dann wieder fällt der Blick auf die unzähligen kleinen Negerjungen, die dichtgedrängt auf den Schutthalden mit alten Konservenbüchsen Fußball spielen.

An der letzten Haltestelle sind eine Menge Farbiger eingestiegen. Die kleinen Negerknirpse haben sich neben gleichaltrige weiße Schuljungen gesetzt und lesen wie diese das »Wild-Western-Magazine«. Eine nilpferdartige Negermami in voller Kriegsbemalung mit einem Tiroler Hut, wie er jetzt auch hier modern ist, und einem gelbroten Schal breitet sich mir gegenüber auf der Bank aus. Die weiße Dame rückt zur Seite, um mit der Schwarzen nicht in Berührung zu kommen, wobei für ein paar Sekunden ihr Buch zufällt, das sie auf dem Schoß hält. »Onkel Toms Children« steht in großen Lettern auf dem Titelblatt gedruckt. Man muß das Buch gelesen haben, um die Situation zu verstehen: der Autor ist ein fanatischer Neger, jede Zeile ist voll Haß gegen die Weißen. Das ist die Blindheit, die man hier häufig trifft. Wie man gestern in den reichsten Familien dem Kommunismus zujubelte, begeistert man sich heute für die Neger, ohne auch nur das Geringste gegen das entsetzliche Elend im Negerviertel zu tun. Die großen Geschäftsleute, die jeden Morgen — da ihre Autos in der Stadt nicht parken können — mit der Hochbahn ins Büro fahren, haben augenscheinlich noch nie durchs Wagenfenster geschaut.

Das Negerviertel Chicagos, in dem eine gute Viertelmillion Schwarze wohnen, liegt eingepreßt zwischen der City, dem Geschäftszentrum und dem Universitätsviertel, dem sich eine Reihe eleganter Wohnstraßen und großer Hotels an der Seefront anschließen. Durch diese in jeder Hinsicht »dunkle« Zone muß hindurch, wer mit der Hochbahn von der »Südseite« in die Stadt will, also auch wir.

Ungezählte Male bin ich selber diese Strecke gefahren. Ich weiß noch, wie hoffnungslos entsetzt ich das erstmal war, als ich aus dem Wagenfenster auf das Elendsviertel blickte, das sich vor mir ausbreitete.

Die Häuser da unten sind sämtlich nach englischem Muster gebaut, alle vollständig gleich. Eine »gute« Stube nach vorn, dahinter die Küche und auf der Rückseite eine schmutzige »alley«, in der sich Schmutz und Abfall der Häuser sammelt. Von der Hochbahn sieht man in die Höfe, in die Häuser, durch die Häuser hindurch. Das Leben hier ist ohne Geheimnis, ja, ohne jede Spur von Intimität, von Persönlichem und Eigenem.

Aber alle haben sich daran gewöhnt, die in den Häusern leben und auch die, die daran vorbeifahren.

Ich muß feststellen, daß es mir selbst nicht anders ergeht. Auch mir ist es mit der Zeit ganz natürlich und selbstverständlich geworden, daß da unten Menschen in solch grauenhaftem Elend leben. Erst jetzt, als ich unmittelbar von der Millionärsparade in der Oper komme, wird es mir plötzlich wieder bewußt. Plötzlich fühle ich diesen seltsam stechenden Schmerz im Herzen wie die Vorahnung eines ganz großen Unglücks.

Es ist ein großes Unglück, das da unten herrscht, und ein größeres, das aus ihm heraufsteigt zu dieser Schnellbahn, die einst den Weißen vorbehalten war, und zu den eleganten Wohnzeilen der Südseite, deren weitläufige Parkanlagen zum Teil bereits von den Schwarzen überschwemmt und damit für die Weißen unbenutzbar geworden sind.

Unendlich langsam, aber gleichzeitig unaufhaltsam breitet sich die schwarze Zone aus. Ein Haus, eine Straße, die sie erfaßt, ist für Weiße unbewohnbar geworden. Ein einziger schwarzer Mieter oder gar Hausbesitzer, dem es gelungen ist, in eine bisher weiße Straße einzudringen, stürzt von heute auf morgen die Mieten und die Grundwerte auf einen



Bruchteil. Eine Massenflucht der Weißen setzt ein, und sofort dringen die Schwarzen nach. Viele der besten Stadtteile sind so verlorengegangen.

Steigt man einmal auf einer der Stationen im Negerviertel aus und schlendert durch die Straßen, so bemerkt man mit Überraschung, daß sie zum Teil einmal überaus elegant gewesen sein müssen. Man kommt an Häusern aus teurerem Stein vorbei, an Villen mit hohen Fenstern und kostbaren Gittern vor Flächen, die einst Gärten waren. Zum Teil sind sie noch leidlich erhalten. Es gibt auch wohlhabende Neger, zum Teil sogar reiche, die trotzdem nirgendwo anders Wohnung finden können als im Negerquartier. Aber das meiste ist verdreckt, verfallen, verkommen. Und die Mehrzahl der Schwarzen lebt unter Bedingungen, auf die nur das Wort »unmenschlich« zutrifft.

Es ist schwer zu sagen, wieviel sich an Haß und Neid gegen die Weißen in diesem schwarzen Viertel zusammenbraut, wahrscheinlich mehr als zur Sklavenzeit in den Südstaaten. Aber die Weißen sehen es nicht oder wollen es nicht sehen! Ihr demokratisches Bewußtsein gibt ihnen das gute Gewissen, daß nach dem Gesetz doch alle gleich sind, und daß jeder Amerikaner, einerlei welcher Rasse und Hautfarbe, die gleichen Rechte und Möglichkeiten hat.

Dabei beruhigt er sich, und das gehört zu den Dingen, die für einen Europäer, besonders für einen Deutschen, in den Vereinigten Staaten zuerst völlig unverständlich und unfassbar sind; der gleiche Amerikaner, der sich in der Öffentlichkeit für die gleichen Rechte und die Wohlfahrt der Schwarzen ereifert, und zwar anscheinend aus ehrlicher Überzeugung, billigt ihnen in der Praxis des Alltags auch nicht im Entferntesten auch nur einen Bruchteil des Rechtes und der Wohlfahrt zu, die er für sich selbst beansprucht.

Aber das ist Amerika! Und das ist Chicago! Es gehört mit

zum Bilde dieses Landes. Beide sind in ihrer Art groß und bunt wie die Welt und gehen bis an die äußerste Grenze, im Guten wie im Bösen.

Das Gesellschaftsspiel von »Demokratie und Diktatur«

Seit meinem letzten Aufenthalt in Chicago sind nun schon fast zwei Jahre vergangen. In diesen zwei Jahren hat sich in Asien vieles, in Europa alles und in Amerika so gut wie nichts geändert.

Das ist es, was jeden weitsichtigen Amerikaner, jeden Bürger im »Lande des Fortschritts«, stutzig machen müßte. Das Wort, daß der Erfolg der beste Propagandist sei, ist ja von meinem Vater in erster Linie im Hinblick auf die Vereinigten Staaten geprägt worden, und es bleibt zu hoffen, daß dieser Propagandist »Erfolg« in USA. erfolgreich und für den deutschen Erfolg Verständnis wecken wird! Es wäre nach den jüngsten Ereignissen nur zu natürlich, wenn in der Neuen Welt die Einsicht dämmerte, daß man auch von der Alten lernen könne.

An sich war diese Einsicht in manchen amerikanischen Kreisen schon seit langem wach. Sie mußte nur geheim bleiben; denn jede derartige Äußerung konnte auch den volkstümlichsten Helden, ja sogar einen Oberst Lindbergh, in der Öffentlichkeit unmöglich machen. Im Trommelfeuer der Presse, in der Flut von Aufsätzen und Reden für Gedanken- und Redefreiheit wurde fast jedes freie Wort erstickt. Man arbeitete in der Propaganda nach dem alten Rezept, daß nur die ständige Wiederholung wirksam ist, und hämmerte dem amerikanischen Volk so lange die Vorzüge der amerikanischen Demokratie im Gegensatz zur deutschen »Diktatur« ein, bis sich auch der letzte Arbeitslose verpflichtet fühlen mußte, sich glücklich zu preisen, daß er in dieser Demokratie in Armut und Elend leben durfte.

Schließlich wurde im vierten Jahre dieses Propagandafeldzuges das Gesellschaftsspiel »Demokratie oder Diktatur« erfunden. Im ganzen Lande, in den Vortragssälen und den Damenklubs, auf den Parteiversammlungen und im Schulunterricht, in Abendgesellschaften und auf den Sportplätzen wurde dieses Spiel mit Leidenschaft betrieben. Man bat die Bekannten zu sich zum Tee, reichte Kuchen und servierte ein Opfer, das bereit war, für die Diktatur zu sprechen. Dann fiel man gemeinsam darüber her, wobei man seine loyale demokratische Gesinnung unter Beweis stellen konnte. Dies betrieb man so lange, bis endlich »Rohstoffmangel an Opfern« eintrat und den vielen demokratischen Vereinigungen nichts anderes übrigblieb, als unter sich Diskussionen zu veranstalten, welches die größten Vorteile der Demokratie und welches die größten Sünden der Diktatur seien.

In der Schule äfft man dieses Spiel selbstverständlich nach. Man hat einen Klub »Current affairs« eigens zu diesem Zweck gegründet. Es gab da eine ganze Reihe solcher Klubs an unserer Anstalt, denen sie jedem alle 14 Tage eine Schulstunde einräumt. Manche dieser Klubs treffen sich allerdings noch öfter als der Radioklub, in dem ein Empfangsgerät gebaut wurde. Eigentlich gab es für jedes Interessengebiet einen Klub: für Photographie, Fremdsprachen, Zeichnen oder Musik.

Ich trat dem politischen Klub bei. Er hatte das, ach, so seltene Programm für seine erste Sitzung im »Midway«, der Schulwochenzeitung, veröffentlicht: »Demokratie oder Diktatur«.

Frankie, unser Vorsitzender, steht auf, räuspert sich und preist mit viel schönen Reden die Vorzüge der Demokratie, ein paar Schüler brechen in spontane Lobgesänge aus. Dann betritt ein blonder Backfisch das Podium, setzt sich an den Katheder und spricht mit einer eisigen Stimme über das Versagen der autoritären Staaten. Sie mußte es ja wissen!

Im Grunde sind es Unsicherheit und Furcht, die Amerika so verzweifelt viel von den Vorzügen der Demokratie und der Verwerflichkeit der Diktatur reden lassen. Man ist durch die Demokratie entstanden, mit ihr groß und reich geworden. Man hat sich in dem Gedanken gewiegt, in ihr ein unfehlbares Rezept zu besitzen, nicht nur, um sich selber, sondern der ganzen Welt den in der Verfassung garantierten »Anteil am Glück« zu sichern. Und nun scheint das sichere Mittel zu versagen. Im eigenen Land gerät man aus einer Krise in die andere, wird man das Heer der Millionen Arbeitsloser nicht los, obgleich man bereits Milliarden auf Milliarden an die Beseitigung dieses Übels wandte. Im fremden Lande aber ist man spielend mit den bei sich zu Hause unlösbaren Problemen fertig geworden! Und was schlimmer ist: im fremden Lande macht man alles anders als man selber! Sie scheuen sich nicht, die alleinseligmachende Demokratie in die Rumpelkammer zu werfen und es mit eigenen neuen Methoden zu versuchen.

Das aber ist in amerikanischen Augen ein unsühnbares Verbrechen. Das Neue ist doch Amerika! Europa ist die »Alte Welt« und hat es zu bleiben. Von ihr kann nichts Gutes kommen, jedenfalls nichts Neues und Vorbildliches! Und erst recht nicht von Deutschland! Für einen Amerikaner war und ist das Deutsche Reich von je feudal, das deutsche Volk unfrei und unterjocht, bestenfalls »rückständig«. »Deutschland stellt die Uhr zurück!« Mit diesem Schlagwort suchte man in den Vereinigten Staaten alles abzutun, was der Nationalsozialismus an Neuem geschaffen.

Von Deutschland durfte und darf nichts Neues kommen. Das ist der Hauptgrund, weshalb man uns bekämpft. Und um den trotz allem aufsteigenden Zweifel in sich zu beschwichtigen, spielt man das langsam lächerlich werdende Gesellschaftsspiel von der braven Demokratie und der bösen Diktatur.

FAHRT NACH FLORIDA

Mit dem »Auto der Bildung« durch Pennsylvanien

Für die Weiterreise von Chicago haben wir die Schulbücher in die Autoseitentaschen gepackt. Dort sind sie recht handlich und immer greifbar, im Gegensatz zu dem übrigen Gepäck, dessen Inhalt ich wohl in den nächsten Wochen nicht mehr zu Gesicht bekommen werde. Abends nehmen wir nur die oben liegenden Handkofferchen mit dem Nachtzeug mit ins Quartier. Alles übrige bleibt sicher im »Aufbau« verstaut.

Der »Aufbau« ist das Werk meines Vaters und sein ganzer Stolz. Erfahrung genug im Verstauen von Gepäck und im Abschätzen dessen, was man noch mitnehmen kann, hat er ja sammeln können auf unseren zahllosen Reisen. Ich werde nie sein erstes Lehrgeld vergessen. Es war in Adelaide, als wir uns zur Durchquerung des australischen Kontinents anschickten. Damals hatten wir außer all unserem Gepäck und den Kameras auch noch Brennstoff und Wasser für soundso lange mitzunehmen. Ich war damals noch klein, und der Berg von Gepäck, der in, auf und um unseren Wagen, auf Trittbrettern, Kotflügeln, ja sogar vor dem Kühler untergebracht werden mußte, war ein Gaurisankar neben mir. Mein Vater schaffte es, der Motor schaffte es, aber die Bremsen schafften es nicht, und da unglückseligerweise die erste Strecke Weges eine leichte Neigung nach abwärts hatte, rollten wir in dieser vollgepackten Kutsche zum Staunen ganz Adelaides über die erste, im Augenblick für unsere Fahrtrichtung gerade gesperrte Straßenkreuzung, über die zweite Straßenkreuzung, wobei wir beinahe den Verkehrsschutzmann überfahren, und über die dritte Straßenkreuzung, wo bereits alles vor unserer tollen Fuhre davonlief.

Auf dieser Reise haben wir weit weniger Gepäck. Diesmal handelt es sich nur um lumpige zwei Dutzend Koffer, die überdies in einem weit größeren Mercedes-Benz-Wagen unterzubringen sind, der über ausgezeichnete Bremsen verfügt. Trotzdem hängt viel von der Art des »Aufbaues« ab. Und er ist ein wahres Meisterstück! Mein Vater hat die verschiedenen Kisten, Kinokameras und Kleiderkoffer so geschickt untergebracht, daß gut ein Fünftel des Hintersitzes für mich freibleibt. Mit Fug und Recht konnte er also seine Konstruktion mit Stolz betrachten, und es spricht für die Mühe, die er damit gehabt hat, wenn er uns beschwor, daß jetzt aber wirklich kein Koffer mehr herausgenommen werden dürfe.

Danach läßt sich die ungeheure Bevorzugung meiner Schulbücher beurteilen. Sie war einzig und allein der Fürsprache meiner Mutter zu verdanken. Noch im Dezember, gleich nach ihrer Ankunft in Chicago, wollte sie mit dem Unterricht beginnen. Ich aber bat um Aufschub mit der Begründung, daß jetzt Weihnachtsferien wären. So war der erste Autoreisetag als erster Schultag festgesetzt.

Da war zunächst der Stundenplan. Irgendeinen Anhaltspunkt muß der Mensch beim Arbeiten haben. Was lag näher für uns als die Landkarte! So zogen wir diese zu Rate. Meine Mutter ging dabei von der Erfahrung aus, daß im fahrenden Wagen im allgemeinen jeweils nur in einem Fach pro Tag Unterricht möglich ist, und so maßen wir die von uns zurückzulegenden Strecken auf der Karte aus und verteilten danach den Stundenplan. Er klang gewichtig, und ich wußte, daß er ausgeführt würde, wie alles, was meine Mutter in die Hand nimmt.

Sie ist wirklich die beste Lehrerin auf der Welt, und der Erfolg bestätigt das auch. Meine Schwester hatte es nur ihrem Unterricht zu verdanken, daß sie zwei Jahre vor ihren

Altersgenossinnen mit Auszeichnung Abitur machte. Im Auto, im Zelt oder gar in den Speisesälen der Hotels gab ihr meine Mutter Stunden, und da wir vier Familienmitglieder immer zusammenblieben, war ich seit meinem dritten Lebensjahr ein unvermeidlicher Zeuge ihres Schulbetriebes.

Noch viele Jahre später, wenn die betreffenden heiklen Fragen in der Schule gestellt wurden, erstand mir manchmal visionär die Umgebung wieder, in der wir dieses oder jenes Thema schon einmal behandelt hatten. Die australische Steppe ist für mich untrennbar mit der vierten lateinischen Konjugation verknüpft, und in Erinnerung an die Schneeberge Neuseelands tauchen mathematische Formeln auf!

Manchmal ging es stürmisch bei solchem Unterricht zu, noch stürmischer, wenn ich mit den paar aufgeschnäpften lateinischen Brocken meine Schwester necken wollte. Mein Vater erzählt von mir in seinem »Haha Whenua«, wie ich einmal, als ich sie nach dem Plusquamperfekt von »dominus« fragte, eine atemberaubende Ohrfeige statt der, ach, so dringend notwendigen Erklärung des Unterschiedes zwischen Konjugation und Deklination von ihr bekommen sollte. Mich erwischte sie damals allerdings nicht, statt dessen die Essig- und Ölfflasche, die umfielen und ihren Inhalt über das Tisch-tuch ergossen, und das in einem vornehmen Hotel! Mir war das äußerst peinlich, noch peinlicher allerdings, daß mein Vater dies in seinem Buch so ausführlich schildert und wie dann, als er uns zurechtweisen wollte und dabei auf den Tisch schlug, die Essig- und Ölgarnitur noch einmal umfiel, und der Kellner ein zweites Mal das Tisch-tuch wechseln mußte.

Na, im Auto waren wir wenigstens unter uns. Trotzdem wußte ich, was es heißt, von der Mutter unterrichtet zu werden, wenn die ganze Lehrkraft, die sich sonst gleichmäßig

auf dreißig Schüler verteilt, auf einen einzigen entladen wird. In der fahrenden Schule wird es viel zu lernen und wenig zu lachen geben!

Dafür gibt es lange und oft unverhoffte Ferien. Im Gegensatz zur Schule, wo das Aus-dem-Fenster-Sehen strengstens verboten ist, wird bei uns, sobald sich etwas Interessantes am Fenster zeigt, die Anstalt sofort geschlossen.

So fingen wir gleich mit Kälteferien an. Der klassische Wettergott scheint uns nicht gut gesinnt zu sein. Bei unserer Abfahrt aus Chicago fegte ein Schneesturm durch die Stadt, der uns sogar im Auto den Atem benahm. Schnee, Schnee, die ganze Nacht war er gefallen, und überall lag er meterhoch. Es waren jedoch nicht die weißen wolligen Flocken, die zum Schneeballspiel einladen, sondern scharfe Eiskristalle, die unbarmherzig spitz in die Haut stachen, wenn ich immer wieder hinaus mußte, um die vereisten Scheibenwischer von den Schneemassen zu befreien. Meine Hände schwellen rot an vor Kälte. Ich hüllte mich in eine Decke und war einfach viel zu erstarrt, um ein Buch zu halten.

Erst östlich von Cleveland wurde es zur Arbeit warm genug. Wir begannen den Unterricht mit Mathematik. Meine Mutter gab vom Vordersitz aus Aufgaben, die ich vom Hintersitz aus zu lösen hatte. Die Scheiben waren jetzt so weit aufgetaut, daß ich meine kleinen mathematischen Skizzen an die Fenster malen konnte. Bei der nächsten Tankstelle kaufte meine Mutter rasch in dem Laden gegenüber einen Rechenschieber für sage und schreibe 50 Pfennige, und wir konnten nun mittels Rechenschieber den Rauminhalt des »Aufbaues« berechnen. Wenn ich heute Logarithmen nachschlage oder den Rechenschieber benütze, muß ich daran denken, wie ich diese beiden in Pennsylvania — denn so weit waren wir inzwischen gekommen — kennenlernte. In der Rechten hielt ich das Buch, während ich mich mit der

Linken verzweifelt mit aller Kraft gegen die Koffer stemmte, die bei jeder Kurve auf mich zu stürzen drohten.

Es war eine kurvenreiche, regennasse Straße. Aber trotzdem kam unser Auto mit seinen rechnenden Insassen recht gut vorwärts. Kilometer auf Kilometer legten wir zurück, vorbei an den rauchenden Schloten und Hochöfen des amerikanischen »Ruhrgebietes«. Unser Weg führte durch die engen Täler der Alleghanies, durch Dutzende von kleinen Städten. Das letzte Städtchen trug den hochtrabenden Namen »Paris«, unterschied sich jedoch sonst in nichts von den vielen »Middletowns«, die wir an diesem einen Tag schon passiert hatten. Sie sehen sich alle geradezu beängstigend ähnlich, ob sie nun Paris oder Palmyra, Cambridge oder Kanton, Santiago oder Straßburg heißen, sich mit Namen wie »Harmonie«, »Union« oder gar »Export« belegen.

Ich erinnere mich nur deswegen noch so genau an »Paris«, weil wir hier von Mathematik auf Französisch übergingen. Wenn es auch nicht im Lehrplan vorgesehen war, so wäre es doch eine Sünde gewesen, die Gelegenheit nicht zu nützen. Auf einmal tauchten nämlich Schilder am Straßenrand auf, die zu unserer Überraschung keine Reklame, sondern französischen Unterricht trugen. Irgendein unbekannter selbstloser Gönner hatte hier ein Frage- und Antwortspiel entlang der Autostraße aufgebaut. Alle 800 Meter wurden die Antworten und neue Fragen gebracht, so daß jedermann eine wunderbare Gelegenheit hat, sein Französisch nachzuprüfen. Die Frage nach dem Gönner beschäftigte mich die ganze Zeit, bis ein letztes Schild des Rätsels Lösung brachte. Dort stand in großen Lettern:

»Wenn Ihnen unser französischer Unterricht gefallen hat, dann bitten wir Sie, unseren Universitätsbuchladen zu besuchen. Großes Bücherlager zu billigen Preisen!«

Kurz nach diesem Plakat machte unsere Straße eine Kurve.

Wir hatten Heidelberg, den ersten Vorort von Pittsburg, erreicht. Unter uns schlängelte sich das Ohio- und Alleghanietal, und wo die beiden Ströme zusammenfließen, tauchte das berühmte Dreieck, das Geschäftsviertel von Pittsburg, mit seinen Wolkenkratzern aus dem Rauch der unzähligen Stahlwerke vor uns auf. Zwischen den gewaltigen Fabriken liegen in langen Reihen die armseligen Behausungen der Arbeiter und die noch armseligeren der Arbeitslosen. Sie alle sind Hörige des Stahlkönigs Carnegie.

Andrew Carnegie, der als Sohn eines armen Webers von Schottland hierher auswanderte, hat, wenn er auch der entsetzlichen Armut seiner Arbeiter nicht zu steuern vermochte, doch viel für Pittsburg getan. Die großen Museen, der Schauplatz der jährlichen internationalen Kunstausstellungen, sind seine Stiftungen. Das gilt auch von der in ihrer Unterbringung in einem Wolkenkratzer einzigartigen Universität von Pittsburg. Es ist eine wahre »Hoch«-Schule mit ihren Laboratorien im 30. und ihren Bibliotheken im 40. Stockwerk. »The Cathedral of Learning«, die »Kathedrale der Bildung«, nennt sich der stolze Bau. Der Stil der alten, himmelhoch strebenden Kathedralen ist hier bewußt gesucht und dank des Verzichtes auf die kitschigen Zutaten der Romantik, nach meinem Geschmack, auch gefunden worden. Noch lange nach dem Verlassen der Stadt grüßt uns der Wolkenkratzer am Horizont, der aus der Ferne freilich weniger einem Kirchturm als einem Schornstein gleicht.

Die Kathedrale der Bildung, ein Ansporn zum weiteren Unterricht im Auto der Bildung! Wir gehen auf meine Bitten vom »Französisch« auf »Latein« über. Latein war das Lieblingsfach der Familie, wenigstens solange wir Ciceros Traum des Scipio lasen. Da machte auch mein Vater, der gewöhnlich als Schuldirektor nur unbeteiligt am Steuer saß, mit großem Interesse mit.

Wir übersetzten gerade die Stelle von der Sphärischen Musik, die hämmernde Industriewerke und vorbeifahrende Autos mit auf laut eingestellten Radios, die wir kaum zu überschreien vermochten, wirkungsvoll unterstrichen. Die Verständigung vom Hinter- zum Vordersitz war bei schneller Fahrt überaus schwierig. So leise unser Wagen auch lief, so war er, eigentlich ein Siebensitzer, viel zu lang, um bei dem Außenlärm eine Verständigung ohne Brüllen zu ermöglichen.

Und diese war um so wichtiger, als wir den Urtext nur in einem einzigen Exemplar hatten, das ich meiner Mutter immer zum Nachprüfen meines Vorlesens nach vorn reichen mußte, während meine Mutter nicht im Traume daran dachte, mir ihr Bändchen mit der deutschen Übersetzung, das sie auf dem Schoß hielt, auch nur einmal nach hinten zu reichen.

Leider bekam ich am selben Tag noch einen schweren Verweis vom Herrn Schuldirektor, nicht etwa, weil ich zu wenig, nein, weil ich zuviel gearbeitet und darüber meine außerschulischen Pflichten als »Hinterführer« vernachlässigt hatte. Mein Dienst als solcher war nicht unwichtig. Es war meine Aufgabe, nach hinten hinaus aufzupassen und nahende Verkehrspolizisten sofort zu melden.

Weit davon entfernt, vorsätzliche Verkehrssünder zu sein, mußten wir uns für außer Stande erklären, all die unzähligen Verkehrsbestimmungen, die es hierzulande gibt, zu kennen. In jedem Staat ist es anders. Muß man in manchen Staaten an jeder Straßenkreuzung halten, gleichgültig, ob ein Auto kommt oder nicht, so bezeichnen in anderen weiße Farbstriche Strecken, auf denen man nicht überholen darf. Und gerade damit ist man besonders streng in Pennsylvania, das überdies eine Höchstgeschwindigkeitsgrenze von 60 Kilometer festgesetzt hat! Gut und schön, dann paßt man eben

auf, daß man nicht erwischt wird, wenn man schneller fährt. Aber wissen muß man es!

Mir lag Chicago noch in den Knochen, wo kein Polizist mit der Wimper zuckt, wenn man die für die Stadt festgesetzte Geschwindigkeitsgrenze von 90 Kilometer überschreitet. Wie sollte ich da ahnen, daß hier in Pennsylvanien die Polizisten getarnt hinter Deckungen auf der Lauer liegen, um jeden zu rasch Fahrenden auf frischer Tat zu ertappen und zu überrumpeln. Ein scharfer Pfiff! und wir mußten halten.

Mein Vater sah mich drohend an, als ob er mir die sieben Dollar, die uns dieser Vorfall sicher kosten würde, vom Taschengeld abziehen wollte. Dann wandte er sich liebenswürdig zum Polizisten und machte ein Gesicht, als wolle er sagen: »Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts.«

»Ihr Name ist Ross!« schrieb der Polizist auf und kümmerte sich herzlich wenig um die lange Verteidigungsrede. Doch als er an das Notieren des Wagens kam, horchte er auf:

»Ein Mercedes-Benz?«

Diese Marke ist als Rennwagen bekannt. »Bobby«, wie man hier die Polizisten nennt, legte seinen Notizblock auf den Reservereifen und trat nach vorne, um sich den Motor anzusehen. Das Auge des Gesetzes hatte plötzlich nur noch für den Motor ein Auge, und aus dem gestrengen Polizisten wurde ein verzückter Motorist, dessen Miene sich von Minute zu Minute aufhellte. Ja, er erließ uns sogar die sieben Dollar, schrieb sich aber doch unsere Autonummer auf, um sie durch den Polizeisender an alle anderen Verkehrspolizisten auszuposaunen, damit wir als schon einmal verwarnet bei einem Rückfall doppelt scharf bestraft werden könnten.

So mußten wir uns forthin Mühe geben, in Pennsylvanien wenigstens, die Gesetze aufs peinlichste zu beachten. Mit der »Geschwindigkeit« von 60 Kilometer krochen wir

über die spiegelglatte, schnurgerade Straße, während mir mein Vater Vorwürfe machte.

Meine Mutter unterbrach jedoch die Strafpredigt mit der Frage: »Wie lautet eigentlich die Formel für den Umfang des Kreises?« Ich stotterte herum und war gestraft genug.

Fernverkehrsstraße Numero »I«

Ich saß in New York auf den Koffern vor unserm Auto, um einmal gründlich die Karte zu studieren. Der Hotelportier kam auf mich zu, nachdem er mit einem stillen Kopfschütteln unsere 27 Gepäckstücke gezählt hatte.

»Na, und was suchen Sie denn auf der Karte?«

»Wir fahren nach Miami«, gab ich zurück.

»Sie gestatten, daß ich Ihnen den nächsten Weg zeige! Am besten fahren Sie hier die Straße herunter, bis zum Express Highway, Sie wissen, die Hochstraße, die Fortsetzung des Riverside Drive. Auf der Höhe Canalstreet biegen Sie rechts zum Holland-Tunnel ab, jenseits des Hudson River fahren Sie immer gerade aus, und Sie kommen bestimmt nach Miami!«

Das wollte ich nicht glauben. Ich wußte, daß Miami rund 2500 Kilometer entfernt liegt. 2500 Kilometer, das ist ein ganzes Stück. Das entspricht ungefähr der Strecke Berlin-Hammerfest oder Berlin-Gibraltar. Wenn jemand auf dem Wege nach Gibraltar im Adlon-Hotel von Berlin den Rat bekommen würde, durch den Tiergarten zu fahren, am Knie in die Bismarckstraße einzubiegen, um am Funkturm vorbei die Avus zu erreichen, und dann immer weiter geradeaus zu fahren, so würde ich dem Fremden mit Sicherheit prophezeien, daß er auf diese Weise bestimmt nicht nach Gibraltar kommt.

Verdutzt musterte ich den Portier und erkundigte mich, woran ich erkennen soll, was »geradeaus« ist.

»Das ist ganz einfach. An der Ecke Canalstreet und Expreß Highway steht ein Schild mit der Zahl »I«. Achten Sie von da an auf das Schild mit dieser Nummer. In kurzen Abständen werden Sie es überall an der Straße zwischen New York und Miami finden.«

Und wirklich, an der Ecke Canalstreet und Expreß Highway stand das Schild mit der »I«. Hier am Eingang des Holland-Tunnel brennt auf der Verkehrsampel rotes Licht, und wir müssen lange warten. Neben uns steht ein »Greyhound«, ein »Windhund«, wie sich hier die Überlandbusse nennen. Es sieht zwar keineswegs wie ein Windhund aus, das graue Ungetüm zu unserer Seite. Ungeduldig hupt der Fahrer. »Miami-Expreß« heißt es auf dem Schild. Tag und Nacht, ununterbrochen, wird der Autobus fahren, bis er sein Ziel erreicht hat.

Das grüne Licht blitzt auf. Ein Strom von Wagen ergießt sich in den Tunnel unter den Hudson. Es waren ein paar bepäckte Autos darunter. Ob sie wohl auch nach Florida wollen? Wollen sicherlich. Welcher New Yorker will nicht nach Florida? Jeder, von der Schullehrerin, die schon seit Monaten auf das große Erlebnis spart, angefangen, bis zum Millionär, der bereits die Luxusyacht, das Auto und die Familie nach Palmbeach geschickt hat, um ihnen für die Feiertage mit dem Flugzeug nachzukommen, träumt vom sonnigen Süden. Das kann man ihnen bei der arktischen Kälte auch nicht übelnehmen. Wer wird sich nicht eine Reise in das Gelobte Land wünschen, wenn er im Schneesturm durch die Straßen Manhattans stapft und in den Auslagen nichts als Bade- und Strandanzüge sieht? Es ist ganz natürlich, wenn im Winter ganz New York »Floridaminded«, floridabesessen, ist, wenn jeder, der irgendwie kann, mit der Bahn oder im Auto die kalte Großstadt verläßt.

Übrigens, der Wagen mit der Gesellschaft von vier alten Damen und dem vielen Gepäck, den wir eben passierten, sieht ganz so aus, als ob auch er Florida, das Land der »ewigen Jugend«, suche. Am Ausgang des Tunnels überholt uns ein großes graues Kabriolett. Es fällt mir sofort auf, da ich bisher noch nie ein Kabriolett in den ganzen Vereinigten Staaten gesehen habe. Wenn dieses Kabriolett auch gleichfalls ein New Yorker Nummernschild führt wie wir, so muß es doch ein Ausländer sein.

Bei der nächsten Verkehrsampel stehen wir nebeneinander. Sie winken aus dem anderen Wagen, deuten auf unseren Mercedes und rufen herüber:

»Europäer?«

»Jawohl!«

Und das war alles. Das grüne Licht bereitete dem Gespräch ein jähes Ende. Europäer, ja, aber wer, wohin, woher? Zu all diesen Fragen war keine Zeit mehr. Wir waren eben beide Europäer, und diese Tatsache gab uns ein Gefühl der Gemeinsamkeit. Gern wären wir noch stehengeblieben, um noch ein paar Fragen an die »Europäer« zu richten. Aber dazu gibt es hier keine Zeit.

Zwei stehende Wagen könnten den ganzen Verkehr aufhalten. Die Studenten, die zum Weekend nach New York gefahren sind, am Sonntag abend im Theater waren, und jetzt noch um 9 Uhr zum Kolleg zu dem über 100 Kilometer entfernten Princetown zurechtkommen wollen, der Geschäftsreisende, der um 12 Uhr in Philadelphia eine Maschine verkaufen und abends wieder in New York sein soll, der Politiker, der 450 Kilometer fahren wird, um in Washington seinen Parteivertreter zu sprechen — wie würden sie alle fluchen, wenn jetzt ein Wagen sein Tempo verlangsamen oder gar stehenbleiben würde! »Roadhog«, »Straßenschwein«, »Verkehrssünder«, wer nicht schnell fährt!

Hier kann man nun auch wirklich nach Herzenslust rasen. Wir sind auf dem Pulasky-Skyway. »Skyway« heißt Himmelsweg, und wahrlich, es ist eine Himmelsstraße, deren acht Fahrbahnen sich immer höher über Häuser und Dächer zu schrauben scheinen.

Dieser Pulasky-Skyway ist einzig in der Neuen Welt und der ganze Stolz der Vereinigten Staaten. Im Grunde genommen ist er jedoch nur eine Abart unserer deutschen Reichsautobahnen, und wenn es sich bei ihm auch um ein großartiges technisches Experiment handelt, so blieb es eben beim Experiment, obwohl es sich bewährte. Während Deutschland seine Autobahnen planmäßig ausbaute, blieb es in Amerika einstweilen bei diesem Anfang. Im Unterschied zu den Reichsautobahnen, die Straßenkreuzungen durch Überführen der Nebenstraßen vermeiden, ist der Pulasky-Skyway selbst eine Überführung, eine Brücke, die in einem kühnen Bogen die Stadt New York, die Buchten und das flache Land überspannt. Flüsse, Fabriken und Felder fließen bei einem Tempo von 130 km unter uns zu einem farbigen Band zusammen, in dem die Landschaft verschwindet. Es ist ja auch belanglos, wie die Stadt heißt, durch die wir, oder besser gesagt, über die wir gerade hinwegfahren. Es gibt keine Wegweiser mit Ortsnamen, so daß eine Karte fast überflüssig geworden ist. Immer nur der »I« folgen, und man kommt bestimmt ans Ziel!

Die Straße wird enger. Der Pulasky-Skyway ist zu Ende, aber die »I« geht weiter. Jetzt nur nicht nachlassen! Nicht langsamer werden! Das Kabriolett darf uns nicht einholen. Die Leute sollen sehen, wie ein Mercedes fährt! Ruhig geht mein Vater mit 80 in die vereiste Kurve. Meine Mutter unterbricht den Lateinunterricht, um aus der Zeitung die Berichte von den Verkehrsunfällen vorzulesen. Mein Vater lächelt über den auffälligen Wink, gibt Gas und überwindet mit 90

die nächste Kurve. Da! — Was ist? — Ein Unglück? — Ein zerschmetterter Wagen liegt am Straßenrand, arme Leute! — Ach nein! Diesmal nur eine Warnung. Dahinter steht eine Tafel der Verkehrspolizei: »Willst auch Du —?« heißt es da in blutroten Lettern. Mein Vater macht meiner Mutter ein Zeichen, und wir gehen auf 80 herunter.

Hinter dem ungeschützten Bahnübergang taucht eine überlebensgroße Gestalt auf, in den Armen einen blutigen Leichnam. Unter dem Bild steht nur eine Zeile: »Was habe ich getan!«

Daneben macht, sinnigerweise, eine private Begräbnisanstalt Reklame und kündigt für eine begrenzte Zeit besonders verbilligte Bestattungen an, so daß sparsam veranlagte Leute fast an Selbstmord denken mögen, um sich nicht diese einmalige Ersparnismöglichkeit entgehen zu lassen.

Wir aber bleiben fest, eingedenk des Schlagwortes: »Stirb erst, wenn du Miami gesehen hast!« Und wenn wir schon bis Miami kommen wollen, können wir auch genau so gut etwas langsamer fahren, um die Landschaft zu sehen. Doch man ist bald des Sehens müde. Es ist ja immer dieselbe Landschaft, die an uns vorüberzieht. Ob wir nun durch die fruchtbare Ebene New Jerseys oder durch die Hügellandschaft Marylands fahren, das Bild scheint sich nicht zu verändern. Immer sind es die gleichen Wälder von Tankstellen, die die Straße säumen. Die »I« hat eben ihren eigenen Stil, den sie unbarmerzig der Landschaft aufzwingt.

Verläßt man einmal die große Straße, kommt man in eine ganz andere Welt. Oft liegen unendliche einsame Wälder nur wenige Kilometer von den dichtbesiedelten Straßenzügen entfernt. Das ist eine andere jungfräuliche Landschaft, das ist ein anderer Menschenschlag, der hier auf den einsamen Farmen lebt, das Farmervolk.

Das »fahrende Volk« auf der Straße braucht diese nie zu verlassen. Man kann auf der »I« leben, wohnen, essen und sterben. Man wohnt im teuren Hotel oder im billigen Touristroom, dem Fremdenzimmer eines Privathauses. Man kann sich auch für die Nacht ein »cabin« mieten, ein vollständig möbliertes Häuschen mit Garage. Oft stehen ganze Reihen solcher »cabins«, die meist Tankstellen gehören, am Straßenrand. Die Konkurrenz ist heftig, um so heftiger die Werbung. Jede Siedlung solcher Kabinen will den Touristen mit einer möglichst auffälligen Bauweise anlocken, du kannst dir ein Tiroler Bauernhaus mieten, in einem Indianerzelt oder in einem Zeppelin übernachten.

Beim Essen entscheidet die Schnelligkeit der Bedienung. Am besten, man fährt bei einem Lokal vor, das ein »chickendinner«, ein Hühneressen mit Suppe, Gemüse und ausgezeichnetem Eis als Nachspeise für 50 Cents, also ungefähr für 1,20 Mark in deutscher Währung, auf einem Tablett an den Wagen bringt. Das hat den Vorteil, daß du zum Essen gar nicht aus dem Wagen zu steigen brauchst. Hast du aber mehr Zeit und weniger Geld, kannst du die Ritterburg besuchen, in der man für 50 Pfennig ein deutsches Beefsteak haben kann, »Hamburger«, wie man sie hier nennt. Oder du begnügst dich mit einer Tasse Kaffee und einem Dreideckerbrötchen in einem als Dampfschiff gebauten Restaurant dort drüben.

So sorgt die »I« für das leibliche Wohl ihrer Kunden. Für die übrigen Bedürfnisse der Autofahrer gibt es noch Kinos und Kirchen am Wege. Die unzähligen Tanzsäle, Kabarettis und Parkplätze aber dienen den romantisch veranlagten Städtern, die Samstag abends ihr Glück buchstäblich auf der Straße suchen.

Das ist das Landschaftsbild, wie es von der »I«, das heißt nicht nur von ihr, sondern von all den 400 Fernverkehrs-

straßen in der Union geprägt wird. Nur im Süden ist es anders. Südlich des Potomac ändert auch die »I« ihr Gesicht. Wir kommen nach Virginia, der Kernzelle Amerikas. Dieser Staat ist der Schauplatz der wichtigsten Ereignisse der amerikanischen Geschichte. Und noch heute kommen die Touristen aus dem Norden, um Mount Vernon, die Plantage George Washingtons, um Monticello, das Heim Thomas Jeffersons, und die Geburtshäuser der ersten großen Präsidenten zu bewundern.

Virginia kommt der Schaulust der Fremden überaus freigebig entgegen. Man fährt auf der »I« wie durch ein Museum. Auf den Plakaten werden Farmen angepriesen mit dem Hinweis, daß an dieser Stelle Geschichte gemacht wurde. Überall stehen die Tafeln des virginischen Fremdenverkehrsvereins mit historischen Erklärungen. Die Häuser, ja selbst die »cabins« sind alle im Kolonialstil, im schönen Klassizismus des 17. und 18. Jahrhunderts gehalten. Auch die Tankstellen, die anderswo nicht modern genug sein können, werden hier von dorischen Säulen und ionischen Portikos eingerahmt. In den Städten gibt es Läden, wo man für billiges Geld die 120. Auflage des »echten« Lehnstuhles des Präsidenten Monroe oder des Spinnrades von Betsy Roß kaufen kann.

In Richmond wird uns dieser Fremdenrummel zu dumm. Wir werden der »I« untreu und gehen zur »17« über.

Der Entschluß, die Straße zu wechseln, sollte sich bald lohnen. Entlang der 17, dem Ocean Highway, der in einem großen Bogen der Küste von Richmond bis Savannah folgt, wo er sich wieder mit der »I« vereinigt, haben wir vieles in den verarmten und verlassenem Küstengebieten gesehen, was den meisten flüchtigen Besuchern entgeht, das aber auch zum wahren Gesicht Amerikas gehört.

Welcher Unterschied zwischen der »I« und der »17«!

Hier gibt es keine »cabins«, keine Tanzbars am Straßenrand, auch keine Wälder von Tankstellen, nur hier und da eine Pumpe, die von Negern bedient wird. Dafür gibt es hier wirkliche Kiefernwälder, wie man sie wohl in der Nähe Berlins erwartet hätte, aber nicht auf der geographischen Breite Ägyptens. Dicht gedrängt in langen Reihen flankieren die Bäume das Betonband. Fast jeder Baum weist einen Schnitt zur Terpentingewinnung auf. Die meisten dieser Bäume werden wohl in wenigen Jahren eingehen, da sie auf die Dauer die Terepntinabzapfung nicht vertragen. Gefällte Wälder folgen, unbebautes Land, kilometerweit.

Wer sollte auch das Land bebauen? Wo sind die Menschen? Nur in großen Abständen können wir die eine oder andere Negerhütte entdecken. Ihre Bewohner mögen von Gott weiß was leben, aber sicher nicht von Arbeit. Manchmal schaut uns ein Negerjunge mit offenem Munde nach; denn es fahren nicht viele Autos diese Strecke.

Sie scheint endlos, die Straße von Norfolk bis Charleston. Meeresbuchten, Sümpfe und Lagunen, die von kühnen Brücken überspannt sind, bilden die einzige Abwechslung in diesen öden Wäldern. Da freuen wir uns über das Radio in unserem Mercedes. Aus dem Rockefeller Center in New York, das in seinem Bau sicherlich mehr Menschen birgt als unsere ganze Gegend hier im Umkreis von hundert Kilometern, hören wir die neuesten Nachrichten. Wenn sie zu Ende sind, freue ich mich auf den Unterricht. Die Freude ist ehrlich; denn Latein hilft, das merkwürdige Gefühl niederzukämpfen, das einen bei dieser öden, großen Weite zu überkommen droht.

Da! Was ist? Endlich eine Abwechslung! Ach nein, ein Unglück, aber Gott sei Dank ist niemand verletzt. Wir steigen aus und besehen uns den Fall. Ein großer Last-

wagen ist gerade über die Böschung gefahren und umgeschlagen. Die ganze Fracht, Hunderte von Salatköpfen sind in den Straßengraben gerollt. Jetzt werden sie von Negerkindern wieder aufgeladen. Weither müssen die kleinen Knirpse gekommen sein, um ihre Hilfe anzubieten. In der Mitte des Auflaufs steht ein müder, junger Mann, der Fahrer:

»Pech gehabt?«

»Ja, das kann man wohl sagen! Denken Sie, jede Woche fahre ich hier rauf mit meiner Fuhre, immer Tag und Nacht durch, damit die Leute im Norden rechtzeitig ihr frisches Floridagemüse haben. Aber gestern nacht! Ich war so müde! Immerhin noch Glück gehabt, hätte ja auch an einer gefährlicheren Stelle einschlafen können! — I should have taken dope. — Ich hätte Drogen nehmen sollen! — Jetzt ist es zu spät, mein Boss entläßt mich, wenn ich zu spät komme, und bestimmt, wenn er sieht, daß ich nur mit der halben Ladung oben ankomme.

Tatsächlich scheinen die schwarzen Kinder nicht nur der Arbeit wegen von so weither gekommen zu sein. Ob sie den einen oder anderen Salatkopf noch weiter in die Büsche rollen? Zu Hause haben sie gewiß nichts anderes als Rüben und Mais, ihr ganzes Leben lang.

Wir kommen an dem Negerdorf vorbei, in dem die Kinder wohnen. Niemand scheint daheim geblieben zu sein. Nur an der einen Holzhütte arbeitet ein schwarzes Mütterchen. Es erklärt uns, das es ihr »Haus« schmückt, da man übermorgen das letzte Schwein im Dorf schlachten und ein »großes« Essen haben wolle. Dann erst entdeckte ich den Schuppen im Hintergrund. Daß es die Kirche war, konnte man nur daran erkennen, daß von wackliger Hand der Spruch »Der Herr sieht alles« quer über den Eingang gemalt war.

Die Negersiedlungen Carolinas haben in mir einen unvergeßlich-grauenvollen Eindruck hinterlassen. Ich hätte nie geglaubt, daß es in dem reichen Amerika so viel Armut geben könnte.

Es ist das Eigenartigste an dem amerikanischen Bürgerkrieg, der doch angeblich um die Befreiung der Sklaven geführt wurde, daß er eigentlich nicht nur die Sklavenbesitzer, sondern auch die Sklaven selbst schädigte. Der Sturz der Herren, die oft Plantagen bis zu der Größe eines kleinen Herzogtums besaßen, in ihre jetzige Lage war ein schrecklicher. Heute zeigen die Enkel der Sklavenbarone ihre einstigen Privatgärten gegen Eintrittsgeld den Touristen. In ihren alten Herrensitzen, soweit sie nicht, wie es in Georgien oft der Fall war, von den Unionstruppen verbrannt wurden, vermieten sie Fremdenzimmer an Vorüberreisende. Wir haben im Süden gern in diesen »Touristrooms« gewohnt. Abgesehen von ihrer Billigkeit haben wir auf diese Weise von den Wirtsleuten eine Menge über die Geschichte dieser Plantagen erfahren.

Unsere Wirtin in Charleston, dem einstigen Zentrum der Baumwollstaaten, stammte väterlicherseits von einer lutherischen Familie, die es schon während des Unabhängigkeitskrieges zu großem Reichtum brachte, während sie ihre Ahnen mütterlicherseits auf die Hugenotten zurückverfolgen konnte, die hier im Jahre 1685 landeten. Gerade als die Dame von der Geschichte ihrer Stadt erzählen wollte, kam ein Herr auf uns zu:

»Wie gefällt Ihnen Charleston?«

»Danke gut! Wenn man vom Norden kommt, genießt man das milde Klima.«

»Klima? Ja ganz nett! Aber es läßt sich mit Miami gar nicht vergleichen. Sie fahren doch nach Miami? Ich sage Ihnen, Miami ist die schönste Stadt der Welt. Ich bin hier

nur auf einer Geschäftsreise. Ich möchte in keiner anderen »verdamnten Stadt« leben! Auch nicht sterben; denn, Sie wissen, Miami hat die schönsten Friedhöfe der Welt! Ich weiß, Sie werden in Miami sterben. Wer die Stadt einmal gesehen hat, bleibt ihr bis an sein Lebensende treu. Ganz bestimmt! Und das Klima! Ich sage Ihnen, es läßt sich mit keiner Stadt der ganzen »verdamnten Welt« vergleichen! Wenn es Sie interessiert, ich zeige Ihnen die Statistiken des Wetterdienstes!»

»Nein, danke, sie interessieren uns nicht!«

Wir ziehen uns rasch zurück, um uns ungestört die Stadt ansehen zu können. Das aristokratische Charleston gefällt uns ausnehmend gut, so daß wir sogar überlegen, anstatt einer Floridareise hierzubleiben. Wie wir nach Hause kommen, empfängt uns der Mann aus Miami.

»Da kommen Sie ja endlich. Den ganzen Morgen habe ich mit den Wetterberichten auf Sie gewartet. Sie interessierten sich doch so dafür! Sie sehen, Miami hat das beste Klima der Welt, im Sommer kühl. Es läßt sich mit keinem anderen Klima der »verdamnten Welt« vergleichen. Wie Sie wissen, hat Miami auch die schönsten Friedhöfe!«

Das ist zuviel. Wir steigen in unseren Wagen und ergreifen die Flucht vor dem Mann, der uns entweder totgeschwätzt oder eine Villa in Miami verkauft hätte. Am Abend noch erreichen wir Savannah, wo sich die »I« und die »17« wieder treffen.

Die Besitzerin des Touristrooms kommt uns auf der Freitreppe entgegen.

»Was für ein schöner Wagen! Sie können ja Ihr Dach zurückschieben!« bewundert sie unser zurückschiebbares Dach.

»Ein Mercedes!« erkläre ich kurz.

»Auch ein deutscher Wagen? Stellen Sie sich einmal vor,

gestern war schon einer bei uns. Freilich, er war etwas anders. Die klappten ihr Dach auf und zu. Komisch, was? Originell, aber nicht so praktisch wie bei Ihnen!«

»Ein Kabriolett?«

»Ich weiß nicht, wie Sie es nennen, es waren Deutschell!«

»Deutsche?«

»Ja, stellen Sie sich so etwas vor, es waren ‚Nazis‘! Seltsam, was?«

»Gar nicht so seltsam, wie Sie glauben. Wir sind auch Deutsche und Nazis!«

»Is that so? Wirklich?«

»Allerdings! Alle richtigen Deutschen sind Nazis!«

»Tatsächlich? Wer hätte das gedacht!«

Am anderen Morgen verabschieden wir uns von der Dame, die sich noch immer nicht von ihrem Staunen erholt hatte über die Tatsache, daß ausgerechnet die beiden einzigen deutschen Familien ihres Lebens »Nazis« waren, und über die Möglichkeit, daß entgegen allen Zeitungsberichten alle richtigen Deutschen Nazis sein könnten.

Die Erzählung von dem deutschen Kabriolett setzt wiederum mich in Erstaunen. Ob er wohl die »Europäer« vom Pulasky-Skyway sind, die auf der kürzeren Route der »I« uns zuvorgekommen? Wir folgen jetzt auch wieder dieser Nummer. Manchmal glaube ich, einen großen grauen Wagen weit vor uns zu sehen. Das richtige wäre, einmal ordentlich Gas zu geben, um die Frage, ob die Deutschen unsere »Europäer« waren, klarzustellen. Allein den Gefallen können wir dem weißen Polizeiauto nicht tun, das uns, in der Hoffnung, in uns Verkehrssünder erwischen zu können, in gemessener Entfernung folgt.

Nur Geduld! Bald sind wir aus Georgien heraus! Der Karte nach muß die Grenze bald kommen. Jetzt noch eine Kurve, und noch eine!

Das Polizeiauto bleibt zurück. Die Straße wird breiter und besser. Über ihr flattert ein Transparent.

»Willkommen in Florida, dem Land ohne Höchstgeschwindigkeit!«

Mein Vater gibt kräftig Gas, und bald haben wir das große graue Kabriolett erreicht. Wir schauen hinüber, winken nicht, sondern erheben unsere Rechte stolz zum deutschen Gruß.

Nacht in Miami

Wenn ich etwas an meinen Eltern bewundere, so ist es ihre Anspruchslosigkeit. Mein Vater gehört ganz gewiß nicht zu jenen Globetrottern, denen kein internationales Hotel gut genug sein kann. Bei unseren Expeditionen gab er sich stets mit dem Primitivsten zufrieden, und wenn es nur das Trittbrett unseres Autos als Schlafstelle war wie in Australien, oder wenn wir Tag für Tag nur Reis zu essen hatten, wie eine Zeitlang in Afrika. Und selbst wenn wir aus dem Innern eines Landes, von der eigentlichen Expedition, zurückkamen, und die Strapazen und Schwierigkeiten einer Reise an sich überwunden waren, machte er es sich nicht allzu bequem und ging nicht in das nächstbeste Hotel. Um das Land richtig kennenzulernen, ist er stets bestrebt, genau so zu leben wie das Volk, das er beschreibt.

Meine Mutter ist darin fast noch bewunderungswürdiger. Mit großartigem Eifer ist sie immer wieder darangegangen, einen neuen Haushalt aufzubauen, ob dieser nun in einem großen Tropenhaus, einem australischen Bungalow oder im Zelt ist. Ob sie nun am Lagerfeuer oder in einer Pullmanküche kocht, scheint ihr dabei gleichgültig zu sein. Man könnte fast meinen, das ewige Umziehen und Kofferpacken wäre das Schönste von der Welt. Immer ist sie zufrieden oder wenigstens tut sie so.

Auf der anderen Seite müssen wir durchaus nicht Schwierigkeiten zum Überwinden haben, um unser Lebensglück erfüllt zu sehen. Warum einfach, wenn es auch kompliziert geht, ist nicht unser Grundsatz. Wenn wir schon nach Miami fahren, wollen wir auch etwas ausspannen. Und wenn wir schon etwas ausspannen wollen, sind wir Bequemlichkeiten nicht abgeneigt. Und daß wir in Miami Ferien haben wollten, darüber waren wir uns einig. Nur von der Art der Ferien gab es drei verschiedene Vorstellungen.

Mein Vater träumte schon seit Wochen seinen alten Südsee- Traum, will aber um keinen Preis auf politische Probleme verzichten. Meine Mutter denkt mit Vorliebe an ein kleines Haus mit einem um so größeren Garten voll exotischer Pflanzen, während ich immer nur vom morgendlichen Bad im Meer spreche, wobei ich allerdings, wenn ich ehrlich bin, nur zu oft an Glens Erzählungen vom Nachtleben in Miami denke.

Den ganzen langen Weg von New York hierher baute ich im Geist an einem Traumhotel, das allen Anforderungen der Familie entspricht. Am schwierigsten war dabei die Einordnung der politischen Probleme. Schließlich kam ich auf der Höhe von Savannah auf den Gedanken, daß diese vielleicht auch durch einen Leseraum mit vielen politischen Zeitschriften dargestellt werden könnten, eine Lösung, die mir nicht mißfiel. Zu diesen interessanten Problemen gesellte sich jedoch ein anderes, weit weniger reizvolles. Welche Devisenausgabe können wir verantworten?

In den Städten, wo mein Vater einen großen Vortrag hielt und wir deswegen repräsentieren mußten, hatten wir nicht nur die Berechtigung, sondern auch die Verpflichtung, in einem teureren Hotel zu wohnen.

In solchen Fällen aber war das teure Hotel auch stets teuer bezahlt. Nach den Vorträgen vor gröhrenden und feindlichen Menschenmengen kamen dann immer noch Zeitungs-

vertreter und Politiker zu uns ins Hotel, und mein Vater war jedesmal so kaputt von all den Unterredungen, daß er sich nach unpolitischen Kleinstädten und billigen Hotels sehnte. Als wir an den einfacheren Hotels Miamis vorbeikamen, war diese Sehnsucht allerdings rasch verflogen. Da gab es weder Strand noch Palmen, nur Hitze, und das war ja gerade das, was wir nicht wollten. Kurz entschlossen fahren wir über die venetianische Brücke nach dem vornehmeren »Miami Beach«.

Der Gesamteindruck ist gut, wenn sich auch bei näherer Betrachtung herausstellt, daß kein Hotel alle erträumten Vorzüge in sich vereint. Liegen die Häuser in großen Palmenhainen, kann man das Meer nicht sehen, liegen sie am Strand, sind sie erbarmungslos der Sonne preisgegeben. Wir werden bescheidener und versuchen es mit dem Vanderbilt-Hotel, das zwar keinen großen Garten hat, aber als eines der besten Hotels am Platze gilt. Mit gnädiger Miene sprechen wir vor. Und mit ebenso gnädiger Miene wird uns bedeutet, daß man sich ungeheuer freuen würde, wenn wir jetzt für den nächsten November belegten. Für diese Saison sei alles besetzt. Wir sind nicht traurig, ohne Leseraum hätte uns das Hotel sowieso nicht gefallen.

Vergnügt fahren wir beim nächsten Hotel vor, wo man uns ebenso vergnügt ein kleines Zimmer mit drei Betten zeigt. Wir fragen nach einem zweiten Zimmer. »Aber, ich bitte Sie«, meint der Manager, »zu dritt in einem Zimmer ist doch überaus gemütlich!« — Kommt gar nicht in Frage, wir haben andere Vorstellungen von Gemütlichkeit wie die Amerikaner, die mit Vorliebe zu mehreren in einem Zimmer schlafen. Im übrigen haben wir auch keine Lust, uns in der Hotelhalle als die letzten Germanen bestaunen zu lassen. Ob uns das dritte Hotel nun endlich ein Heim bieten wird? Es sieht ganz so aus, durchaus ein stattlicher Bau mit großem Park und einer wirklich eindrucksvollen Lesehalle.

Es war ein herzbeklemmend vornehmes Haus. Wir hofften fast, es wäre voll besetzt. Aber nein, im 23. Stockwerk gab es noch zwei Luxuszimmer. Lächelnd zeigt uns der Hoteldirektor den Blick. Mein Vater tritt ans Fenster, schaut besinnlich hinab auf die sich im Winde wiegenden Palmen und weißgekräuselten Meereswogen. Es wirkt, als wolle er abwarten, bis er noch den Sonnenuntergang prüfen könne. Als er sich endlich herablassend zum Direktor wendet, streift sein Blick den Zimmerpreis an der Tür:

»Sie müssen entschuldigen, der Blick sagt mir nicht zu!«

Erleichtert, als hätten wir ein Vermögen gerettet, betreten wir unseren Mercedes, der es mit allen umstehenden Wagen an Eleganz wohl aufnehmen kann.

Wenn wir schon nicht so teuer wohnen, so können wir jetzt wenigstens anständig essen. Wir halten Kriegsrat. Die Wahl eines geeigneten Restaurants ist nicht minder leicht. Zwar hat jeder unserer Bekannten in Chicago, New York, Boston und Philadelphia uns ein Eßlokal genannt, in dem wir unbedingt in Miami essen müßten. Es ist so billig, teure Restaurants zu empfehlen. Man hat uns eine Gaststätte genannt, die für ihre »schwedische Platte« berühmt ist. Man hat uns auch Adressen von französischen, von italienischen, von spanischen Restaurants gegeben, aber nur ein wirklich amerikanisches aufgeführt. Ich plädiere am eifrigsten für dieses, erstens weil man in Anbetracht des Inhabers dieses Lokals, des berühmten Weltmeisters im Schwergewichtsboxen, Jack Dempsey, von seinen Beefsteaks doch wohl erwarten kann, daß sie das Geheimnis seiner Kraft enthalten, und zweitens, weil ich, was ich freilich in meiner Propagandarede für dieses Lokal nicht so sehr in den Vordergrund stelle, dort etwas von dem mir ersehnten Nachtleben erwarte.

Es gibt auch Beefsteaks. Allein eine Analyse ergibt, daß

es dieselben »Hamburger« sind, die wir schon entlang der Numero »I« oft genug gegessen haben. Und das Nachleben? Es besteht in der Hauptsache darin, daß die Besucher, erstklassiges Publikum, aber meistens Familien, begeistert im Takt der Jazzkapelle klatschen. Aber wie gesagt, erstklassiges Publikum, und darauf baue ich meine nächste Hoffnung. Wie wäre es, wenn etwa Glens Eltern oder der berühmte Herr Sowieso, der sich immer so namenlos freut, meinen Vater, wenn er recht beschäftigt ist, nach langen Jahren wiederzusehen, wobei die Freude selten gegenseitig ist, jetzt käme. Er könnte uns zum Beispiel auf seine Yacht einladen. Eine Villa am Meer würde es auch tun, vorausgesetzt natürlich, daß der Blick meinem Vater zusagt.

»Oh, wie ich mich freue, Sie wieder zu sehen! Erinnern Sie sich meiner noch?«

»Aber gewiß!«

Mein Vater funkt das berühmte Familiengeheimzeichen »F. Z.« herüber, »Familie zurückhalten!« Ich kann ihn nicht verstehen. Ist das nicht der Herr, der so begeistert von seinem Vortrag über das nationalsozialistische Deutschland im Astorhotel von New York uns nach Palmbeach einlud?

»Na, und wie gefällt Ihnen das Klima von Miami?«

Mir geht ein Blitzlicht auf. Ja, das ist der Herr, der uns in Charleston schon einmal schier zu Tode geschwätzt hat. Jetzt verstehe ich auch meinen Vater, der gerne auf eine Villa am Meer verzichtet, um sich dieser Gefahr nicht auszusetzen.

Während wir möglichst rasch die Nachspeise aufessen, verstehe ich beim Lärm des Lokals nur Fetzen der mir allerdings wohlbekannten Sätze:

»Haben Sie die Statistiken des Wetterbüros schon gesehen?« — »Miami hat das beste Klima der Welt im Winter warm, im Sommer kühl« Er hält einen Mo-

ment inne, um seinen Schweiß wegzuwischen. Es ist wirklich angenehm warm hier. Dann fährt er fort: »Es läßt sich wirklich mit keiner anderen Stadt der Welt vergleichen! Sie müssen mir doch recht geben, wer Miami einmal gesehen hat, will hier für immer bleiben!«

Ob er wohl vom Fremdenverkehrsverein ist? Sicher kann er uns helfen. Sicher weiß er ein kleines nettes Hotel im Bungalowstil mit einem großen Garten mit exotischen Blumen, mit einem großen Lesesaal voll politischer Zeitungen und einem entsprechend vornehmen Nachtleben zu kleinen Preisen. Wir klagen ihm unser Leid. Er lächelt verlegen.

»Nein, ich kann Ihnen nicht dienen. Sie müssen verstehen, ich diene meinen Kunden für längere Zeiträume, ich möchte fast sagen, für die Ewigkeit!«

Es ist kein Zweifel, der Mann ist Grundstücksmakler. Nur das mit der Ewigkeit ist schwer zu verstehen. Aber wir gehen jetzt. Meine Eltern haben bisher noch allen Anpreisungen, sich Land zu kaufen, widerstanden. Das hätten sie ja vor 20 Jahren schon kaufen können, als sie beim großen Boom in Kalifornien waren, oder in Neuseeland, als man ihnen absolut eine Schaffarm anhängen wollte.

Der Mann aus Charlestown kommt uns nach und drückt uns einen Führer in die Hand. Der Stadtplan darin kommt uns zustatten. Nach ihm fahren wir über die Biskaynebucht zu dem einfacheren Festland-Miami zurück. Dort finden wir auch ein Hotel, das bescheiden und ordentlich aussieht. Es trägt das Schild »gentiles only!« — »Nur für Nicht-Juden!« — und hat einen wunderschönen Blick auf eine Schutthalde. Zum Glück ist es voll besetzt; denn nur diesem Umstand danken wir, daß wir zum »Paradies« weiterfahren.

»The Paradise Trailer Park« nennt sich ein etwas sumpfiger Bauplatz, der mit Trailern, wie man hier Wohnwagen nennt,

bis auf den letzten Platz angefüllt ist. Solche Trailerparks sind in den letzten Jahren überall in Amerika Mode geworden, vor allem in Florida. Auf dem Wege hierher sind wir an unzähligen vorbeigekommen, an ganz einfachen, die den Wagen nur einen leeren Bauplatz zur Verfügung stellen, und an besseren, die mit elektrischem Licht, Kanalisation, einem Zahnarzt und allem möglichen Komfort ausgestattet sind.

Die Wohnwagenfahrer stammen ja auch aus allen möglichen gesellschaftlichen Schichten. Oft sind es nichts anderes als »Tramps«, die sich selber aus ein paar Brettern einen Wagen zusammenbastelten, oder Landarbeiter, die von einer Erntearbeit zur andern fahren. Die größeren und besseren Wagen dagegen gehören Kleinrentnern, die sich auf diese Weise einen billigen Floridaaufenthalt gönnen können. Im Sommer werden sie in das kühle Wisconsin fahren und im Herbst vielleicht nach Kalifornien. (Das hat obendrein noch den Vorteil, daß sie keine Steuern zu zahlen brauchen.)

Aber es gibt auch Idealisten unter den Wohnwaglern, Leute, die sehr wohl im Hotel wohnen, sich aber nichts Schöneres vorstellen können, als einmal aus der Enge einer kleinen Stube heraus ins Freie zu kommen. Meist gewinnt jedoch bei ihnen der Herdentrieb bald wieder die Oberhand. Man sehnt sich bald wieder nach Bridgepartien und Geselligkeit, kann auch ohne all die Bequemlichkeiten nicht mehr leben, mit denen man groß geworden ist, so daß man alsbald den engsten Trailercamp jeder Naturromantik vorzieht. Kein Wunder, daß die Grundstücksbesitzer ihre »Lager« mit allen nur erdenklichen Bequemlichkeiten ausstatten.

Das »Paradise Trailer Camp« ist ein solches. Es ist ein richtiges Dorf, in dem es alles gibt, bis auf Häuser. Die muß man selbst mitbringen, das heißt, da dieses Camp auch gleich



Alte ..



...und junge Fachmänner prüfen
unsere Mercedes-Benz-Wagen - von
ihrem Gesichtspunkt aus



Der Zehnjährige kommt täglich in diesem Wagen zur Schule gefahren



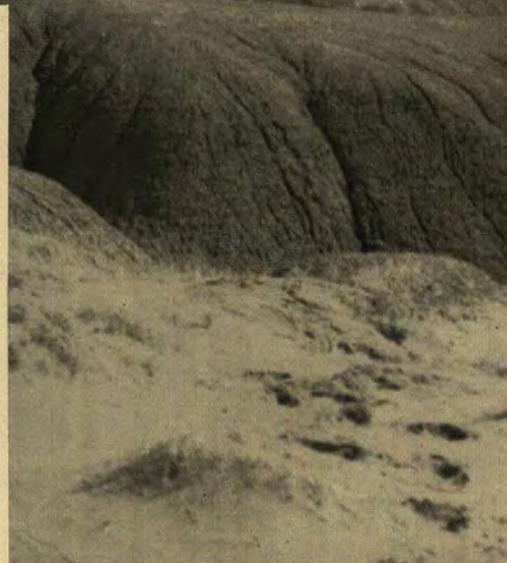
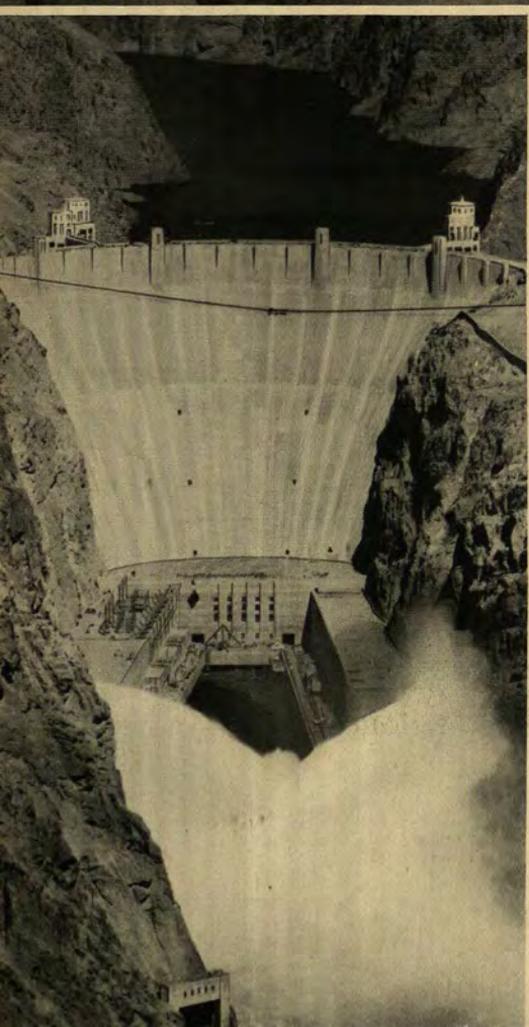
Wer für sein Auto kein Benzin hat, zapft es sich als Almosen aus dem Benzintank eines andern



Die Hochhäuser der Pueblo-Indianer
standen schon bei der Ankunft der
Spanier im 16. Jahrhundert



Heute noch ganz indianisch auf dem
Rücken seiner Mutter getragen, wird
er schon bald auf die Bundesschule
der Regierung geschickt werden



Unerschlossener wilder Westen ...

... soll durch den Boulderdam, den größten
Staudamm der Welt, erschlossen werden

über einen Wohnwagenladen verfügt, der Wagen aller Größen zum Kauf anbietet, sind hier auch Trailer für eine Probenacht zu vermieten.

Mit einem eleganten Schwung biegt mein Vater begeistert in den Wohnwagenpark ein. Schon immer wollte er uns von der Bequemlichkeit eines solchen überzeugen. Auch Mutter ist beglückt, weil sie sich im Gegenteil von seiner Dumpfheit und Enge Erfolg verspricht. Sie hofft so, die Frage der Anschaffung eines Wohnwagens für unsere Familie endgültig zu erledigen.

Man muß bedenken, daß diese Frage bei uns den Gesprächsstoff Numero 9 bildet. Wenn man, wie wir auf unseren Reisen und Expeditionen, so eng zusammenlebt, reitet jeder gern sein Steckenpferd. Um uns gegenseitig den Redefuß zu ersparen, haben wir die Lieblingsstreitfragen numeriert und so, da jeder stets ohnehin bei seiner Ansicht bleibt, die altgewohnte Diskussion erübrigt. Die Nummer des Gesprächs wird genannt, und jeder weiß dann ohnehin, was jeder einzelne sagen wird.

Heute nacht wird Numero 9 praktisch ausprobiert. Mein Vater trägt sogar den ganzen »Aufbau« ab, um die untersten Koffer mit dem Expeditionsgepäck und dem Kochgeschirr auszuräumen. Auch Decken und Bettwäsche müssen wir selber stellen. Wir haben viel zu tun, aber es wird wirklich gemütlich. Es ist glattweg »überaus gemütlich«, entsprechend dem Rat des Hotelmanagers »zu dritt in einem Raume«. Bei wohlwollender Betrachtung finden sich sogar Anklänge an mein Traumhotel. Träte Vater jetzt an das niedere Fenster, so könnte er, wenn er sich bückt, zwei einsame Palmkronen im Hintergrund bewundern. Der Vordergrund wird allerdings von der recht trostlosen Trailerstadt gebildet.

Im dichtbevölkerten »Paradies« ißt man gerade zu Abend. Tisch an Tisch reiht sich die Straße entlang, die Petroleum-

kocher rauchen. Man ruft dem Nachbar sein Menü zu. Man schreibt Postkarten mit dem idyllischen Blick vom Vanderbilthotel. Nur unser Nachbar, ein alter Mann, der in Hosen-trägern vor seiner Wagentür sitzt, scheint mit seinem Los nicht zufrieden zu sein. Er liest »How to win friends and influence people« – »Wie man Freunde gewinnt und Leute beeinflusst«. Dale Carnegies Anleitung zu »Reichtum und Glück«. Im bestrickenden Badeanzug, Modell Südseetraum, trägt die Dame von gegenüber ihren Mülleimer zu der am Ende des Dorfes angelegten Abfallkuhle. »Dein Nachtleben von Florida!« sagt mein Vater und deutet nach draußen.

Auch Mutter kann zufrieden sein, das kleine Häuschen, an das sie gedacht, ist vielleicht noch kleiner ausgefallen als ihr vorgeschwebt hatte. Leider blühen die exotischen Blumen, die sie sich gewünscht hatte, auch nur jenseits des sumpfigen Grabens, der unseren Trailerpark, das Paradies, vom jenseitigen Grundstück, einem Friedhof, trennt. An dem Klapp-tisch an der Wagenwand sitzend, lesen wir die Broschüren über die Schönheiten Miamis. Ich blättere in dem Führer, den uns unser Freund, der Herr aus Charlestown, gegeben. »Miami hat die schönsten Friedhöfe der Welt!« steht mit goldenen Lettern auf schwarzem Grund. Eine Visitenkarte liegt bei, »Edward Washington Lincoln Perkins jr., Miami und Charlestown, Vertreter des Paradise Park Funeral Home, des ersten Beerdigungsinstitutes der Welt.«

»Und das beste Klima«, leiere ich vor mich hin. Ach so, deshalb sprach unser Freund von der Ewigkeit. Nein, sage ich entschlossen zu mir selbst und zerquetsche die 27. Stech-mücke des heutigen Abends auf meiner schweißnassen Wade.

Am nächsten Morgen fragt uns mein Vater, ob wir etwas dagegen hätten, wenn wir gleich weiterfahren, ohne Trailer selbstverständlich!

In den Everglades

Ringsum schwirren Flügelschläge. Es hört sich an, wie im Winde geblähte Segel. Ein Schwarm weißer Ibisse zieht über uns hin. In scharfer Kurve gehen sie nieder und landen wie Flugblätter, die aus einem Flugzeug geworfen werden, auf den Ästen einer Zypresse. Wir nehmen die Ruder zur Hand und staken weiter.

Dieser ganze südliche Teil Floridas ist von Kanälen durchzogen, die von den »Ewigen Sümpfen«, den »Everglades« gespeist, aus dem Unbekannten kommen und ins Unbekannte zu führen scheinen. Unser Boot gleitet an schilfbestandenen Ufern vorbei. Da, ein Reiher! Er steht in dichtem Buschwerk, so daß sein weißer Federkopf nur wie eine Blüte über den Stengeln steht.

Feinblättrige Schlingpflanzen überziehen die niederen Büsche wie mit einem kleinmaschigen Netz. Wo das Buschwerk zu Ende geht, hängen sie wie Schleier herab. Mit mir im Boot sitzt Ross Allen — übrigens kein Verwandter — der berühmte Alligatorenjäger. Er lebt seit 17 Jahren in dieser Ecke der Welt und fängt Alligatoren und Schlangen in den Everglades. An dem kristallklaren Quell der Silversprings hat er sein Hauptquartier und einen kleinen privaten Zoo als Depot, in dem er die gefangenen Tiere sammelt, bis sie an zoologische Gärten verkauft sind. Von hier aus zieht er zum Fang aus.

Immer interessanter wird die Fahrt. Es wimmelt hier von Tieren aller Art, über, neben und unter uns, von Reiher, Fasanen, Truthühnern und anderen Vögeln, die ich nicht kenne. Ihre Morgenrufe vibrieren durch die Luft.

Aus dem sumpfigen Wasser tauchen die gebuckelten Rücken von Schildkröten auf. Echsen aller Art räkeln sich im Sumpf der Ufer.

Nach einer guten halben Stunde kommen wir am ersten Seminolenlager vorbei. Die Dämmerung ist noch so tief, daß sich das Laub- und Baumwerk des Lagers kaum vom Hintergrund abhebt. Wir rudern das Boot ans Ufer und steigen aus. Schweigend tritt eine Frau unter dem Blätterdach ihrer Hütte vor und sieht mich forschend an. Dann bückt sie sich mit majestätischer Ruhe zu dem Holzbündel vor der Hütte, um ein paar Scheite aufs Feuer zu legen. Sie ist gerade dabei, den Morgenmais zu kochen. Für meinen Geschmack ist sie dafür in zu große Abendtoilette gekleidet, mit einem unwahrscheinlich weiten, langen Rock, der aus lauter kleinen bunten Stoffflecken zusammengesetzt ist. Es ist jedoch nicht so, daß sie sich etwa in ein Kostüm geworfen hätte, um uns zu empfangen. Auch die merkwürdige Haartracht, bei der das steife fettige Haar wie ein Schutzschild gegen die Sonne über der Stirn liegt, trägt sie alle Tage. Wir werden ja auch nicht erwartet, und so ist's keine Schaustellung. Im Gegenteil! Sie nimmt keinerlei Notiz von uns.

Die Seminolen sind einzigartig unter den Indianerstämmen Amerikas. Der Busch rings um das Dorf ist nicht gerodet, nirgends auch nur das geringste Zeichen irgend-eines Anbaues. Wie können sich diese Menschen erhalten? Wovon leben sie? Was erhoffen sie? Sie leben aus dem Dschungel, und seine Erhaltung ist für sie lebenswichtig. Die Regierung hat denn auch die Everglades zum Nationalpark erklärt und nur am südlichen Rand mit dem »Tamiami Trail« eine einzige Autostraße entlang geführt.

Millionen Quadratmeter von eigentlich fruchtbarem Land sind hier noch unberührt. Die Seminolen haben sich nie um Ackerbau gekümmert. Aber sie sind auf Tod und Leben mit ihren Sümpfen verknüpft. Als die Amerikaner sie, wie auch die anderen Stämme, in den Westen des Kontinents umsie-

deln wollten, widersetzten sie sich in einem blutigen Krieg. Tausend Seminolen hielten sieben volle Jahre gegen eine amerikanische Armee von 23 000 Mann aus.

Wo heute San Augustine liegt, an der Matanza-Bucht, landete im Jahre 1512 Ponce de Leon. Es war Palmsonntag, und nach den Blumen dieses Tages nannte er das Land »Florida«. Ihm folgten vereinzelt Abenteurer wie de Soto. Als sie jedoch kein Gold fanden, das zu suchen sie gekommen waren, zogen sie wieder ab. Sie ließen das Land leer und kamen erst nach 50 Jahren wieder, aber auch da nicht, um es zu besiedeln, sondern lediglich zu dem Zweck, die inzwischen gelandeten Hugenotten bis auf den letzten Mann niederzumetzeln. Um weiteren Invasionen vorzubeugen, wurde das Fort San Augustine gebaut.

Aber im nächsten Jahrhundert kamen die Engländer. Zunächst plünderten sie die Stadt. Dann erklärten sie Florida zu ihrer 14. Kolonie. Sie blieb ihnen als einzige treu, und Großbritannien versuchte, sie als Kriegsbasis gegen die 13 ungetreuen aufständischen zu verwenden. Nach der Unabhängigkeitserklärung gaben die Engländer die wertlos gewordene Halbinsel den Spaniern zurück, und denen kauften sie die Amerikaner für fünf Millionen Dollar ab.

Die Amerikaner kamen mit keinen anderen Absichten nach Florida als einst die Spanier. Sie dachten gar nicht daran, südlich von San Augustine zu siedeln, wollten auf der anderen Seite aber dort auch niemand anders dulden. So gab man den Seminolen trotz des bereits mit ihnen geschlossenen Vertrages, der ihnen den Besitz des südlichen Florida zusicherte, den Befehl auszuwandern. Sie sollten westlich des Mississippi in dem kalten Gebirgsland der Rokies angesiedelt werden. Die Rothäute gaben nach. Aber als die Amerikaner unter dem Befehl ihres Generals Thomsen die

Umsiedlung mit Waffengewalt beschleunigen wollten, regte sich der indianische Trotz.

Da war Osceola, der große Häuptling! Schon vor Jahren hatte er den Yankees Rache geschworen, als sie ihm seine Frau in die Sklaverei entführten. Mit einem Messer zerschnitt er den von den Amerikanern gebrochenen Vertrag und rief aus: »Dies ist die einzige Art des Vertragsabschlusses, den die Amerikaner verstehen.« Dann skalpierte er persönlich General Thomsen, den er beim Essen überfiel. Hundert amerikanische Soldaten wurden erschlagen, und die Seminolen dehnten ihre Überfälle bis nach Alabama und Georgia aus.

Es blieb nichts anderes übrig, so dachten die Amerikaner, als List. General Jessup lud 80 indianische Abgeordnete mit Osceola an der Spitze zu Waffenstillstandsverhandlungen nach San Augustine ein. Diese kamen, wurden überwältigt und Osceola in einem der unterirdischen Verliese des Forts Marion eingekerkert. Später verschleppte man ihn nach Fort Moultrie, wo er elend dahinsiechte. Die Seminolen aber ergaben sich nicht. Der Krieg kostete die Vereinigten Staaten dreißig Millionen Dollar und wurde nie beendet.

Die Seminolen haben bis auf den heutigen Tag nicht kapituliert. Immer weiter zogen sie sich nach Süden in die Ewigen Sümpfe am südlichen Ende Floridas zurück, wohin ihnen so leicht niemand folgt. Noch heute lebt der kleine Seminolenrest nach eigenen Gesetzen, unter ihren eigenen Führern, und wenn sie nicht häufiger von Touristen belästigt werden, so deshalb, weil sie ihr Wohngebiet mit reichlich vielen Stechmücken und Alligatoren teilen.

Mein Freund, der Alligatorenjäger, ist einer der wenigen, den die Seminolen anerkennen und dem sie trauen. Mag sein, daß dies damit zusammenhängt, daß er ihnen diese und jene Belohnung zukommen läßt, wenn sie ihm bei seiner Jagd auf die Spur helfen. Die Indianer sind unglaublich tüchtige

Fährtensucher und in den Everglades zu Hause wie kein Weißer.

Ross Allen fängt die Alligatoren, wenn sie noch jung sind, wenn er sie sozusagen mit der Hand fangen kann. Mir zuliebe macht er sich an ein kapitaleres Stück heran. Sein Jagdkostüm besteht dabei aus einer Badehose, und wenn ein Alligator sicher auch spielend durch jeden Anzug beißen kann, so erscheint es mir doch besonders mutig, sich in diesem Kostüm ins Wasser zu werfen, in dem man einen Alligator sitzen sieht. Jungens, Jungens, war das ein Stück Arbeit, mit dem Riesenbiest fertig zu werden! Natürlich ist ein besonderer Trick dabei, den sich der Alligatorenjäger ausprobierte. Er kommt gewissermaßen von hinten heran, wirft sich auf das Biest und hält ihm die Schnauze zu. Das Tier wehrt sich wie toll. Unter Klatschen und Schlägen wälzen sich die beiden unter Wasser. Jetzt hat der Jäger dem Tier mit dem Lasso die Schnauze fest zugeschnürt, aber der Schwanz schlägt wie ein Mühlrad. Und jetzt kommt das Schwerste, das Exemplar ins Boot zu bugsieren. Das ist der Teil Arbeit, bei dem ich ihm tüchtig helfen kann. Würde das Tier, was ich weiß, daß es an einen zoologischen Garten verkauft werden soll, wo es ein bequemes, verhätscheltes Leben führen wird, wer weiß – vielleicht machte es sich jetzt nicht so schwer!

Wie wir auf dem Heimweg wieder bei unserem Seminolandorf vorbeikommen, jubeln uns die Kinder zu. Auch die Aller kleinsten stecken in solch putzig aussehenden langen Röcken. Wie Kinder der Biedermeierzeit sehen sie aus. Der Dorfhauptling aber kommt ans Ufer und ruft sie zurück. Er ist ein Nachkomme Osceolas und traut den Weißen nicht.

VON KÜSTE ZU KÜSTE

Amerika baut seine Vergangenheit auf

In New York steht das berühmte Metropolitan Museum. In ihm befindet sich eine nicht weniger berühmte Schale von Cellini. Ich wußte von ihr durch einen alten Baedeker, der noch von meinem Großvater stammt, und zwar aus dem Jahre 1893, in dem mein Großvater zum zweiten Male die Staaten besuchte.

Diesen Baedeker hatte ich in die Hände bekommen und eifrig studiert, schon vor meiner ersten Amerikareise. Damals war ich 9 Jahre alt. Ich weiß nicht, ob ich mich damals schon derart für Kunst interessierte wie heute, und wie ich gerade auf Cellini kam. Aber jedenfalls hatte ich mir in den Kopf gesetzt, die Schale zu sehen. Als wir in den Ferien von Chicago auf 14 Tage nach New York hinüberfuhren, ging ich ins Metropolitan — Kinder läßt man in Amerika ruhig mutterseelenallein durch Museen und Bibliotheken schweifen — und suchte nach meiner Schale.

Nach etlichem Suchen fand ich den Saal, in dem sie laut Baedeker von 1893 stehen sollte, aber an keiner Wand eine Schale! Enttäuscht sah ich mich um und wandte mich schließlich an einen gelangweilt an der Tür lehrenden Museumsdiener. Er war ein gutmütig aussehender alter Mann.

»Bitte, wo ist denn die Schale von Cellini hingekommen?«

Der Alte sah mich verständnislos an.

»Ja, die berühmte Schale des italienischen Meisters, die in diesem Saal stand.«

Jetzt schüttelte der alte Wärter nur bekümmert den Kopf: »In diesem Saal stand nie eine Schale!«

»Doch, doch«, beharrte ich. »Ich weiß es ganz genau. Im Jahre 1893 stand sie wenigstens noch hier!«

Der Ausdruck des Alten war nunmehr wirklich erschrocken. Vorsichtig schielte er zu mir herüber.

»So, so. Ist das wirklich so? Wissen Sie das? Ich habe gar nicht gewußt, daß dies Museum schon so alt ist!«

Ja, vierzig Jahre ist alt für Amerika, selbst für ein Bauwerk oder Denkmal. Alles, was über 30 Jahre alt ist, gilt hier als Altertümlichkeit.

»Mein Haus ist sehenswert«, sagte mir eine Dame in Jacksonville, »es ist schon vierzig Jahre alt.«

Aber mein Baedeker ist noch älter. Er stammt von meinem Großvater, der im Jahre 1893 die Chicagoer Weltausstellung besuchte. Vor Betreten jeder Stadt ziehe ich ihn zu Rate. Meistens ist es sinnlos; denn viele Städte, die jetzt über eine halbe Million Einwohner haben, waren damals noch gar nicht gegründet oder nur kleine Siedlungen. Dagegen waren wirklich historische Stätten in den neunziger Jahren sozusagen noch nicht vorhanden. Nicht als ob sie nicht dagewesen wären; man schenkte ihnen keine Beachtung.

Inzwischen sind sich die Amerikaner ihrer Geschichte bewußt geworden und suchen sich geschichtliche Denkwürdigkeiten zusammen, wo sie sie nur bekommen können.

Mit Henry Ford fing es an. Um den Fortschritt zu verherrlichen und seinen Autokäufern klarzumachen, wie weit man es gebracht hatte, gründete der Autokönig das sonderbarste Dorf der Welt. Der ursprüngliche Gedanke war dabei gar nicht so sonderbar. Ford wollte die Taten der großen Erfinder der Nachwelt überliefern, indem er die Stätten ihrer Erfindungen in Detroit wieder aufbaute. Dabei begnügte er sich aber nicht damit, die ursprünglichen Häuser, in denen die Erfinder gelebt und gearbeitet, abzureißen und aus dem ursprünglichen Baumaterial in der Umgebung seiner Fabrik wieder aufbauen zu lassen. Er kaufte auch den Boden, die Erde, auf der die Häuser standen, und

schaffte sie nach Detroit. Mit peinlicher Genauigkeit bis auf das letzte Reagenzglas ist so zum Beispiel das Laboratorium des »Zauberers am Menloe Park« nach Detroit verpflanzt worden. Sogar die Abfallgrube samt Inhalt wurde hierher transportiert.

Rings um den »Shrine« baute Henry Ford ein Dorf und nannte es »Greenfield Village«. Aus Neuengland holte er sich ein Rathaus, aus London ein Uhrmachergeschäft, aus Michigan einen Gasthof, und da dieser wohl selbst alt war, aber bereits eine moderne Einrichtung hatte, holte sich Ford einfach ganz woanders her eine »echte« alte Inneneinrichtung dazu. Zuletzt fand er einen Krämerladen und kaufte ihn mit allem, was darin war, Petroleumlampen, Strümpfen, Seife und allem, was die Leute einst in Waterford kauften, und richtete ihn in Greenfield Village ein. Nun war das Dorf vollkommen, nichts fehlte, bloß die Menschen. Was heißt Menschen! Die kann sich Henry Ford leicht beschaffen. In die Dorfschule gehen Kinder seiner Angestellten, in der »Martha-Mary«-Kapelle beten sonntags die Museumsdiener, und das Postamt ist voll von Touristen, die von hier Ansichtspostkarten nach Hause schicken. Der Schuhmacher aber sohlt höchst persönlich die Stiefel des Erfinders des automatischen laufenden Bandes.

Greenfield Village ist eines der seltsamsten und interessantesten Museen der Erde. Aber schließlich doch nur ein Museum: Trotz der peinlich historischen Korrektheit jedes einzelnen Baues ist es doch nicht gelungen, den Geist, die Atmosphäre einer verklungenen Epoche wieder herbeizuzaubern, vielleicht deshalb, weil man zu vieles und zu Vielfältiges nebeneinanderstellte.

Was Ford nicht gelang, hat Rockefeller erreicht. Wenn man heute durch Williamsburg geht, glaubt man sich wirk-

lich in die Zeit Patrick Henrys und Washingtons versetzt und ahnt nicht, daß sich vor 13 Jahren Williamsburg in nichts von anderen kleinen Städten Virginiens unterschied.

Damals im Jahre 1925 gab der Studentenbund von Williamsburg ein Festessen in New York. Schlawerweise lud er hierzu Herrn Rockefeller junior ein. Dieser nahm an, nicht ahnend, daß ihm diese Einladung Millionen kosten sollte. Zunächst versprach er nur, das Hauptgebäude der im Jahre 1693 gegründeten Universität zu restaurieren, und das wurde der Anfang des großen Umbaues, der Williamsburg in seine große Vergangenheit zurückversetzte.

Die ersten nordamerikanischen Siedler waren ja nicht die Puritaner, sondern englische Edelleute, die am 13. Mai 1607 in Virginien landeten. Zu Ehren ihres Königs nannten sie die erste Siedlung Jamestown, im Jahre 1677 entstand in seiner Nähe Williamsburg, seit 1699 die Hauptstadt Virginiens. 227 Jahre später wurde man sich klar, wie einzigartig diese Stadt gewesen war. Amerika hatte keine Geschichte, die sich in seinen Städten ausdrückt. Zu geschichtlicher Tradition war nie Zeit. So konnte mein Baedeker aus dem Jahre 1893 nur sagen, daß die Bauten der Stadt meist modern sind. Rockefeller schuf Abhilfe, und zwar großzügige Abhilfe. Die modernen Häuser wurden einfach abgerissen, 514 an der Zahl, und an ihre Stelle das alte Williamsburg wieder aufgebaut, so wie es zu Beginn des 18. Jahrhunderts war, das Capitol, das alte Gerichtshaus, die Kirche, die Wohnhäuser. Auch das ursprünglich im Jahre 1701 gebaute öffentliche Gefängnis hat man nicht vergessen.

So ist tatsächlich eine vollständige altamerikanische Kolonialstadt aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden. Was jedoch das Erstaunliche und in seiner Art vielleicht das Einzigartige ist, zum mindesten in Amerika: dieses moderne alte Williamsburg ist kein Schaustück, kein Museum,

sondern eine lebendige Stadt. Moderne Menschen unserer Zeit wohnen in den altertümlichen Häusern, gehen durch die altmodischen Straßen, und es wirkt nicht einmal widersinnig oder unnatürlich. Viel hilft freilich dazu, daß Williamsburg eine der ältesten Hohen Schulen Amerikas ist. Die Universität »William and Mary« hat nie aufgehört zu existieren. Sie hat die Überlieferung bewahrt, und so kommt es wohl, daß die jungen Studenten in der alten Stadt, die jetzt wieder ihr ursprüngliches Gesicht erhalten hat, sich mit voller Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit bewegen.

Williamsburg ist ein solcher Erfolg, daß es voraussichtlich Schule machen wird. Amerika besinnt sich auf seine Vergangenheit, und das verhältnismäßig wenige, was es an Überlieferung besitzt, sucht es jetzt mit allen Mitteln zu bewahren, beziehungsweise wieder aufzubauen. Hoffentlich wird dabei nicht vergessen, daß mit zu den ältesten Kulturdenkmälern der amerikanischen Geschichte auch die von den Deutschen geschaffenen gehören. Nur wenige Jahre nach der Gründung von Williamsburg wurde Germantown erbaut, die erste deutsche Stadt auf amerikanischem Boden. Germantown ist heute untergegangen in dem Straßenmeer der großen Stadt Philadelphia. Noch immer stehen zahlreiche der alten ursprünglichen Häuser. Aber kein Millionär findet sich, der sie aus der modernen Umgebung herauschält und in den ursprünglichen Zustand zurückversetzt.

Trotzdem aber verfügen die Amerikaner deutscher Abstammung über ein Baudenkmal aus den Anfangszeiten der Besiedelung des amerikanischen Kontinents, das ohne Restaurierung den ursprünglichen Zustand rein bewahrte. Es ist das Kloster Ephrata in Pennsylvanien, das von der deutschen Sekte der Tunker gegründet wurde und der Mittelpunkt für Kultur und Industrie in Pennsylvanien war.

Ephrata war lange in Gefahr, zu verfallen und schließlich abgerissen zu werden. Der Opferbereitschaft einzelner deutscher Amerikaner gelang es, diesen für Amerika einzigartigen Bau zu erhalten.

Amerika besinnt sich auf seine Geschichte. Dabei soll nicht in Vergessenheit geraten, daß mit dieser Geschichte Menschen deutschen Blutes von den ersten Anfängen an verknüpft sind, und daß sie einen erheblichen Beitrag zum Aufbau dessen geleistet haben, was sich heute die Vereinigten Staaten nennt.

Die deutsche Cowboyschule

Dem Kilometerzähler nach hätten wir schon längst in Fredericksburg sein müssen. Wir hatten uns wohl sicherlich wieder einmal verfahren. Allein, die Feststellung nützte wenig. Wo sind wir eigentlich? Vor allem, wer sollte uns diese Frage beantworten? Eine gute Weile schon hatten wir keine Menschenseele mehr gesehen, nachdem die Kuppel des Kapitols von Austin als winzig kleiner Punkt am Horizont verschwunden, und wir bereits den ausgetrockneten Fluß und die erste Hügelkette überwunden hatten.

Wir hatten unser Radio eingestellt und hörten Unterhaltungsmusik. Wird die Landschaft zu einförmig, so ist dies ein gutes Mittel, um sich in der Öde und Langweiligkeit der großen Überlandstraßen wachzuhalten. Aber nein, diese Musik paßte wirklich nicht hierher, und wir stellten sie ab. War jeder von uns auch mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, so gab der Wunsch, möglichst bald an unser heutiges Ziel, nach Fredericksburg, zu kommen, doch allem Denken den Hintergrund ab. Heiß war es draußen und staubig. Felder, Büsche und Bäume sind wie mit Mehl überzogen. Überall Staub und sengende Hitze.

Bald höre ich auf, überhaupt an etwas zu denken. Die Prärie hat mich gefangen. Gestalten aus Wildwestbüchern tauchen vor mir auf. Ich vergesse, daß ich in einem Auto durch die Gegend fahre. Auf Pferdesrücken durchquere ich im Halbschlaf die Steppe.

So habe ich schon die längste Zeit vor mich hingedöst. Da entdecke ich weit hinten am Horizont eine riesige Staubwolke, und vor den braunen Schwaden zeichnet sich deutlich die schwarze Gestalt eines Reiters ab. Er gibt seinem Gaul die Sporen und erreicht im Galopp die Spitze der Herde, ein prächtiges Bild zum Photographieren. Dazu muß haltgemacht werden. Wir warten, bis die Herde herankommt. Von hohem Roß herab begrüßt uns der Cowboy. Freilich, in der Nähe schrumpft das großartige Bild etwas zusammen. Ich sehe nur einen großen, starken Rappen, ein Paar Stiefel mit riesigen Sporen und einen ungeheueren Strohhut, der den Reiter ganz verdeckt. Erst als ich ihn photographieren will, schiebt er seinen Hut zurück, und zu meiner Überraschung entpuppt sich — ein kleiner Junge! Wohl ein Cowboy, was zu deutsch Kuhjunge heißt, aber ein sehr junger. Der etwa Zwölfjährige hat klare blaue Augen, die nicht nur seine Kühe, sondern auch uns, die Fremden, genau beobachten. Schließlich kann er seine Neugierde nicht mehr bezähmen.

Er steigt vom Gaul herab und fängt zu fragen an:

»Was ist das für eine Automarke? — Ein Mercedeswagen? Wo habt Ihr ihn gekauft? — In Deutschland? — Wieso? — Sie sind Deutsche? — Das sind meine Leute auch!«

Nun richten wir ein paar Fragen an den Jungen. Ja, er sei deutscher Abstammung, ja, und zu Hause und in der Kirche spräche man noch deutsch. Viel mehr war aus dem schüchternen Burschen nicht herauszubringen. Schon wollten wir uns verabschieden. Da tauchte in einer Staubwolke, hoch zu

Roß, sein Vater auf, eine Figur aus Karl Mays Welt mit drohendem Äußeren. Am hochgeschweiften, silberbeschlagenen Sattel hängt ein Karabiner. Der Patronengurt des Reiters ist gefüllt, und ein schwerer, alter Revolver steckt im Gürtel.

»Vater, das sind Deutsche!« ruft ihm der Junge zu. Der Alte sprengt an meine Mutter heran, beugt sich herunter und fragt mit dem Du, daß alle Deutschamerikaner benutzen, falls sie eben noch Deutsch sprechen können:

»Sprichst du auch Deutsch?« Bei den wenigsten hört man die Muttersprache noch so einwandfrei wie hier bei den Farmern in Texas. Hier hat man auch ein warmes Interesse für die alte Heimat. Der Alte kann gar nicht genug hören von uns, und nur ungern folgt er dem Ruf der unruhig blökenden Herde, die ihn weiterziehen heißt.

Aber ganz kurz noch eine Frage: »Wie kommen wir nach Fredericksburg?« — »Oh, das ist gar nicht mehr weit, höchstens 65 Kilometer.«

Wie wir wieder losfahren, ruft uns der schüchterne kleine Cowboy noch ein »Auf Wiedersehen« zu. Jawohl, wir sollten ihn wiedersehen. Und zwar dort, wo ich ihn am wenigsten erwartet hätte — in der Schule!

Auf Vermittlung des Herausgebers der deutschen Zeitung und des Leiters des deutschen Gesangvereines in Fredericksburg besuchten wir eine der kleinen deutschen Schulen auf dem Lande. Es war gar nicht leicht gewesen, das kleine Blockhaus in der Steppe zu finden. Wir kamen gerade erst kurz vor 12 Uhr hin und trafen die Gruppe noch beim Unterricht. Was es für ein Unterricht war, konnten wir nicht feststellen, da ja sämtliche Klassen in einem Raum versammelt waren und unsere Bitte: Weitermachen und sich nicht stören lassen! nicht erfüllt werden konnte. Dazu war alles zu aufgeregert. Man wollte doch etwas von den Deutschen haben!

Die kleinen Knirpse, die zu unserer Begrüßung aufgesprungen waren, hatten noch nie jemanden gesehen, der Deutschland einmal besucht hatte, geschweige denn einen in Deutschland Geborenen. Aus den lachenden, braun-gebrannten Gesichtern spricht ein Wunsch: der Lehrer, ein junger Deutschamerikaner, drückt ihn aus.

»Erzählen, erzählen!«

Mein Vater muß sich an den einfachen Tisch lehnen, der den Katheder ersetzt, und von Deutschland berichten. Er spricht ein einfaches, langsames Deutsch, so daß ihn alle gut verstehen können. Wie dann aber von ihrer Seite die Fragen gestellt werden, die in Amerika jedem Vortrag folgen, merken wir, daß sie wirklich recht gut deutsch sprechen, wenn es auch mitunter durch amerikanische Ausdrücke untermischt und vielleicht nur für den verständlich ist, der diese Sprache auch spricht.

Zum Schluß trug die Klasse uns ein Lied vor. »O Tannenbaum, o Tannenbaum« schlug ein kleines schwarzhaariges Mädel in der letzten Bank vor. Der Lehrer erzählte uns päter, daß das kleine Mädel »ihre Mexikanerin« sei, das einzige Kind in der Schule, das nicht von deutschblütigen Eltern stamme. Doch es hat auch Deutsch gelernt und singt mit Vorliebe deutsche Lieder. »O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter!«

Ich bedauerte, keinen Tonaufnahmeapparat bei mir zu haben. Andererseits hätte er ja auch die Stimmung nicht wiedergeben können. War die musikalische Leistung auch nicht einwandfrei, so herrschte doch auf einmal eine Art Weihnachtsstimmung in der Steppe.

Texas hat viele Völker kommen und gehen sehen. Die erste Fahne, die über ihm wehte, war eine französische, unter La Salle im Jahre 1684. Nach dessen Tode bekamen die Spanier das Land in ihre Gewalt. Zu Beginn des neunzehnten



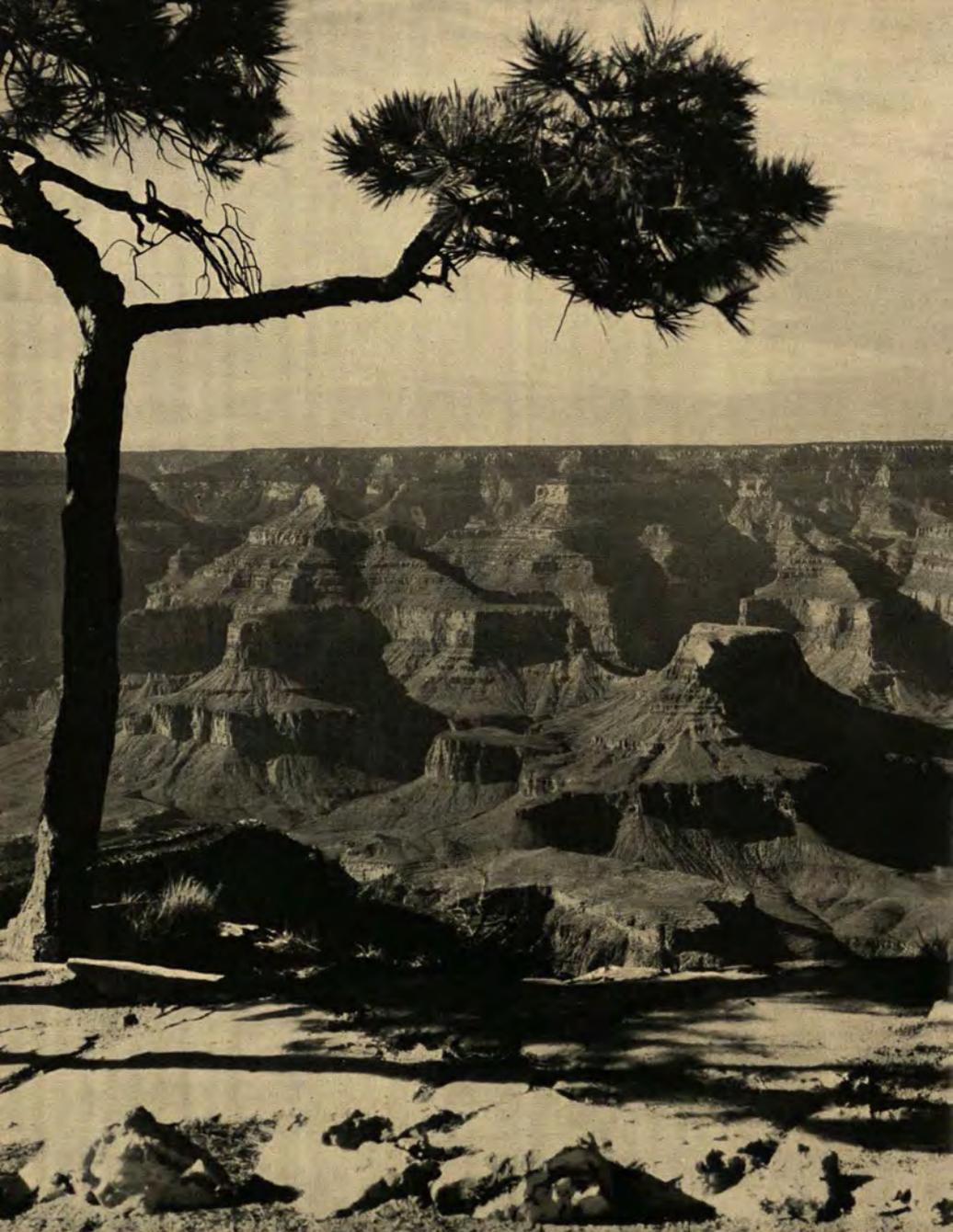
Ein Hopi-Indianer! Seine Vorfahren sind seit je in
Amerika ansässig



Ein amerikanischer Farmer! Seine Vorfahren
lebten in Europa



Ein Neger! Seine Vorfahren lebten in Afrika



Der Geist des Unbegrenzten und Maßlosen lebt heute, wenigstens noch teilweise, in den Steppen, Wüsten und Cañons des amerikanischen Südwestens

Jahrhunderts gewann Mexiko seine Unabhängigkeit von Spanien, und Texas seinerseits die Unabhängigkeit von Mexiko im Jahre 1836.

Damals kamen die ersten Deutschen ins Land. Hermann Ehrenberg, ein junger Deutscher, schloß sich im Oktober 1835 in New Orleans der »Ersten Kompanie Texanischer Freiwilliger« an und machte den Unabhängigkeitskrieg der Texaner gegen Mexiko mit. Danach schrieb er ein Buch, das die Gründung des »Mainzer Adelsvereins« auslöste, der sich die Besiedelung von Texas durch Deutsche zur Aufgabe machte. Von Fredericksburg schrieb bald darauf ein junger Deutscher in seinem Tagebuch, daß er dort, da es grade Sonntag war, von den Bewohnern in den bunten Trachten aller verschiedenen Gaue Deutschlands begrüßt wurde. Heute werden keine Trachten mehr getragen. Im Gegenteil, als ich die deutschen Schulkinder in der Mittagspause am Lagerfeuer sitzen und ihr mitgebrachtes, an der Sonne gedörrtes Fleisch verzehren sehe, bin ich mehr bei Karl May als in Deutschland.

Albert, so heißt der kleine Cowboy, den wir neulich unterwegs trafen, kommt täglich im Fuhrwerk zur Schule. Vor dem Schulhaus spannt er sein Pferd aus, bindet es an einen Baum und läßt es so lange dort warten, bis die Schule aus ist und seine Geschwister mit ihm nach Hause fahren. Minchen und Gustav von einem anderen Bauernhaus reiten zur Schule. Dabei ist neulich mit einer jungen Stute ein Pech passiert. Gustav hatte sie schlecht angebunden, vielleicht war es dem Pferdchen aber auch zu langweilig geworden. Kurz und gut, es riß sich los und trabte den weiten Weg von 18 Kilometern allein heimwärts. Zum Glück sah Gustavs Vater das Tier und schickte es einfach wieder zurück. So stand es zum Schluß wieder rechtzeitig da, um die Erfahrung reicher geworden, daß vorzeitiges Auskneifen nichts nützt.

Am Abend saßen wir in Fredericksburg mit ein paar Deutschen zusammen. Wie ich da hörte, unter welchen Schwierigkeiten die ersten Siedler in Karawanenwagen und zweirädrigen Karren von Neu-Braunfels hierhergekommen waren, schämte ich mich, daran zu denken, wie mir gestern derselbe Weg im Auto zu lang geworden war. Allerdings erlebte man damals auch mehr als heute. In den alten Chroniken kann man lesen, daß es damals von Panthern, Bären und Büffeln wimmelte. Allerdings wird da auch von einem Panther erzählt, der so groß wie eine junge Kuh gewesen sein soll, was mir leicht übertrieben scheint.

Die erste Mahlzeit, die die 120 Siedler an der Stelle einnahmen, wo heute Fredericksburg steht, war ein Bärenbraten. Er muß besonders köstlich geschmeckt haben; denn er wird in allen alten Berichten erwähnt. Nach dem Essen ging man sofort an den Bau der Palisaden. Sie waren wichtig; denn das Land wimmelte nicht nur von wilden Tieren, sondern auch von Indianern. Zum Glück konnte man sich mit den Comanches bald verständigen. Sonntags pflegten sie nach Fredericksburg zu kommen, Hals und Ohren mit Perlen und Muscheln und die Arme mit dicken messingnen Ringen geschmückt. Dies alles ist noch keine 100 Jahre her.

Heute ist Fredericksburg ein nettes, gepflegtes Städtchen mit einem Marktplatz, einem modernen Krankenhaus und vielen Kirchen. Ursprünglich hatte man nur eine einzige, die sogenannte Vereinskirche. Ihrer eigenartigen Bauweise wegen wurde sie kurz die »Kaffeemühle« genannt. In ihr wurden die Gottesdienste aller Bekenntnisse in Fredericksburg abgehalten, die katholischen wie die evangelischen. Sie war das Herz der Siedlung. Die Kirche ist noch heute in den Vereinigten Staaten in den kleinen Gemeinden der Treffpunkt der »guten Gesellschaft«, und um dieses allgemeine Treffen auch wirklich in Muße auskosten

zu können, kommen die Siedler nicht nur für den Sonntag vom flachen Land in die Stadt, sondern gleich fürs Wochenende. Man will doch seine Freunde auch bequem bei sich zu Gast sehen. Man will am Sonntag nicht nur auf der Straße herumstehen müssen. So baute man sich sein Wochenendhäuschen, nicht wie bei uns, um aus der Stadt aufs Land, sondern um vom Land in die Stadt zu fahren. Noch heute sieht man rings um die Kirchen von Fredericksburg wochentags verschlossene Häuschen, mit zugezogenen Vorhängen und geschlossenen Läden. Am Samstagnachmittag fährt das Auto vor und bringt die Besitzer vom Land herein. Spricht man wochentags auf der Farm meist englisch, so bedient man sich auf der Kirchentreppe, im Wochenendhaus und zum Feiertag doch der Sprache, die jene sprachen, deren Wagemut man alles verdankt, die im Ochsenwagen vom Meer hierhergefahren kamen, das zu überqueren damals noch 3 Monate dauerte.

Am Sonntag spricht man deutsch!

Westwärts durch verschneite Wüsten

Mein Vater zieht die Bremsen, und der Wagen steht auf der einsamen Straße.

»Hier wollen wir bleiben!« erklärt er kurz und weist nach rechts auf die Tankstelle mit den drei seltsamen »Cabins«, die zwischen Straße und Schlucht zu schweben scheinen. Auf dem ersten tiefverschneiten Häuschen steht die Aufschrift: »Stay here and watch the sun rise over the painted desert!« — »Bleib hier und sieh den Sonnenaufgang über der farbigen Wüste!« Die Schlucht zu unserer Rechten ist also nichts anderes als der Rand der berühmten farbigen Wüste. Leider kann man nicht viel von dem gefeierten Naturwunder sehen. Tiefe, schneebedeckte Wolken liegen schwer über dem leeren

Land, während dichte Nebelschwaden zwischen den schroffen Felsen ziehen und den Abgrund verhüllen.

Wie wir auf die erste Hütte zugehen, halten wir einen Augenblick inne, wie gebannt von dem herrlichen Schauspiel, das sich uns bietet. Der Wind hat die schwarze Wolkenwand aufgerissen, so daß die letzten Strahlen der sinkenden Sonne über dem Cañon liegen. Ein Meer von Steinen, ein Meer mit richtigen Wellen, das eben erst erstarrt zu sein scheint, blau, rot, grün, orange, in allen Farben! Namentlich das Rot leuchtet im Abendlicht, als lebte es, wie die Farben überhaupt dem an sich so toten Bild bewegtes Leben geben.

»Begnadete Menschen, die hier leben dürfen!« denke ich, wie wir durch die knarrende Tür in den Vorraum der »Cabin« treten. An der Seite eines prächtigen Schäferhundes kommt der Besitzer, ein noch ganz junger Mann, auf uns zu.

Ob wir hier übernachten können? »Sorry!« gibt der junge Mann zurück. — »Übernachten können Sie schon bei uns, aber Sie müssen verstehen, wir sind nur auf Sommerbetrieb eingerichtet. Heizung und Bettzeug haben wir keines! Sorry! Es tut mir leid. Ich kann meine Familie nicht aus dem Auge lassen. Meine Frau hat Lungenentzündung, und das Töchterchen ist scharlachkrank. Aber vielleicht können Sie den Arzt in Hollbrook holen!«

Betreten kehren wir um, den Wunsch zu erfüllen. Wie wir durch den Schnee zum Auto zurückstapfen, hören wir noch einen schrillen, herzerreißenden Schrei. Ob eine der beiden Kranken aus Fieberträumen erwachte?

Traurig, müde und enttäuscht fahren wir nach Hollbrook weiter. Traurig über das Schicksal der Familie am Rande der gemalten Wüste, müde, weil es ein weiter Weg von Albuquerque hierher war, das noch diesseits der kontinentalen Wasserscheide in Neu-Mexiko liegt. Enttäuscht, nachdem wir uns alle auf eine Nacht am Rande der gemalten Wüste ge-

freut hatten. Nun werden wir sicherlich in irgendeinem langweiligen amerikanischen Hotel übernachten. Ich kann mir mein Zimmer schon gut vorstellen. Das Bett wird sicher eine »Beauty Rest-Matratze« haben, die Möbel werden »fire-proof«, feuersicher und der Schreibtisch auf der Rückseite mit Kaugummi beklebt sein.

Nachdem wir in Hollbrook den Arzt alarmiert haben, gehen wir in das nächstbeste Hotel. Dieses enttäuscht aufs angenehmste. Es ist zwar nicht gerade komfortabel, aber dafür um so romantischer. Das Haus wird vor allem von Cowboys besucht, die am Samstag zum Einkaufen, Schwatzen und Trinken in die Stadt kommen. Eine buntgescheckte Menge ist im Vorraum versammelt. Man sitzt auf alten Ledersesseln entlang der Wand, unterhält sich, trinkt Whisky Soda und spuckt. Vor jedem Sessel steht ein Spucknapf, den es in hohem Bogen zu treffen gilt.

Wie wir wieder von unseren Zimmern herunterkommen, ist die ganze Gruppe weg, um nebenan Billard zu spielen. Wir setzen uns in die Ledersessel hinter die Spucknäpfe und halten Kriegsrat. Rechts fahren oder nicht rechts! Das ist die Frage. Bleiben wir auf der großen Straße Numero 66, dann können wir den versteinerten Wald sehen. Versteinerte Bäume sind uns nichts Neues. Wir haben schon in Neu-Mexiko reichlich Gelegenheit gehabt, dieses Naturwunder zu studieren. Dutzende von Bäumen liegen da in der Wüste, als seien sie gestern erst gefällt worden; allein es hat Jahrmillionen gedauert, bis diese Stämme mitsamt Rinde und Wurzeln zu Stein wurden.

Rechts lockt dagegen die Reservation der Hopi-Indianer. Wir können dort in der Wüste die Dörfer der Hopi, der geheimnisvollsten und unzugänglichsten Indianer des Südwestens, zu sehen bekommen, vorausgesetzt natürlich, daß es der Wagen schafft. Letzteres bezweifelt der Wirt.

»Sie kennen die Wege nicht, boy, oh, boy! Jungens, sind die schlecht! Die Roten lassen sie absichtlich verkommen, um unerwünschte Fremde abzuhalten. Im Sommer ist es schon schwer genug durchzukommen. Im Winter ist die verschneite Wüste glatt unpassierbar!«

Er kann uns von unserem Vorhaben nicht abbringen. Mein Vater entschließt sich trotzdem, die Fahrt ins Innere zu wagen. Die Warnungen des Wirtes haben lediglich den Erfolg, daß wir ganz vorsichtig rechnen und früh aufstehen, um schon halb fünf Uhr loszufahren. Wie zum Hohn reicht uns der Wirt mit belegten Broten ein paar schwere Klötze versteinten Holzes als Andenken in den Wagen.

Es ist eiskalt und unfreundlich. Nacht und Nebel. Schließlich ist es ja auch nicht die Freude an der angeblich Gold im Munde führenden Morgenstunde, die uns so früh aus den Betten trieb. Wir wissen, warum wir uns so eilen. Wir wissen, daß wir Tuba, den äußersten »Tradingpost« mit der einzigen Tankstelle des westlichen Reservationsgebietes noch vor Eintritt der Dunkelheit erreichen müssen. Ohne Wegweiser, ohne zuverlässige Karten ist das Fahren bei Nacht in diesen unwegsamen Gebieten wenig ratsam. Kommen wir einmal vom Wege ab, wird es schwierig sein, ihn wiederzufinden. Die Dunkelheit vor Tagesanbruch dagegen nutzen wir zur Fahrt über die »66« zurück, bis zur Tankstelle mit den drei »Cabins« und zur Abzweigung von der großen Route. Wo von der betonierte Straße eine Autospur durch den Schnee abzweigt, machen wir halt und warten den Sonnenaufgang ab.

Es geht sehr schnell. Erst nur ein fahler, gelber Strich am östlichen Horizont. Die Sterne am Himmel verblassen, und der rote Ball geht auf. Und was jetzt folgt, gehört zum Phantastischsten, was ich erlebte, und es wäre auch das Schönste und Hinreißendste, hockte nicht der Gedanke an die kranke

Familie in den Hütten hinter uns wie ein Gespenst im Herzen. Ob sie in Fieberträumen liegen? Oder träume ich? Es schwimmt mir vor den Augen, wie ich in den Krater der Schlucht hinunterschaue.

Die erstarrten Felsen beginnen zu leben, als mit dem ersten Morgenlicht das Wechselspiel der Farben einsetzt. Der von der Erosion in bizarren Formen gewaschene Sandstein, der eben in der Dämmerung noch lilafarben vor uns lag, wird ganz langsam rot, um wenige Minuten später zu einem Schwefelgelb zu verblassen, während andere Steinkuppen, Senkungen und Steilhänge von einer Farbe in die andere wechseln, ein lebendiges Kaleidoskop, eingefaßt von leblosem, schwarzem Lavastein.

Vor einigen Jahren erlebte ich zum erstenmal, welches Leben Farben haben können, als ich in der Arktis die Eisberge in jähem Wechsel von blendendem Weiß zu glühendem Rot und schimmerndem Blaugrün übergehen sah. Das Merkwürdigste dabei ist, daß sich mit den Farben auch die Formen zu ändern scheinen. Die Felsgruppe da unten, die eben noch dreieckig spitz in die Luft stach, rundet sich plötzlich, wie sie von dunklem Lila nach Orange hinüberfließt. Es ist, als atmete die Erde.

Aber es ist nicht gut, allzu lange in das Innere der Erde zu schauen. Außerdem müssen wir weiter, über die stahlgraue Wüste, die schmale Spurentlang, die der Sonne entgegenführt.

Am Horizont stehen die beiden blauen Tafelberge, zwischen denen wir hindurchmüssen, wenn wir nach Keems Cañon wollen. Dieser Blickpunkt ist eine große Hilfe; denn oft ist der Weg verweht, und wir müssen auf gut Glück über den Schnee, der sich hier oben länger gehalten hat als in der Tiefe der Schlucht. Wir kommen nur langsam vorwärts, und es heißt aufpassen, niemals, auch nicht für Sekunden, zu halten. Wir dürfen auf keinen Fall steckenbleiben.

Die Erinnerung an die Erzählungen unseres Hollbrooker Wirtes treiben uns weiter. Ihm war es geschehen, daß er mitten in der Wüste steckenblieb. Kein Mensch weit und breit, nach siebenstündiger Wanderung kam er endlich zu einer armseligen Navajohütte und glaubte sich nun am Ende seiner Strapazen. Aber die Navajos zuckten die Achseln. Nein, sie wollten ihn nicht verstehen!

So etwas darf uns nicht passieren. Jedesmal wenn das Auto im Schnee steckenzubleiben droht, springe ich aus dem fahrenden Wagen und schiebe von hinten. Man sollte nicht glauben, was das ausmacht. Einmal geht es ganz zäh, und wir müssen blutenden Herzens etwas von unseren versteinerten Bäumen aus dem Wagen werfen. So, jetzt geht es schon leichter. Erst auf dem Paß zwischen den beiden Tafelbergen ist der Untergrund fest genug, daß wir uns ein Haltmachen gönnen können. Mutter hat zwei Hogans zwischen den Felsen entdeckt.

Wir fotografieren die beiden kreisrunden Indianerhütten, die wie zwei riesige Schildkrötenschalen aussehen. Ich habe mich immer gewundert, warum jede Navajofamilie zwei Hütten braucht. In Hollbrook erzählte man uns, daß die eine, die aus Zweigen geflochtene, als Sommer-, die andere, ebenso geformte aus Lehm, als Winterwohnung dient. Leider ist augenblicklich niemand zu Hause, als wir die Hogans untersuchen. Augenscheinlich ist man mit der Herde unterwegs. Vielleicht kommen sie bald zurück. Wir packen die uns vom Wirt mitgegebenen Brote aus und frühstücken. Zwischen den versteinerten Baumstücken im rumpelnden Wagen sind sie recht unansehnlich geworden. Aber sie geben uns neue Kraft zum schwierigsten Stück, das uns noch bevorsteht.

Unser Ziel ist der Regierungsposten von Keems Cañon. Er liegt, wie der Name schon andeutet, tief unten in einer

Schlucht, in die es jetzt hinabzuschlittern gilt. Vaters Skifahrertalente kommen dabei zur Geltung; denn wir schlängeln uns in Bogen, die an Christianias erinnern, im Slalom zwischen den einzelnen Felsbrocken durch. Trotz starker Bremsen und trotz ersten Ganges kann der Wagen nur knapp in der Hand behalten werden. Wie wir glücklich unten sind, atmen wir erleichtert auf.

»Es ist wie in Churchill!« Aber der Vergleich ist schon nicht mehr hinkend, sondern lahm; denn Churchill liegt im hohen Norden an der Hudsonbay, und dort fegt ein eisiger Wind bei barbarischer Kälte, während hier die den Ort ein-kesselnden Felsen eine ganz stattliche Sonnenhitze reflektieren. Auch die Landschaft des Felsengebirges hat mit der Tundra des Nordens keine Ähnlichkeit. Und doch ist etwas ähnlich. Wir einigen uns darauf, daß es die gewisse Stimmung ist, die allen Vorposten der Zivilisation gemeinsam ist.

Etwas Rührendes und zugleich unfaßbar Mutiges liegt über den paar Häusern, die sich kaum von dem Grau der Umgebung abheben. Auch die Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft der Menschen, die uns hier entgegenkommen, erinnert an die unserer Churchiller Freunde.

Ein Indianerkommissar und ein paar weiße Lehrerinnen, ein Regierungs-Schulpensionat für begabte Navajokinder, das ist Keems Cañon. Die strenge Disziplin des Kommissars hat auch uns gleich erfaßt, kaum daß wir das Grundstück betreten. Aber wir sind ja durch das »Regierungspensionat«, wie mein Vater Churchill nannte, vorgeschult. Beinahe die gesamte Bevölkerung der jungen arktischen »Stadt« kam damals in einem Hause zum Essen zusammen, das die kanadische Regierung für ihre Beamten unterhielt. Wehe, wer nicht pünktlich kam! Da wurde rücksichtslos durchgegriffen. Gerade läutet auch hier wieder die Glocke zu Tisch. Artig nehmen wir den Teller mit der riesigen Eßportion in

Empfang, die uns ein Indianermädchen in die Hand drückt, ehe mein Vater überhaupt dazu kommt, die Empfehlung abzugeben, mit der ihn in Washington der Indianerkommissar Collier ausstattete.

Sollte der Spürsinn der Indianer diese ahnen? Hat der Wirt in Hollbrook den deutschen Wagen angekündigt, oder ist die Tatsache, daß wir im Winter den mühseligen Weg hierher bezwungen, Empfehlung genug? Eine grauhaarige Lehrerin setzt sich zu uns an den Tisch und erzählt.

»Die Navajos sind mein Stamm. Früher habe ich die Apachen unterrichtet. Ich sage Ihnen, das ist ein heruntergekommenes Pack! Kennen Sie die Bevölkerungsstatistiken? Die Navajos haben sich in den letzten Jahrzehnten von 8000 auf 40000 Köpfe vermehrt. Sagt das nicht genug?«

»Sie müßten ihre Sandmalereien sehen!« mischt sich eine andere Lehrerin vom Nebentisch ein, »sie erfaßt in ihrer Symbolik den ganzen Zauber der farbigen Wüste!«

Ein Klingeln unterbricht die Unterhaltung. Ich habe noch eine Frage. Allein, die Lehrerin steht auf. »Ich muß pünktlich zur Stunde sein, englische Literaturgeschichte!«

Im Nu ist der ganze Speisesaal leer, in ganz Keems Cañon ist keine Menschenseele mehr zu sehen. Aus dem Schulhaus hört man den englischen Unterricht. Mein Vater schüttelt den Kopf.

»Die Navajos hatten als einzige diese Landschaft erfaßt. Wir sollten sie nicht in Schulen unterrichten, nein, wir sollten von ihnen lernen, sich dem Leben dieses harten, rauhen Südwestens anzupassen«, sagte in Washington der Indianerkommissar Collier.

An der Straßenkreuzung steht ein alter Navajo in Decken gehüllt. Er hat seine Kinder in der Schule besucht. Er ist der letzte Mensch, den wir zu sehen bekommen, ehe wir das Hopi-Indianerdorf Walpi erreichen.

Walpi, die Wüstenburg der Hopis

An der Straßenkreuzung machten wir halt. Das heißt, »Straße« ist ein reichlich bombastischer Ausdruck für die vom Schnee völlig aufgeweichte Spur, der wir durch die Wüste gefolgt waren. Der Weg war so schlecht, daß wir genau so gut hätten querfeldein fahren können. So diente er lediglich als Richtungsweiser. Nun, wo sich die Spur teilte und kein Schild den Weg wies, war auch dieser letzte Vorzug der »Straße« dahin.

Wir hätten uns wieder verirrt, wie es uns nur zu oft in den Wüsten Arizonas und Neu-Mexikos passierte, hätten wir nicht ein Mauerwerk am Felsrand entdeckt. Innerhalb der Mauer bemerkten wir einen alten Indianer, der aus einer Quelle Wasser schöpfte und buntbemalte Wasserkrüge auf seinen Esel lud.

Als er dann seinen Esel den Berg hinauftrieb, folgten wir ihm. Es war kein Zweifel, daß er ein Wasserträger des Hopi-Dorfes Walpi war.

Die friedlichen Hopis legen zum Schutz gegen die kriegerischen Apachen ihre Dörfer hoch oben auf den Bergspitzen an, wohin das Wasser oft meilenweit herbeigeschleppt werden muß. Sie haben meist nur steile Felspfade als Zugänge, ein paar Dörfer aber sind vollends nur mit Leitern zu erreichen. So kam es einmal vor, daß die Leiter des Dorfes Acoma herunterbrach, die auf den viele Meter hohen Felsklotz, auf dem das Dorf lag, hinaufführte. Fast die Hälfte der Bevölkerung auf dem Berg verhungerte damals.

Hier war der Zugang nicht so schwierig. Man konnte bis zum Dorfeingang im Auto fahren. Dort trafen wir eine Indianerfrau in malerischer Tracht. Wir erkundigten uns nach dem Häuptling und bekamen als Antwort nur ein

Achselzucken. Sie sprach kein Englisch. Wir mußten uns an die mit Pfeil und Bogen spielenden Kinder wenden; denn bei den Hopis sind die Kinder, die in die staatlichen Indianerschulen gehen, fast die einzigen, die englisch sprechen.

Bald stellte es sich heraus, daß Seine Hoheit, der Herr Häuptling, mit seinem Auto weggefahren ist, und daß wir uns an »George«, den Stellvertreter, wenden sollen. Aber da kam die große Aufregung: »George« ist nicht zu finden! Endlich erfahren wir, wo er steckt. Die Lage ist sehr peinlich für alle Teile: »George« ist im Kiwa. Der Kiwa ist der unterirdische geheime, kultische Zusammenkunftsort der Hopi. In solchen Kiwas finden die religiösen Feiern und die politischen Zusammenkünfte statt. Keine Frau und kein Uneingeweihter, geschweige denn ein Weißer, darf den Kiwa betreten. Uns blieb nichts anderes übrig, als in die Tiefen des Kiwas »Georgel« »Georgel« hinunterzurufen.

Wir hatten Erfolg. Nach einiger Zeit entstieg »George«, in bunte Tücher gehüllt, dem Heiligtum. Er begrüßte uns mit kalter, hochmütiger Höflichkeit. Er gab uns die Erlaubnis, das Dorf zu besuchen, verbot uns aber zu photographieren. Mein Vater bot ihm darauf Geld an, es half jedoch nichts, und die Rothaut stieg würdevoll wieder zum großen Geist hinunter.

Das war meine erste Begegnung mit einem Indianer, der nicht für Geld zu haben war. Die anderen, die ich in Gallup und entlang der großen Straßen getroffen, hielten zwar auch an den alten Sitten fest, aber sie schlugen Kapital daraus. Viele sind dort nur »Berufsindianer«. Sie ziehen in voller Kriegsbemalung herum und fordern die Touristen auf, sie gegen Bezahlung von einem Dollar zu photographieren. Oft verbünden sich ganze Dörfer zur Ausbeutung der Touristen: Ein Dollar Eintritt und einen weiteren

Dollar für jeden Photoapparat, mit dem man dann aber auch nur die Häuser photographieren darf; die Bewohner zu knipsen kostet jedesmal etwas extra. Weigert man sich aber, diesen Preis zu bezahlen und photographiert man einen Indianer ohne Entgelt, dann kann man in schlimme Schwierigkeiten kommen, bei denen die Regierungsbeamten stets die Partei der Indianer ergreifen.

Diese »Berufsindianer« waren für lange Zeit die einzigen, die an alter Tracht und Sitte festhielten. Während sie die historischen bunten Tücher und Silbergürtel als »Geschäftskleidung« weitertrugen, legten ihre Rassegenossen draußen auf den »Reservationen« sie ab und versuchten, die Weißen in allem nachzuahmen. Das aber machte sie nicht zu richtigen Amerikanern, sondern zu einem nutz- und wertlosen Gesindel. Die ihr Volkstum vergessenden und entwurzelten Nachkommen der einst so stolzen Rasse verkamen.

Da änderte die Regierung in Washington ihre Politik den Indianern gegenüber. Hatte sie bisher alles getan, um die Indianer zu amerikanisieren und sie im »Schmelztiegel« aufgehen zu lassen, ohne ihnen allerdings je politische Gleichberechtigung mit den Weißen zu geben, so sollten nun die Indianer wieder Indianer werden. Schutz und Förderung des Volkstums der ersten Amerikaner ist heute eine Aufgabe der Regierung und ihrer eigenen Indianerreservatsbeamten. Seit ein paar Jahren wird in den Indianerschulen der Regierung das Hauptgewicht nicht mehr auf englische Sprache und Kultur, sondern auf die indianische gelegt. Jetzt lernen die kleinen Rothäute nicht mehr nur die Geschichte der Weißen, sondern auch die ihrer Vorfäter. Und um die Indianer sich ihrer Vergangenheit bewußt zu machen, beschäftigt die Regierung in erster Linie indianische Arbeiter bei den Ausgrabungen der Städte ihrer Ahnen in Arizona und Neu-Mexiko.

Wie stark trotz aller Zivilisationsversuche die alten Überlieferungen in den Indianern wach sind, kam mir so recht zum Bewußtsein, als ich jetzt durch die Gassen Walpis ging. Die Häuser mit den flachen Dächern bauten sich terrassenförmig auf, und immer enger rückten sie zusammen und endeten an einem gähnenden Abgrund. Nur ein schmaler Felskamm führte zur nächsten noch höheren Kuppe. Auf ihr stieg pyramidenförmig ein Häuserblock gen Himmel. Wie eine mittelalterliche Burg lag das alte ursprüngliche Walpi vor mir. Ich glaubte, vor einer geheimnisvollen, vergessenen Ruine zu stehen. Es schien mir direkt unwahrscheinlich, daß hier Menschen wohnen sollten, obgleich ich einen Indio mit flatterndem Mantel hoch oben auf der obersten Terrasse stehen sah. Ein anderer kam mir langsam mit einem alten Karren entgegen. Der Weg war gerade breit genug für den Karren, die Räder knirschten in zwei Furchen, die tief in den Fels einschnitten. Tausende von Karren haben sie im Laufe der Jahrhunderte in den Stein geschnitten.

Seit vielen Jahrhunderten steht Walpi auf seinem einsamen Fels. Es stand hier schon, als die Spanier im 16. Jahrhundert nach Arizona kamen. Und es stand hier wohl schon Jahrhunderte früher. Wie alt es wirklich ist, wird wohl nie ein Weißer erfahren; denn über die Geheimnisse der Ahnen spricht kein Roter.

Wie alt Walpi auch immer sein mag, die Lebensordnung und die Gebräuche seiner Bewohner sind durch die Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag dieselben geblieben. Immer noch regiert der Kazike, und immer noch üben sie die alten Kulte, mögen sie dem Namen nach auch katholische Christen sein. Immer noch bedeutet der Mediziner mehr als der Pfarrer, und immer noch treffen sich die Männer zu ihren geheimen Kulturen im Kiwa. Oder hocken sie dort nur so lange zusammen, weil sie da unten

so schön für sich sind, und es da so behaglich warm ist? Jedenfalls rauchte der Schornstein, der — eine unvorschriftsmäßige Neuerung — aus dem Kiwa herausragte, und »George« hockte immer noch da unten, als wir nach stundenlangem Aufenthalt in Walpi endlich gingen und uns von ihm verabschieden wollten.

Stadt der Engel — Stadt der Hoffnungen

Die lange Autokette, die sich durch das San-Bernhardino-Tal hinunterzieht, gerät ins Stocken. Der alte Chevrolet vor uns ist schuld. Er gibt so urplötzlich ein Haltzeichen, daß wir beinahe in ihn hineinfahren. Kaum hat mein Vater unseren Wagen aufgefangen, als der Schuldige schon aus dem vorderen Wagen herausgesprungen ist und vor unserem Wagenfenster auftaucht.

»Ich komme aus Nebraska, ich hatte eine Farm dort«, erklärt der unrasierte Mann im Overall, dem typisch amerikanischen Arbeitsanzug.

»Warum sagen Sie mir das?« fragt mein Vater recht vorsichtig; denn er weiß, unrasierte Menschen gelten in USA. als Verbrecher.

»War eine gutgehende Farm. Aber dann kamen die Sandstürme, verstehen Sie? Habe keinen baren Cent mehr, will aber nach Los Angeles. Können Sie mir etwas Benzin geben?«

»Benzin, ja, aber wo soll ich das jetzt hernehmen?«

»Aus Ihrem Tank natürlich.«

Wir lassen den Mann gewähren, wie er mit erstaunlichem Geschick mittels eines Hebers eigener Konstruktion unseren Tank fast bis zur Neige leert. So, jetzt hat er aber genug und kann damit bequem nach Los Angeles kommen, der Stadt, auf die er seine Hoffnungen gesetzt.

Hinter uns bellen ungeduldig die Hupen der nachfolgen-

den Wagen. Alle wollen weiter. Mit einem Ruck gerät die ganze Schlange in Bewegung, um sich tiefer ins Tal hinunterzuschlängeln. Immer den Wegweisern nach, nach Los Angeles. Immer nur links halten. Die Stadt ist nurnmehr 50 Kilometer entfernt.

Es ist wie am Sonntagabend auf der Strecke Potsdam—Berlin, wenn all die unzähligen Ausflügler in die Stadt zurückwollen. Aber heute ist erst Dienstag. Die Wagen können unmöglich Weekendlern gehören. Das sieht man an den Nummernschildern. Das alte Ehepaar hinter uns mit seiner von Koffern und Möbelstücken bis unters Dach gefüllten Fuhre stammt aus New York. Eben hat uns ein Wagen aus Pennsylvanien überholt. Es war ein uralter Ford, mit vier jungen Mädchen. Auf den Koffern steht in großen Lettern protzig: »Nach Hollywood!«

Auch wir wollen nach der Missionsstadt, die die Spanier im Jahre 1781 nach den Engeln nannten. Aber wir sind vielleicht die Einzigen, die nicht daran glauben, oder zum mindesten hoffen, daß hier im südlichen Kalifornien »Träume wahr werden«, wie das Propagandaschlagwort für Los Angeles heißt. Trotzdem freuen wir uns nach den langen Fahrten durch die Einsamkeit auf das großstädtische Treiben.

Schon die zahlreichen Weinberge und Orangenhaine des San-Bernhardino-Tals wirken beruhigend nach der Durchquerung des leeren Wüstenlandes Arizona. Vorgestern noch waren wir drin, mitten in diesen großen Wüsten. Vom Fels des alten Walpi sahen wir herab auf die unendlichen Weiten, die in ihrer Unendlichkeit so trostlos schienen. Jetzt beim Vorbeifahren an den schnell fließenden Bewässerungskanälen muß ich an den gestrigen Abend, an das Erreichen der Paßhöhe, denken. Der Blick nach Westen war wie ein Wunder. Wortlos sind wir aus dem Wagen gestiegen, ganz klein und still hatte uns das Wunder gemacht.

An sich sind auch wir, wie jeder, der eine Durchquerung des amerikanischen Südwestens hinter sich hat, mit sogenannten Wundern auf Jahrzehnte hinaus eingedeckt. Hatten wir in Virginia zwei Dollar Eintritt pro Person für die »erste natürliche Brücke« unseres Lebens gezahlt, so schauten wir die xte Wiederholung des »einmaligen Wunders« schon gar nicht mehr an, selbst wenn sich dieses umsonst darbot. Gut eine Viertelstunde lang standen wir erschüttert vor dem ersten Cañon. Beim zweiten stiegen wir nurmehr für ein paar Minuten aus, beim dritten blieben wir sitzen, um am vierten achtlos vorbeizufahren. Und endlich nach einem täglichen Pensum von mindestens einem Dutzend solcher Schluchten konnte auch der Grand Cañon des Colorado, obwohl 1650 Meter tief und der größte und farbigste von allen, uns nicht mehr den Eindruck machen.

Aber dieser Blick hier vor uns war etwas Neues, etwas Ungeahntes und Unerwartetes. Ein Seel Nur derjenige, der einmal tagelang durch Steppen und Wüsten gefahren ist, kann ermessen, was es für ein Gefühl ist, mitten in der Wüste auf einmal vor einem himmelblauen See zu stehen. Doch es ist noch etwas anderes, was den stellenweise bis zu 250 Meter tiefen Stausee des Boulderdamms so eigentümlich macht. Es ist die tiefblaue Farbe, die inmitten der trockenen Wüste, deren gelbe Felsen und Berge fast urweltartig wirken, so traumhaft unwahrscheinlich anmutet. Später wird es hier sicher anders aussehen, wenn einmal der Boulderdamm seine zweite große Aufgabe erfüllt und die ganze Gegend hier bewässert hat. Seine erste Aufgabe erfüllt dieser größte Staudamm der Erde heute schon mit größter Zuverlässigkeit; von hier aus wird halb Kalifornien mit Elektrizität versorgt. Allein die Hochspannungsleitung nach Los Angeles ist fast 500 Kilometer lang.

Ihr folgen wir, und es wird Abend, bis wir nach Los An-

geles kommen. Das heißt, so unmerklich geht die Landschaft in die Stadt über, daß wir nicht recht sagen können, ob wir schon oder noch in der Engelstadt sind. Wie von einem Sog werden wir ergriffen und hindurchgeschleust, von den Bergen bis zum Meer.

Von den grünen Bergen, über die schneeige Gipfel in einen unwahrscheinlich blauen Himmel ragen, bis zum Strand, den ein ebenso märchenhaftes blaues Meer bespült, dehnt sich die Stadt, deren Bewohner heute bereits keinen Zweifel mehr haben, in Kürze New York an Größe und Bedeutung zu überflügeln.

Mit den Häusern inmitten der Orangerhaine fängt es an. Wie ein Willkommensgruß an den fremden Besucher sind reife Früchte an den Straßen gestapelt, große Körbe herrlicher goldener Früchte für wenige Cent. Freilich erzählt uns einer der Verkäufer auch, daß erst gestern ein Autofahrer ohne zu bezahlen mit den Früchten davonging und auch noch das Wechselgeld mitnahm für die Fünfdollar-note, die er ihm zu geben »vergaß!«

Auch hier erbitterter Kampf ums Dasein und vielleicht mehr Not als anderswo. Es sind ihrer zu viele, die hier das Glück suchen. Es sind so viele, daß Kalifornien längst die Grenzen gesperrt hat. Aber sie kommen trotzdem herein, die Heimatlosen, die der Sandsturm von Haus und Hof vertrieben, die Arbeitslosen, die Arbeitsscheuen, die vom Glanz der Filmsterne Geblendeten, die Sonnensüchtigen, die Landhüngrigen und die von Ölquellen Träumenden, die einen über Nacht zum Millionär machen.

Das alles gibt es; Träume wurden wahr in dieser Stadt! Warum nicht der meinige? sagt jeder. Und der Sog zieht von weither in die Stadt, die nach dem Höchsten langt, wie die Engel vor dem Fall. Auch uns zieht sie an mit all den vielen in ihren schäbigen Fords und Chevrolets. Wir und

sie sind in einen Strom eleganter schwerster Wagen, Zwölf- und Sechszylinder, geglitten. Es blinkt und gleißt nur so. Erst am nächsten Tage lesen wir in der Zeitung, daß gerade die großen Rennen in St. Anita zu Ende waren, zu denen alles fährt, was etwas gilt oder gelten will und repräsentieren muß.

Zwischen all dem Glanz und Reichtum fahren wir in die Stadt und durch die Stadt. Schon sind wir auf dem Wilshire Boulevard, der von Tankstellen, Hochhäusern und Palmen umsäumt ans Meer führt.

In Santa Monica ist bereits Nacht. Wie ein schwarzes Geheimnis ist das Meer. Eigentlich hört man nur sein Plätschern und Glucksen. Nur wenn die Scheinwerfer, die über dem Boulevard blitzen, zwischen den weitausladenden Palmen den Wasserspiegel treffen, sieht man das dunkle Aufleuchten der Wellen. Von den Berghängen mit den Schneegipfeln, zwischen deren Grün die Orangen hingen wie geronnene Sonne, sind wir durch den Wahn und Willen, den Trug und Tand der großen Stadt, der Stadt der himmelstürmenden Engel, bis an das große Dunkel gerollt, das Dunkel, in dem alle Träume enden.

Abschied von Amerika

Unser Abschied von Amerika ist bereits ganz groß organisiert. Mister Laguardia, der berühmte, oder besser berüchtigte Bürgermeister von New York hat sich extra unersetwegen hierherbemüht. Der »Commonwealth Club of California«, die führende gesellschaftliche Vereinigung Kaliforniens, hat ihn zusammen mit meinem Vater zu einer politischen Disputation eingeladen. Schon seit Tagen wird die kommende Diskussion zwischen dem »Nazi« Colin Ross und dem »Amerikaner« Laguardia in der San-

Francisco-Presse besprochen. Daß ein Nazi in San Francisco sprechen würde, war schon eine Sensation. Als dann vollends noch bekannt wurde, daß nun auch Laguardia als Gegenredner von New York herüberkomme, erregten sich die Gemüter derart, daß es der vornehme Klub mit der Angst bekam. Um Zwischenfälle zu vermeiden, spaltete man daher die eine große in zwei getrennte Veranstaltungen auf. Mein Vater wird den deutschen Standpunkt heute darlegen, Laguardia morgen antworten. Leider können wir nicht dabei sein, denn unser Schiff nach Japan geht bereits morgen früh.

Heute hat sich die Familie getrennt, so daß jeder von uns dreien noch einmal »sein« Amerika auf seine Weise erlebt. Hatte ich meinen diesmaligen Aufenthalt in Amerika damit begonnen, daß ich schon am zweiten Tag zur Schule ging, vor 6 Monaten in Chicago, so schloß ich die Durchquerung des Kontinentes am vorletzten Tage wieder mit Schulbesuch, diesmal in Palo Alto. In dieser Vorstadt von San Francisco habe ich zwei gute Freunde aus dem deutsch-amerikanischen Lager. Jack Harriman veranlaßte einen Vortrag von mir über Deutschland in seiner Schule. Glenn Parker, der ältere von beiden, zeigte mir das Universitätsgelände, stellte mich seinen Professoren vor und wollte mir schließlich zu einer Unterredung mit dem ehemaligen Präsidenten Hoover verhelfen.

Über einen Schleichweg gelangten wir durch die Hintertür in das Wohnzimmer des republikanischen Führers. Wir kämmt^{en} unsere Haare, zogen noch schnell unsere Schlipse hoch, um dann in aller Unverfrorenheit am Arbeitszimmer unseres unfreiwilligen Gastgebers anzuklopfen. Eine freundliche Stimme bittet uns herein. Aber der Mann, der uns so liebenswürdig empfängt, ist nicht Herbert Hoover, sondern nur sein Privatsekretär, der »sehr bedauert«, daß sein Chef zur Zeit gerade in New York ist.

»Der Präsident wird sicher sehr traurig sein, wenn er hört, daß Sie umsonst hierhergekommen sind. In 14 Tagen wird Mr. Hoover wieder hier sein, vielleicht können Sie dann noch einmal vorbeikommen!« meinte der Sekretär zum Abschied.

Im stillen mußte ich den armen Expräsidenten bedauern. Wird er sehr traurig sein, wenn ich in 14 Tagen nicht zu ihm komme? In 14 Tagen bin ich hoffentlich schon in Tokio. Schade, ich hätte ihn gerne gesehen. Und wenn ich jetzt auch sagen kann, daß Hoovers Sekretär bedauerte, daß der Expräsident mich nicht sprechen konnte, so hat mich dieses Vergnügen doch so viel Zeit gekostet, daß ich zu spät zum Zug und zu spät nach Hause komme.

Mein Vater ist schon fortgegangen, und es besteht keine Hoffnung, ihn noch einzuholen. Das ist schon sehr ärgerlich. Nur zu gerne wäre ich dabei gewesen, wie mein Vater die aufgeregte Menge in Schach hält. Solch ein Vortrag ist jedesmal wie ein Abenteuer. Selbst wohlkultivierte Leute, die sonst nur ganz vornehm durch die Zähne sprechen, benehmen sich, wenn das Thema auf Deutschland kommt, unhöflich und schlecht. Diesmal im Commonwealth Club spricht mein Vater wenigstens nur vor Männern, die ihre Würde besser wahren.

Aber ich werde die Damen von New York und Chicago nicht vergessen. So die Giftnudel zum Beispiel, die immer dazwischenrief, daß alles, was mein Vater sagte, erstens Lüge und zweitens bezahlte Propaganda wäre. Oder die kleine Weißhaarige in Chicago, die, als ein Teil der Hörer nach Vortragsende auf meinen Vater zutrat, um ihm zu danken, sich dazwischendrängte und so mit ihrem Schirm herumfuchtelte, daß der Geheimpolizist sie sanft zurückschieben mußte. Die meisten Vorträge waren ja von einem großen Polizeiaufgebot bewacht. Unter den Polizisten gewannen wir manchen Freund, wie zum Beispiel den, der

zum Schluß des Vortrages vor sich hinsagte: »He is really a great man, your Hitler!« — »Es ist wirklich ein großer Mann, Ihr Hitler!«

Gewiß, die Leute hier an der Westküste betrachten die Lage in Deutschland, wenn nicht wohlwollender, so doch sicher kühler und ruhiger als im Osten, und die Herren vom Commonwealth Club werden ja auch nichts Neues zu sagen haben. Sie werden dieselben Schlagworte von der Freiheit, Rassengleichheit und dem Welthandel vorbringen wie die weißhaarige Dame im Pullmanwagen vor sechs Monaten, wie der dunkelhaarige John in der »Trier Highschool« von Winnetka und die Professorenfrau von Williamsburg. Das ist ja gerade das Eigenartige, daß in dem vielgepriesenen »Land des Individualismus« niemand sich eine individuelle Meinung zu haben traut. Darum hatte ich ja auch immer ein leichtes Spiel bei meinen Vorträgen und Wortgefechten. Ich bekam immer dieselben Fragen und konnte immer dasselbe antworten. Aber nach 6 Monaten hat man dies dick und satt, und es ist vielleicht gut, daß ich an meinem letzten Nachmittag noch etwas für mich selber Zeit habe.

Meine Mutter ist nicht zu Hause. Augenscheinlich ist sie downtown und wird, wenn sie die Post erledigt hat, sicher mit »Dollarbargains« — »Dollar-Gelegenheitskäufen« wiederkommen. Hoffentlich bringt sie mir nicht solch blutroten Leinenanzug mit, wie Glenn ihn trägt und der Manager unseres Appartmenthotels, und denselben in Stahlblau der Bäckerjunge von der Straße gegenüber und der Zeitungsjunge in Giftgrün. Allerdings werfen sie alle ihre Anzüge nach längstens zwei Monaten weg. Aber ich werde all die Jahre in ihm durchhalten müssen, die solch amerikanischer Anzug hält. Na, einstweilen habe ich diesen Anzug ja noch gar nicht und kann mich der weit näherliegenden Frage zuwenden, was ich jetzt unternehmen soll.

Zunächst komme ich meinen häuslichen Pflichten nach und wende mich dem Berg von Geschirr zu, der mir hier in unserem Apartment zurückgelassen wurde. Unsere kleine Wohnung, die wir durch Zufall bekamen, erinnert sehr an die Wohnung vor Jahren in Chicago. In beiden das gleiche Wohnzimmer mit genau dem gleichen Wandelsofa, die gleichen großen Wandschränke, die gleiche elektrische Lampe. Ein Unterschied liegt allerdings darin, daß wir in Chicago alles allein machen mußten, während hier Hawaien-Boys, junge Kanakenmischlinge, morgens die Betten machen. Aber das Geschirr bleibt mir, dem bewährten Geschirrwäscher.

»Through the courtesy of the Rexall Drugstore Company« – Ein Konzert hawaischer Lieder, das die Firma Rexall zu Reklamezwecken über das Radio veranstaltet! dröhnt es aus dem Lautsprecher, den ich mir dazu anstelle. Beim ersten Lied lasse ich das heiße Wasser in den »sink« mit dem für mich zurückgelassenen Geschirr fließen. Zum zweiten kann ich nach dem Rhythmus der Musik mit dem Geschirrabwaschen beginnen. Das ist ein Trick, den mir einmal vor Jahren ein Schulfreund in Chicago zeigte.

Zuerst die Teller. Zum Glück haben wir nur sechs davon. Wie ich sie sauber habe, schichte ich sie in den Geschirrschrank.

»Wenn du mal in Hawai bist . . .« tönt es aus dem Radio. Ja, wenn ich erst mal in Hawai bin! Jetzt heißt es zuerst noch die Pfannen putzen, die ekelierend fettig glänzen. Los, die Ärmel hochgekremgelt und ran an den Feind!

. . . »dann komm zu mir!« Ja, ich komme schon, in ein paar Tagen sind wir in Hawai, geht es mir durch den Kopf.

»Through the courtesy of the Wallgreen Drugstores« – als Veranstaltung eines anderen Drogisten findet jetzt ein Programmwechsel statt: die Symphonie der Neuen Welt! O Chi-

cago! Meine Gedanken gehen dorthin zurück, und fast will mich so etwas wie Wehmut überkommen. Karl hat mir einen langen Brief geschickt, in dem er schreibt, daß er jetzt angefangen hat, Deutsch zu lernen. Wenn er doch mal nach Deutschland käme! Ein Geräusch unterbricht meine Gedanken. Die Zeitung wird durch den Türspalt hereingeschoben.

»In six years Hitler made Germany the leading power in Europe! says Nazi Colin Ross.« Jetzt lasse ich Geschirr Geschirr sein und lese die Kritik. Meine Freunde in Chicago sind rasch vergessen.

Aber nicht genug damit. Die Symphonie der Neuen Welt ist zu Ende, und die Neuesten Nachrichten bringen eine Meldung, die mir das Herz zum Halse schlagen läßt: »Die Deutschen sind in der Tschechoslowakei einmarschiert. Auf dem Hradschin weht das Hakenkreuzbanner!«

O Deutschland!

Ich setze mich einen Augenblick aufs Sofa, um dem Ansturm der Gedanken Herr zu werden.

Durch Asien

DAS JUNGE JAPAN

Zwischen Amerika und Asien

Wir hatten auf einem japanischen Dampfer gebucht, um uns so bereits auf der Überfahrt auf Nippon vorzubereiten. Meine Eltern waren schon einmal auf einem dieser Schiffe über den Pazifik gefahren. Doch konnte ich mir trotz ihrer Erzählungen keine rechte Vorstellung von einem japanischen Dampfer machen. Mit großen Erwartungen betrat ich daher unsere »Asama Maru«, inspizierte sie vom Bug bis zum Heck, konnte aber außer dem recht verrosteten Sonnenbanner nichts Japanisches entdecken.

Die Besatzung wie die Mehrzahl der Passagiere sind Japaner. In ihrer europäischen Kleidung geben sie zusammen mit der modernen Einrichtung des Schiffes der Atmosphäre ein westliches Gepräge. Das war gerade das, was ich von einem japanischen Schiff nicht erwartet hatte. Es sollte mir doch eine Brücke und Vorbereitung von Amerika nach Asien sein.

Einen Sprachführer habe ich schon »I-ka-ga, de-su-ka«, buchstabiere ich aus meinem Weisheitsbuch, in der Hoffnung, den soeben eintretenden Kabinesteward durch mein ehrliches Bemühen zu rühren. Dieser verbeugt sich jedoch tief und murmelt: »Good morning!« Dann wendet er sich lächelnd dem Bettenmachen zu, während wir zum Frühstück gehen.

Auch im Speisesaal ist alles westlich eingerichtet. Selbst die Speisekarte ist einsprachig, englisch. Nur ganz klein steht auf der untersten Zeile: »Japanese style breakfast!« Nur her damit! Mein Vater warnt und rät, die Sache nur allmählich anzugehen. Vielleicht wäre es besser, mir erst Spiegeler und Speck zu bestellen, um eine Grundlage für die

japanische Kostprobe zu schaffen. Nein, ich möchte ganz japanisch essen.

Der Boysan, der Kellner, kommt schon mit einem riesigen Tablett, das er gleich im ganzen vor mich stellt. Die Leute vom Nebentisch, ein Japaner mit seiner Tochter, lächeln. Die sollen nur einmal sehen, wie gut ich mit Stäbchen esse! Ich bin doch nicht umsonst schon einmal in China gewesen! Mit Kennergeste reiße ich das Papierpaketchen auf, in dem sich die zusammengewachsenen Stäbchen befinden, trenne die Stäbchen so auseinander, daß der Zahnstocher in der Mitte unversehrt bleibt, und fange an.

Der Reis schmeckt ganz ausgezeichnet, das heißt, nicht anders als bei uns. Nun mache ich mich an die dampfende Lackschale heran. Ich schlürfe die dicke, zähe, heiße Flüssigkeit. Haha, Bohnensuppel Bohnensuppe zum ersten Frühstück ist nicht jedermanns Sache. Aber nun bin ich meinem Vater gegenüber verpflichtet, was ich mit so kühner Miene bestellte, auch gehörig zu loben. Mit bereits etwas gedämpfter Begeisterung gehe ich an die vielen niedlichen Schälchen heran. Beim Inhalt des ersten scheint es sich um eine etwas mißglückte Abart von gelben Rüben zu handeln. »Die Rückstände vom Reisweinbrennen!« flüstert das Mädchen vom Nachbartisch lächelnd herüber.

Jetzt bin ich schon so ziemlich durch. Bleibt nur noch das grüne Etwas, das wie geschnittenes Packpapier aussieht. Dreimal schon von meinem Stäbchen abgerutscht, bekomme ich schließlich eine der grünen Luftschnangen in den Mund und würge sie herunter. »Ha, das ist ja Spinat!« — »Oh, nein!« lächelt es süß vom Nachbartisch herüber, wo gerade gezuckerte Grapefruit serviert wird. »Das ist Seegras!«

Nur jetzt nicht nachgeben! Ich werde mich doch nicht lächerlich machen und esse auch mittags japanisch. Diesmal gibts »Tempura Osuimono«; ich bestelle es zaghaft. Meine

Tapferkeit wird belohnt: Tempura, panierte Krabben, in einer starken Soße, ist das beste, was ich seit Jahren gegessen habe. Auch meinem Vater, der alles, was von der See kommt, leidenschaftlich gerne ißt, schmeckte es ausgezeichnet. Gründlich, wie er ist, zieht er sogar sein Notizbuch heraus und legt sich unter der Überschrift »Japanisches Essen!« ein Verzeichnis mit mehreren Rubriken an. Numero I: »Tempura«: Note I (sehr gut); besondere Bemerkungen: »Panierte Krabben.« Auf unser Grinsen hin meint er, wir würden noch einmal froh und dankbar von seiner Liste Gebrauch machen können, wenn wir in Landgasthäusern im Innern, wo man kein Englisch versteht, danach immer das Richtige bestellen würden. Die Rechnung hatte ein Loch, oder besser: war ohne den Wirt gemacht, der eben in solchen Fällen seine Speisekarte auch japanisch schreibt. So war es wohl besser, zunächst einmal die Sprache zu lernen.

In Anbetracht meines Mißerfolges bei meinem Kabinesteward denke ich daran, mir einen Lehrer zu suchen. Wie mein Blick auf den Nachbartisch fällt, spinnen meine Gedanken weiter, daß es eigentlich ebenso gut auch eine gutaussehende Lehrerin sein könnte, und wie sie nach Tisch sichtlich gelangweilt an der Reling lehnt, gehe ich auf sie zu:

»Ikaga desuka?« stoße ich mit der ganzen Geläufigkeit heraus, die mir zu Gebote steht.

»Pardon me!«

»I-ka-ga-de-su-ka« wiederhole ich unter starker Betonung jeder Silbe. Das Mädchen lächelt ungläubig.

»Don't kid me— I know you can speak English!« — »Wollen Sie mich aufziehen? Ich weiß doch, daß Sie englisch sprechen.«

Ich zeige ihr meinen Sprachführer, der behauptet, daß »Ikaga desuka« — »Guten Morgen« heißt.

»Oh, ich verstehe. Aber Sie müssen ‚Ikaga des‘ sagen, allenfalls ‚Ikaga deska‘, das ‚u‘ wird nicht gesprochen.«

Kein Wunder, deshalb konnte mich der Steward heute früh nicht verstehen! Ich bohre weiter: »Vielleicht können Sie mir japanischen Unterricht geben!« – »Nun ja, ‚Maru‘ zum Beispiel heißt ‚Schiff‘.« Das merkt der Dümme, denke ich mir im stillen, nachdem jeder Schiffsname auf »Maru« endet. »Oder: ‚watakushi‘ heißt ‚ich‘.« Schon interessanter, ein etwas pompöseres und umständlicheres Ich als in anderen Sprachen. »Vielleicht können Sie mir auch zeigen, wie es geschrieben wird!« . . . »Das wäre zuviel für heute. Morgen dann!« lehnt sie lächelnd ab.

Immerhin, die Anknüpfung ist geschafft, und Mary Kawabe erzählt mir gleich zutraulich ihre ganze Lebensgeschichte, dazu die ihrer Eltern. Ihr Vater kam als junger Mann nach Kalifornien und machte dort als Gärtner ein Vermögen. Mit 30 Jahren fuhr er auf Brautschau nach Japan, d. h. um die Frau zu holen, die ein Onkel ihm ausgesucht hatte.

Mary ist in Los Angeles geboren und ging in eine amerikanische Highschool. Sie wäre so gern in ein College gekommen und ist wenig entzückt von der Neuen Ordnung in Ostasien und dem Vertrauen, das ihr Vater in sie setzt. Sonst würde er doch nicht all sein Geld aus Amerika herausnehmen und in der Mandchurei einen großen Sämereienbetrieb einrichten wollen! »Mich wenigstens hätte er nicht mit hinausnehmen brauchen!« setzt sie traurig hinzu.

Das junge Mädel hält einen Augenblick inne, und wir schauen über das Meer. Dann fährt es fort: »Ich bin jetzt genau so alt wie meine Mutter, als sie zu meinem Vater kam, und« setzt sie verlegen hinzu, »der alte Onkel lebt noch immer und bestimmt noch immer die Ehen der Familie.«

Unsere Unterhaltung gerät ins Stocken. Wir sind nicht

allein an Deck. Immer wieder taucht in regelmäßigen Abständen ein Mann auf, hager wie ein Gespenst. Wie er vorbeikommt, sehe ich ihn mir genauer an. Er trägt einen gestreiften Kimono, weiße Söckchen mit einer Extraabteilung für die große Zehe, und leichte Bastsandalen. Halb singend, halb murmelnd setzt er seine Runde fort. Ob er wohl alte Sutras rezitiert? Oder betet er? Dann wäre es mir peinlich, ihn zu stören. Ich gebe Mary ein Zeichen und verschwinde.

Wie ich nach einer Weile wieder zurückkomme, wandelt der blasse Jüngling nicht mehr wie ein in die Axiome der aristotelischen Lehre versunkener Peripatetiker auf und ab. Im Gegenteil! Meine Anwesenheit ist ihm jetzt sogar vielleicht peinlicher als vorhin. Verlegen dreht sich Mary um und steckt einen Zettel weg, auf den der Japaner mysteriöse Zeichen geschrieben. Sie hätte ihn nicht so rasch zu verstecken brauchen, ich hätte ihn doch nicht lesen können. Der Junge scheint mir auch weit weniger betreten als Fräulein Kawabe. Er verbeugt sich lächelnd und überreicht mir seine Visitenkarte: »Seigi Yamasita«.

»Wie hat Ihnen mein Gedicht gefallen?« fragt er selbstgefällig.

»Was er eben vor sich hingesummt hatte, war nämlich ein Gedicht!« platzt Mary in aufreizendstem Kaliforniaslang dazwischen.

Ich verneige mich leicht und lächle verständnisvoll, als ob ich auch Gedichte machte. Seigi Yamasita faßt das als eine Aufforderung auf und beginnt von neuem zu summen.

»Sie interessieren sich doch sicher für die englische Übersetzung?« meint er. »Ich habe sie gerade für Fräulein Kawabe aufgeschrieben!«

Wie Mary mir den Zettel reicht, kann ich feststellen, daß es sich wirklich um ein Gedicht handelt, das nach dem 5-Zeilen-Tanka-Schema in 31 Silben . . . das seelische Er-

lebnis einer Pazifiküberquerung zusammenfaßt. Darunter stehen noch ein paar Schriftzeichen, die, wie mir Yamasita erklärt, noch von dem Unterricht herrühren, den er eben Fräulein Kawabe gegeben hat.

Ich lese »Watakushi« als Erklärung eines danebenstehenden Schriftzeichens. Mary wird rot und gesteht, daß sie selbst kaum ein Dutzend japanischer Worte spricht und sich vor jeder Stunde, die sie mir als Lehrerin geben soll, erst bei Yamasita informieren wolle. Statt dieser Vorhilfestunden, schlage ich vor, soll uns der Dichter doch lieber gleich gemeinsam Unterricht geben. Wir begannen sofort.

Seigi Yamasita war kein schlechter Lehrer, wenn er auch die weit schlechtere Mary andauernd als Musterschülerin lobte und bevorzugte. Mit dem japanischen Zahlensystem fingen wir an. Als besondere Tücke sind im Japanischen die Zahlworte nur auf bestimmte Begriffe anwendbar, sie sind gewissermaßen nicht nur nach der Quantität der zu zählenden Stücke, sondern auch nach ihrer Qualität verschieden. Eins, zwei, drei und so weiter kann nicht nur hi, fu, mi und so fort heißen, sondern auch hitotsu, futatsu, mittsu oder auch ichi, ni, san, und so weiter, wobei es durchaus nicht gleichgültig ist, welcher Zahlenreihe man sich jeweils bedient.

Darf man doch zum Beispiel nie von »zwei Papierbogen« sprechen, man muß vielmehr »Papierbogen, zwei Stück« sagen, »kami nimai«, wobei »nimai« die Stückzahl ausdrückt. Das Wort für »Stück« aber wechselt mit dem Gegenstand. Ist er lang und oval, sprechen wir zum Beispiel von einem Fächer, dann sagt man »ogi (Fächer) nihon«. Bei Lasten fügt man »ka«, bei Büchern »satsu« oder »kan«, bei Fahrzeugen »dai«, bei Rindern »hiki«, bei Wohnhäusern »ken« dem eigentlichen Zahlwort hinzu. Die Liste, die wir auswendig lernen mußten, ging noch ins Unendliche weiter.

Nachdem wir all die merkwürdigen Worte mit der vorgeschriebenen näselnden Aussprache konnten, gingen wir zum nächsten, wie Yamasita meinte, dem wichtigsten Kapitel der japanischen Sprache über: den Höflichkeitsfloskeln.

Wir haben schmückende, die Japaner außer diesen noch ehrende Beiwörter. Ich muß von Seigis Vater als »Otosan« sprechen, wobei das »o« am Anfang und das »san« am Ende ehrende Beiwörter sind. Ich darf nur von »gokonai«, seiner »werten« Familie sprechen. Aber warum soll ich, wenn alle anderen geehrt werden, nicht auch ein wenig Ehre wenigstens für mich selber beanspruchen, denkt der Japaner und spricht von sich selber auch als von einem ehrenwerten, wie der liebe Yamasati-san dem lernbeflissenen Ross-san beibringt. Ich bin so benommen von all der Ehrung, daß ich bereit bin, jedesmal wenn ich von mir selber spreche, eine kleine Verbeugung zu machen. Alles schön und gut, aber es geht noch weiter:

Es gibt außer den ehrenden Beiwörtern noch ehrende und eben nicht ehrende Konjugationen. Beim Sprechen über einen Vorgesetzten konjugiere ich anders, d. h. in einer höflicheren Konjugation als bei gewöhnlichen Sterblichen, wie sich überhaupt die ganze japanische Sprache in drei soziale Stufen gliedert: die Sprache, die man zu Untergebenen, zu Gleichgestellten und zu Vorgesetzten spricht (von der umständlichen alten Hofsprache gar nicht zu reden).

Allein die Umgangssprache ist durch die Tatsache, daß es für jeden unserer Begriffe mindestens drei, aber keineswegs synonyme Ausdrücke gibt, so erschwert, daß mein Eifer im Erlernen dieser Sprache bald erlahmte. Reumütig kehre ich zum Latein zurück, das ich in seiner Logik und Klarheit, in seiner schlichten Einfachheit jetzt ordentlich lieb gewinne. Siegreich beenden wir in ihr das vorgeschrie-

bene Pensum in Ovids Metamorphosen vor unserem Schulausflug nach Hawaii.

Es ist ein richtiger Ausflug und keine Reise, die wir in Honolulu machen. Da zum Ausladen des eigenen Wagens keine Zeit ist, müssen wir in einem Mietauto die Insel durchfahren, dessen Fahrer sich rühmt, ein echter Kanake zu sein. Wohl hat er auch die hohen Kraushaare der Polynesier, aber dazu unverkennbar chinesische Augen und eine helle Haut mit irischen Sommersprossen.

Honolulu und Waikiki sind herrliche Städte, doch wären sie sicher noch schöner, lebte nicht zwischen den schönen Parkanlagen und großen Strandbädern ein für unser Empfinden fast unglaubliches Rassengemisch.

Auf diesem letzten Vorposten im Pazifik zeigt Amerika sich noch einmal in der ganzen Größe seiner Licht- und Schattenseiten. Ähnlich wie in Florida und Kalifornien, haben die Amerikaner auch hier die natürliche Schönheit des Landes eher gesteigert als verdorben, und je weiter wir uns in unserem Auto von der amerikanischen Zivilisation entfernen, desto dürftiger wird der landschaftliche Reiz der Insel. »Ka wahi paani oka la« nennen die Amerikaner auf kanakisch die Insel, den Spielplatz der Sonne, und sie scheinen Angst zu haben, daß man dort hängenbleibt. Sie schicken vielleicht deshalb jedem japanischen Dampfer ein Schnellboot der Marine bis an die Grenze der Dreimeilenzone mit. Mit Feldstechern werden vom Schnellboot aus die Passagiere beobachtet, daß niemand vielleicht eine Schwimmladung mit Rauschgiften über Bord werfe.

Keiner von uns denkt daran, die wir jetzt dichtgedrängt an der Reling stehen und den verschwindenden Umrissen Amerikas Lebewohl sagen. Es ist ein farbenprächtiges Bild, wie die Japanerinnen in ihren buntgeblühten Kimonos sich vom blauen Wasser abheben. An der Seite Marys, die als

einzig Japanerin noch immer europäische Kleidung, sogar Strandhosen, trägt, sehe ich zum erstenmal ihre Mutter, eine alte Dame im vornehmen schwarzen Kimono.

»O nein, sie war nicht seekrank!« erklärte Mary auf meine Frage. »Bloß zu japanisch! Großmutter hätte nie vor Fremden gegessen. Deshalb bleibt auch sie in der Kabine. 25 Jahre Amerika haben sie nicht ändern können!«

Na, jetzt könnte Frau Kawabe ruhig kommen; denn seit Hawaii hat die »Asama Maru« ihr europäisches Gesicht in ein japanisches gewandelt. Mag sein, daß die vielen japanischen Rückwanderer, die in Honolulu eingestiegen sind, die Note des Schiffes änderten, mag sein, daß es nur daher rührt, daß wir uns den japanischen Inseln nähern.

Im Speisesaal wird fast nur noch japanisch gegessen. Auch Mary sehe ich hinter Lackschälchen sitzen. Mancher Japaner, den ich bisher nur im europäischen Anzug gesehen, geht jetzt im Kimono an Bord. Selbst die Schiffskapelle hat ihr Repertoire mehr aufs Japanische umgestellt. Immer öfter tönen schneidige japanische Märsche durch die Halle.

Yamasita sagt, es wären die Kriegslieder des Chinafeldzuges. Er gibt jetzt keinen japanischen Sprachunterricht mehr, sondern Gesangstunden. Hinten am Heck versammeln sich die Rückwanderer aus Hawaii und Kalifornien jeden Abend unter dem Sonnenbanner und üben die Lieder ihrer Heimat, deren Größe sie wieder in ihren Bann zieht.

Mein Freund, der Schintopriester

An jeder Station dieselbe nasale Frauenstimme: »Kawaski — Omori — Shinagawa — Shimbashi — Tokio iki — goseim — a — a — a — a — s« eine schier endlose Reihe von Stationen zwischen Yokohama und der Reichshauptstadt.

Weiß Gott! Eine Fahrt nach Tokio hatte ich mir anders

vorgestellt: Gärten, Reisfelder, moderne Hochhäuser zwischen alten, schweren Tempeldächern. Gar nichts dergleichen! Während der vollen Stunde, die ich nun schon, in die Menge gepreßt, an der Wagentür stehe, habe ich nichts anderes gesehen als diese endlose Industriestadt Yokohama. Oder ist es schon Tokio? Ich weiß es nicht. Eben fuhren wir jedenfalls über eine große Brücke, sind dann an einem Industrierwerk vorbeigeflitzt und schließlich bis Omori gekommen. Mich packt eine ordentliche Sehnsucht, als ich auf dem Bahnsteig ein Plakat der deutschen Reichsbahn »Faltbootfahrten in Deutschland« sehe! Shinagawa – Shimabashi – Tokio iki – überall der gleiche Kehrreim, überall die gleichen niedrigen Holzhäuser mit Papierfenstern, die Nebel vom Rauch der Schlote, die alles in trauriges Grau tauchen. Es ist dieselbe schwere Luft wie in Manchester oder Pittsburgh.

Ich will ehrlich sein: der erste Eindruck von Japan ist eine große Enttäuschung. Mir ist es genau so gegangen, wie es der berühmte japanische Publizist N. K. Nohara jedem Fremden prophezeit, der mit falschen Vorstellungen ins Land kommt.

Wohl hatte ich mir Japan modern vorgestellt; doch dabei hatte ich an Sportstadien, moderne Häuser und breite Straßen gedacht, aber nicht an die Fabriken (die ja die Voraussetzung für das moderne Leben sind), nicht an die riesigen Industriestädte, die bei dem strömenden, unaufhörlichen Regen gar so trostlos wirken.

In unserer zweiten Japanwoche siedelten wir von Yokohama nach Tokio über. »Imperial-Hotel« oder »Nonomiya Apartments«, das ist die Frage, wenn ein Fremder nach Tokio kommt. Es ist mehr eine Frage der Dauer seines Aufenthaltes. Jeder Fremde, der Tokio besucht, geht zuerst ins »Imperial-Hotel«. Das ist so selbstverständlich, daß, ver-

gäße er am Bahnhof seine Adresse anzugeben, sein Koffer ohne weiteres in dieses Hotel geschafft würde.

Wir gehören zur zweiten Kategorie der Fremden, zu denen, die sich auf einen längeren Aufenthalt einstellen. Für diese ist das »Nonomiya«-Apartmenthaus der Ankerplatz. Ich habe kaum einen Fremden in Tokio getroffen, der bei Nennung unserer Adresse nicht gesagt hätte: »Oh, die Nonomiya! Ich habe auch dort gewohnt!« und je nach der Etage, in der er wohnte, oder der Jahreszeit, die er dort verbrachte, mehr oder weniger Mitleid in den Ton seiner Stimme mischte. Die Nonomiyawohnungen sind sehr modern eingerichtet, haben genau die gleiche Kitchenet (Miniatürküche), wie wir sie in Chicago und in San Francisco hatten, dazu aber – je nach Jahreszeit und Stockwerk verschieden – echt japanische Küchenschaben! Sie und der Kellner, der mit einem traurigen Gesicht und in Bezug auf Sauberkeit einer noch traurigeren Schürze ab und zu im Lift auftaucht, zeigen, wie schwer es für den Japaner ist, mit europäischen Einrichtungen fertig zu werden.

Wir wohnen im 6. Stock und haben einen herrlichen Ausblick von unseren Fenstern nach beiden Seiten. Nach links schließt sich ein kleines Geschäftsviertel an unseren Wolkenkratzer an. Da sind zweistöckige Häuser mit flachen Dächern, auf denen sich ein gut Teil des Familienlebens abspielt. Während Oka Hiya und Kawai, die beiden Nesans (Dienstmädchen), die Betten machen (was sie unter viel Gekicher und Albernheiten und unter möglichst großem Zeitaufwand besorgen), schaue ich zum Fenster hinaus.

Die Familie schräg gegenüber ist eben beim Turnen. Jeder Japaner, gleichgültig ob Mann oder Frau oder Kind, betrachtet es als seine nationale Pflicht, jeden Morgen nach Radiomusik so und so viele Streckübungen und Kniebeugen zu machen. »Mein Sohn wird so groß wie Sie«, sagte mir

schon auf dem Schiff ein Japaner, mich von unten ansehend und meine Größe bestaunend. »Er turnt jeden Morgen!«

Wenn es danach geht, muß die Familie da drüben riesig werden. Sie hat jetzt ihre soundsovielte Kniebeuge hinter sich und steigt wieder die steile Treppe ins Haus hinunter.

Der Vater ist Schuhmacher, das heißt, er hat unten im Haus einen Laden. Bei einem japanischen Schuhmacher darf man nicht an Sohlen und Absätze denken, sondern an Getas, Holzsohlen mit einem verschlungenen Bänderwerk statt des Oberleders, das so angeordnet ist, daß die Hauptschlaufe zwischen großer und zweiter Zehe durchläuft. Das ist dann die Stelle, wo den Japaner der Schuh drückt, und Mr. Nunangyas, unseres Schuhmachers, Hauptarbeit besteht darin, diese Verschnürungen zu richten oder abgewetzte rote und blaue Samtbändchen durch neue in irgendeiner anderen Farbe zu ersetzen.

Mr. Nunangyas Kinder aber tragen, wenn sie morgens zur Schule gehen, um Gottes Willen keine von ihres Vaters Schuhen. Das müssen europäische Schuhe sein!

Ich sehe die beiden Ältesten jeden Morgen zur Schule gehen. Dazu muß ich aber von der anderen Seite unserer Wohnung zum Fenster auf die Straße hinuntersehen, die zum Kudanhügel hinaufführt. Auf dem Hügel befindet sich ein Tempel; so schließt die Straße nach rechts mit einem großen Torii ab. Er ist weithin sichtbar, und die kleinen Nunangyas verbeugen sich jeden Morgen, wenn sie zur Schule gehen, und mittags, wenn sie nach Hause kommen, tief und andächtig an der Straßenecke, den Blick zum Torii gewandt. Dann fassen sie sich an den Händen, rennen über die belebte Straße und nehmen auf der andern Seite wiederum feierlich Aufstellung zu einer ebenso tiefen Verbeugung, diesmal vor dem kaiserlichen Palast, dessen äußerste Umfassungsmauer die linke Seite der Straße säumt. Alle Schul-

kinder, die hier vorbeikommen, machen diese Verbeugung an genau derselben Stelle, und es sieht putzig und zugleich ungemein rührend aus, wie sich die Kleinen neigen, den Ranzen waagrecht auf dem Rücken und die Schnur mit dem Schwämmchen senkrecht neben dem Gesichtchen baumelnd. Auch die allerletzten, die schon fürchten müssen, zu spät zur Schule zu kommen, sammeln sich diesen Augenblick und kürzen die Zeremonie um keine Sekunde ab.

Es ist bereits halb neun Uhr. Auf dem Dach des weiter entfernten Bürohauses fangen eben die Büroangestellten an, zu turnen. Oka Hiya und Kawai sind jetzt in der Küche und spülen das Geschirr. Je weiter unsere Reise nach Westen geht, desto mehr Hausarbeit wird mir abgenommen. Unter viel Gekicher und Geflüster kosten die geschäftigen Nesans von den Kartoffelpuffern, die uns meine Mutter gestern vorsetzte. Sie schneiden dabei Grimassen, ähnlich wie wir, wenn wir neue japanische Gerichte versuchen. Ich kann nicht verstehen, was sie sagen; denn selbst, wenn ich bei Segei Yamasita soviel Japanisch gelernt hätte, wäre die Radiomusik zu laut, um die beiden zu verstehen. Selbstverständlich haben sich Oka Higya und Kawai unser Radio angestellt, denn ohne Radiomusik kann man augenscheinlich nirgends auf der Welt Geschirr spülen, und wir beschließen, diese Reiseerfahrung zu Hause in München sofort mit der Erweiterung unserer Kücheneinrichtung in die Tat umzusetzen.

Aber das ist einstweilen noch Zukunftsmusik. Vorläufig sind wir in Tokio, und heute scheint zum ersten Male die Sonne. Natürlich gehe ich mit meiner Kamera gleich zum Yasukunischrein auf den Kudanhügel. Durch das Tempeltor, den Torii, wie man hier sagt, gehe ich auf der großen Allee bis zur Vorhalle des Heiligtums. Dort macht die japanische Familie, die vor mir zieht, halt und verbeugt sich

tief. Die Mutter hat ihr Jüngstes auf den Rücken gebunden, und im Augenblick bekomme ich einen Schreck, sie habe dies vergessen, als sie sich so tief nach vorne beugt, daß das Kind herunterzufallen droht. Aber schon richtet sie sich wieder auf, zieht an einem dicken Seil, das vor dem Allerheiligsten hängt, klatscht dreimal fröhlich in die Hände und entfernt sich wieder. Auch die Kinder klatschen in ihre Patschhändchen und werfen gleich der Mutter klingende Münzen in den Opferstock. Noch eine weitere feierliche Gemeinschaftsverbeugung der ganzen Familie, und der Platz wird mir geräumt.

Mit der Neugier eines Neulings gehe ich weiter. Warum vor dem Eingang stehenbleiben? Über den kleinen Tempelhof dringe ich zum Hauptbau vor. Ein Priester in weißem Gewand kommt auf mich zu. Er verbeugt sich tief und höflich vor mir und — weist mich freundlich lächelnd wieder hinaus. Als ich jedoch, leicht entrüstet, weitergehen will, kommt er mir nach und spricht mich als Amerikaner an.

»Doitzu, Doitzu« stammle ich, um seinen Irrtum aufzuklären, und bekräftige es mit einem lauten »Heil Hitler«. Er will nun seinerseits seine Abweisung wieder gutmachen, verbeugt sich tief und schickt sich an, mir nicht nur die ganzen weiten Tempelanlagen zu zeigen, sondern auch das Armeemuseum, das — man staune — mit zum Tempel gehört! Mir ist ganz sonderbar zumute, als ich nun neben dem feierlich gekleideten Priester einherschreite, noch sonderbarer, als wir eine Menge Soldaten und Offiziere treffen, die den Priester stramm militärisch grüßen. Tamura, wie sich mir der Priester vorstellt, ist nämlich gewissermaßen auch Militärbeamter, da der Yasukunischrein den im Kriege gefallenen Soldaten geweiht ist.

Der Yasukunischrein ist mehr als ein Ehrenmal. Er ist einer der Hauptheiligtümer des Staatskultes des na-

tionalen Schintos. Jeder Japaner hat einmal das Bild des großen, aus Kanonen gegossenen Toriis gesehen, und jeder Soldat weiß, daß er, wenn er einmal auf dem Schlachtfeld fällt, hier zum Gott erhoben wird, vorausgesetzt allerdings, daß sein Vorgesetzter ihn für diese Auszeichnung für würdig erklärt. Dann wird der Geist des Gefallenen vom Oberpriester, einem ehemaligen General, in feierlichem Akt gebeten, im Tempel Wohnung zu nehmen, und damit beginnt das große Fest des Yasukunischreines, bei dem der Göttliche Kaiser ebenso wie die Eltern der Gefallenen und die ganze Garnison zu den neuen Göttern beten.

Obwohl die Vorbereitungen zu diesem großen Ereignis bereits im Gange sind, findet Tamura Zeit, mich zum Tee einzuladen, den ich allerdings zunächst nicht als solchen erkenne, sondern für Spinat halte. Der bei feierlichen Gelegenheiten gereichte grüne Tee wird nämlich vorher mit einem rasierpinselartigen Gerät so lange geschlagen, bis er dick und schaumig ist. Dann wird er mit lautem Schlürfen getrunken. Im Gegensatz zu den dazu servierten klebrigen Tempelkuchen schmeckt er ausgezeichnet.

»Haltung, Haltung!« flüstere ich mir innerlich zu, als Tamura mir mit der ruhigsten Miene der Welt eröffnet: »Ich habe zwar einen schwächtigen Körper, aber ein ungeheures Gehirn. Ich bin ein weiser Mann.«

Dies von mir zu behaupten, habe ich nun doch nicht ganz die Stirn, hoffe aber, daß er, wie er an meiner imposant auf der Matte hockenden, für hiesige Begriffe riesigen Erscheinung hochschaut, nicht den umgekehrten Schluß von mir zieht. So schwer es schon rein äußerlich ist, sich mit den Ostasiaten zurechtzufinden, so ist es beinahe unmöglich, sie innerlich zu begreifen.

Je öfter ich jedoch meinen neuen Freund besuche, um so gesprächiger wird er. Ja, als ich ihn nach allen Regeln der

Kunst ausgequetscht habe, dreht er den Spieß um und beginnt nun seinerseits mit Fragen. Um ihm einiges zu zeigen, was wir von Deutschland mitgebracht haben, lade ich ihn zum Abendessen ein. Nach Tempeldienstschluß hole ich ihn vom Yasukunischrein ab, erkenne ihn jedoch beinahe nicht. Der würdevolle Priester, den ich bisher nur im weißen Gewand, in gestickten Sandalen und mit schwarzem Roßhaarkäppchen gesehen habe, steht in einem schlechtsitzenden grauen europäischen Anzug vor mir. Er reicht mir, was ich vorher nie bemerkt habe, kaum bis zur Schulter.

Erst, als er meinen Eltern die von ihm in rosa Seidenpapier gewickelten Bündelchen überreicht, wird er wieder ganz Japaner. Ich bekomme von ihm süße Tempelkuchen mit der japanischen Flagge darauf mitgebracht. Meine Mutter erhält ein seidenes Taschentuch, auf dem die Landkarte des chinesischen Kriegsschauplatzes aufgedruckt ist, und mein Vater wickelt aus seinem Seidenpapier ein englisches Büchlein über den Yasukunischrein. Um so mehr bedauern wir, mit dem Essen, das wir Tamura anbieten, kein Glück zu haben. Gegen die meisten Speisen hat er religiöse Bedenken.

Auch die Unterhaltung ist natürlich schwierig, und Tamuras Gedankengänge nehmen manchmal für uns ganz unerwartete Wendungen an. Als ich ein paar Tage später mit ihm nach Omori zur Gegeneinladung fahre, wird mir dies fast bedrückend klar.

Mit den seiner Familie zugedachten Geschenken beladen, warte ich auf ihn auf dem Tokioter Bahnhof. Tokio—Shimbashi—Shinagawa — dieselbe Strecke, die wir von Yokohama hierhergefahren. In Omori steigen wir in eine andere Linie um, die uns noch weiter in das unendliche, traurig graue Häusermeer der Millionenstadt führt. An einer kleinen Station ausgestiegen, gehen wir weiter durch die engen,

winkligen Gassen. Hinter dem kleinen buddhistischen Tempel liegt ein Kinderspielplatz. Die drei Schulfrauen, die sich in ihren vorschrittmäßigen blauen Matrosenuniformen eben noch auf der Rutschbahn tummelten, unterbrechen jäh ihr Spiel und verbeugen sich tief, als sie uns sehen. Tamura tut, als seien sie Luft. Erst nachdem wir ein gutes Stück weitergegangen und schon beinahe am Haus angekommen sind, flüstert er mir zu: »Sind sie nicht schön, meine Schwestern?«

Die Tamuras bewohnen nur ein leichtes Holzhäuschen, das von einem schweren Dach in den Boden gedrückt zu werden scheint. Mit seinem winzigen Garten, der eigentlich nur aus einer verkrüppelten Kiefer und einem Stein besteht, der, wie mir Tamura erzählt, jeden Morgen begossen wird, liegt es eingeklemt zwischen einem Schulhaus und einer Fabrik, eigentlich ein recht bescheidenes Häuschen für einen kaiserlichen Marineoffizier. Der alte Herr Tamura hat ein rundes, joviales Gesicht und empfängt mich — ich möchte beinahe sagen — mit offenen Armen. Seine Freude über das Hoffmannsche Bilderbuch vom Führer, das ich ihm mitgebracht habe, ist geradezu rührend.

Frau Tamura bekomme ich kaum zu Gesicht. Hier herrscht noch die altjapanische Sitte, daß sich die Hausfrau im Hintergrund hält. Nur ein einziges Mal kommt sie herein, bringt das Essen, wahrhaft köstliches Tempura, und verschwindet. Da sie sich sowohl beim Kommen wie beim Niedersetzen der Tischchen mit den Speisen wie beim Gehen immer wieder verbeugt, kann ich tatsächlich nur ihre umfangreiche Frisur sehen.

Auch der Raum, in dem wir hocken, ist ältestes Japan. Abgesehen vom Radio und der elektrischen Lampe stört nichts das Gleichmaß des Raumes. Vier glatte Wände, durch keinen Schrank, kein Fenster und keine Tür unterbrochen!

Nur das Tokonoma, die Nische, vor der ich sitze, unterbricht die Regelmäßigkeit des Raumes. Auch sie ist einfach, eine kleine Erhöhung aus feingemasertem Holz, darauf ein »Ikebana«, ein Blumenarrangement, dessen Schönheit mir als ungeschultem Europäer nicht einleuchtet, und ein »Kakemono«, eine einfache Tuschzeichnung, deren feine Linienführung auch mich entzückt.

Kapitän zur See Tamura, oder wie man hier in Japan sagt, »Taisa«, der »große Beistand«, sammelt Bilderrollen. Da er nur diese eine Nische in seinem Hause hat, ist häufig Bilderwechsel in dieser Ausstellung. Dabei richtet sich der alte Tamura nach Jahreszeit und Stimmung in der Auswahl des Bildes, das er jeweils in die Nische hängt. Unwillkürlich schaue ich um mich bei dieser Erklärung, um zu sehen, mit welcher Stimmung ich erwartet wurde. Enttäuscht stelle ich zwei schwimmende Goldfische auf dem Bild fest.

Aber Herr Tamura mißversteht meinen Blick, steht sofort auf, um mir seine Bilder vorzuführen. Die ersten schönen Zeichnungen aus der Togugawazeit lobe ich. Nachdem er sie mir daraufhin schenken will, weiß ich nun nicht, wie ich mich zu den nächsten Kunstwerken verhalten soll, und habe die ganze Zeit das dumpfe Gefühl, vielleicht ebenso schwere gesellschaftliche Schnitzer zu machen, wie Tamura junior neulich bei uns. Sitzen tue ich auf alle Fälle falsch. Wohl habe ich auch die Beine unter mich geschlagen, aber viel Vorschriftsmäßig ist anders, und gemütlich ist auch anders!

Fast völlig eingeschlafen sind die Beine, als wir endlich aufstehen. Der Kapitän zur See empfiehlt sich. Der Priester und ich gehen auf energischen Wunsch seiner Schwestern ins Nebenzimmer. Dieselben Schwestern, die sich vorhin in der Öffentlichkeit so demütig vor ihrem Bruder verneigten, scheinen zu Hause ein ziemlich strenges Regiment zu führen. Dabei zieht sie weder Tokonoma noch

Kakemono in das gute Zimmer, sondern das Radio. Allerdings stellen sie sich nicht Tanzmusik, sondern den deutschen Unterricht des Tokioter Senders ein. Dabei brauche ich ja schließlich nicht zuzuhören, und so bin ich froh, als Tamura endlich auf meine vielen Anbohrungen hin vom Schintoismus zu sprechen beginnt.

Wie der Priester mir erzählt, gibt es zwei Arten von Schintoismus, den Sektenschintoismus und den Staatskult. Letzterer ist für jeden Bürger des japanischen Reiches vaterländische Pflicht. Sei er nun Buddhist, Christ oder Moslem, immer wird er die Götter seines Vaterlandes, den Kaiser wie dessen himmlische Urahnin, die Sonnengöttin Amaterasu Omikami, verehren, wie jeder Römer seinen Kaiser und dessen göttliche Vorfahren zu verehren verpflichtet war. Die traditionelle Verbindung der beiden so toleranten Religionen, des Buddhismus und des Schintoismus, wird dabei vielleicht am klarsten durch einen oft zitierten Satz aus dem klassischen Geschichtsbuch Nihongi ausgedrückt: »Der Kaiser Yomei glaubte an das Gesetz Buddhas und verehrte Schinto oder den ‚Weg der Götter‘.«

Die von keinem Militär, von keinem General geprägten Gebote des Schinto hören sich an wie ein Exerzierreglement: »Folge den Geboten des Kaisers, sei gut und halte dich rein!« Dies ist die letzte Schlußfolgerung und die letzte Entwicklungsstufe der uralten Naturreligion Nippons, deren Wurzeln im Animismus und Fetischismus ruhen. Als man noch die Naturerscheinungen in den »achthundert Myriaden Götter« anbetete, erklärte man außer allen Erd- und Naturerscheinungen auch mitunter Gebrauchsgegenstände als »Kami«, »göttliche Geister«. Heute erhebt man historische Persönlichkeiten und Menschen dazu, die sich um das japanische Volk und Kaiserhaus verdient gemacht haben. Gefallene Soldaten, erfolgreiche Generäle wie Nogi,

der Bezwingen von Port Arthur, aber auch verstorbene kaiserliche Minister oder erfolgreiche Sportler, wie Minamoto, der berühmteste Bogenschütze des 11. Jahrhunderts, konnten sich göttlichen Rang erwerben.

Ein Europäer mag bei solcher Vorstellung lächeln, aber als ich den gläubigen Worten Tamuras lauschte und in seine Augen sah, blieben mir abfällige Gedanken fern. Es ist ein guter Freund, mein Schintopriester, und der erste Vertreter dieses freundlichen und doch kämpferischen Volkes, dem ich durch ihn innerlich nahe kam.

Oft bin ich noch über die Strecke Tokio—Shimbashi—Shinagawa—Omori—Kawasaki—Yokohama gefahren. Aber sie kam mir nie mehr trostlos vor; denn ich weiß, daß in all den kleinen Holzhäuschen lauter Tamuras, glaubensstarke Japaner, wohnen.

Von der Strohmatten zur Schulbank

Es war in einer dunklen Gasse, in der ich das merkwürdige Individuum zum erstenmal sah. Ich bin es nicht mehr losgeworden . . . Seine Getas klappern gespenstisch hinter mir her und stören die malerische Ruhe der alten Stadt. Als ich wieder vor dem alten Tempel mit dem großen Tor stehe, wird es mir klar, daß ich mich verlaufen habe und immer im Kreis gegangen bin. Atemlos wische ich mir den Schweiß ab angesichts der vier buddhistischen Kolossalfiguren, die das Tor als Wächter flankieren. Das Individuum mit den klappernden Getas kommt immer näher. Als es unter die baumelnden, mit schwarzen Schriftzeichen geschmückten Laternen tritt, erkenne ich eine Gestalt in Schüleruniform, eine Aktentasche unter den rechten, einen Regenschirm unter den linken Arm geklemmt. Wie ein Schatten huscht die Gestalt an mich heran.

Kein Zweifel, ein Agent eines Teehauses. Ich rechne mit dem Schlimmsten, als sich der Kerl vor mir verbeugt. Ob sich in Japan Verbrecher vor ihrer Tat verbeugen? Am besten, ich verbeuge mich meinerseits ebenfalls und bleibe so lange unten, bis sich der Kerl wieder aufrichtet. Dann blinzelt er mich an und stottert: »G—o—o—d evening, Sir! Pardon me, if I take your time, do you know, that is a very historic locality.«

»... In olden times ...« Ich atme erleichtert auf. Nun ist alles ganz klar. Das Individuum ist sicher ein Student und kein Verbrecher. Er will von mir kein Geld, sondern Übung in englischer Unterhaltung.

Ich kenne die kleinen Bücher, aus denen eifrige Schüler westliche Sprache und Sitten lernen. In einer dieser Schriften fand ich das Kapitel »Wie übe ich mein Englisch?« Nach Ansicht des Autors tut man dies am besten, wenn man Ausländer kennenlernt und sich mit ihnen unterhält. Dabei soll der Student nie sagen: »Wollen Sie mit mir englisch sprechen?«; damit käme er nie zum Ziel. Noch mehr glaubt der anonyme »Fachmann für westliche Sitten« vor übertriebener Höflichkeit warnen zu müssen. Zu viel Höflichkeitsfloskeln würde der Ausländer nur als unhöflich empfinden, heißt es da. Zum Schluß gibt der Autor dann noch eine Formel, die nach seiner Ansicht jeden Fremden rühren muß. »Good evening, Sir, pardon me, if I take your time — do you know, that this is a very historic locality, in olden times ...« — »Guten Abend, mein Herr, entschuldigen Sie bitte, wenn ich Ihre Zeit in Anspruch nehme, aber sind Sie sich bewußt, daß Sie auf historischem Boden stehen? In alten Zeiten ...«

Wie treu man sich an diese Formel hält, weiß jeder Fremde, der einmal japanische Koto-Gakko-Schüler getroffen hat. Allerdings wird der Fremde in den meisten Fällen gar nicht so gerührt sein, wie es der Autor der An-

weisungen verspricht. Daran ist freilich nicht er, sondern die Massenaufgabe seines Buches schuld. Da es immer die gleiche Formel ist, weiß jeder Ausländer bei dieser Frage sofort, was man von ihm will.

Anders wäre es auch nicht zu verstehen gewesen, daß der Schüler jetzt, wo doch alle Museen, alle Tempel und auch das berühmte Schloß geschlossen sind, mir die historischen Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen will. Trotzdem war ich bereit, mich auf eine englische Unterhaltung einzulassen, freilich weniger aus reiner Gefälligkeit als deshalb, weil ich die Gelegenheit nützen wollte, einmal etwas über das japanische Schulsystem vom Schülerstandpunkt aus zu hören. Wir gingen ungefähr eine halbe Stunde und sprachen über das »Koto-Gakko«, über die japanische Mittelschule, die eine Kreuzung zwischen einem deutschen Gymnasium und einem amerikanischen College ist. Mein lerneifriger Bekannter wußte zwar auf diesem Gebiet keine Sätze auswendig, ja, es fehlten ihm sogar die meisten Wörter. Aber er hatte ja genügend Finger und konnte durch Zeichensprache genug zu verstehen geben.

Im Grunde genommen bestätigten mir seine Erzählungen nur, was ich bereits durch meinen Freund in Tokio wußte. Als der mir sagte, daß die japanischen Schulen die schwersten der Welt seien, schien mir dies fast unmöglich. Aber mein Freund, der Sohn eines weitgereisten Diplomaten, wußte seine Behauptung zu beweisen: »Ehe ich in das Koto-Gakko kam«, berichtete er, »war ich, wie du weißt, in Amerika und in Deutschland in der Schule. Die amerikanische Schule war ein Kinderspiel, in Berlin hat man schon mehr verlangt, aber viel habe ich damals auch nicht büffeln müssen. In Deutschland lernt man die Hauptsachen und die gründlich. Das ist nicht genug für ein japanisches Koto-Gakko, in dem auf jede Kleinigkeit Gewicht gelegt wird, wie ja überhaupt



Mädels von heute mit
altjapanischen Holzspeeren

Die Jungens exerzieren mit
modernen Gewehren

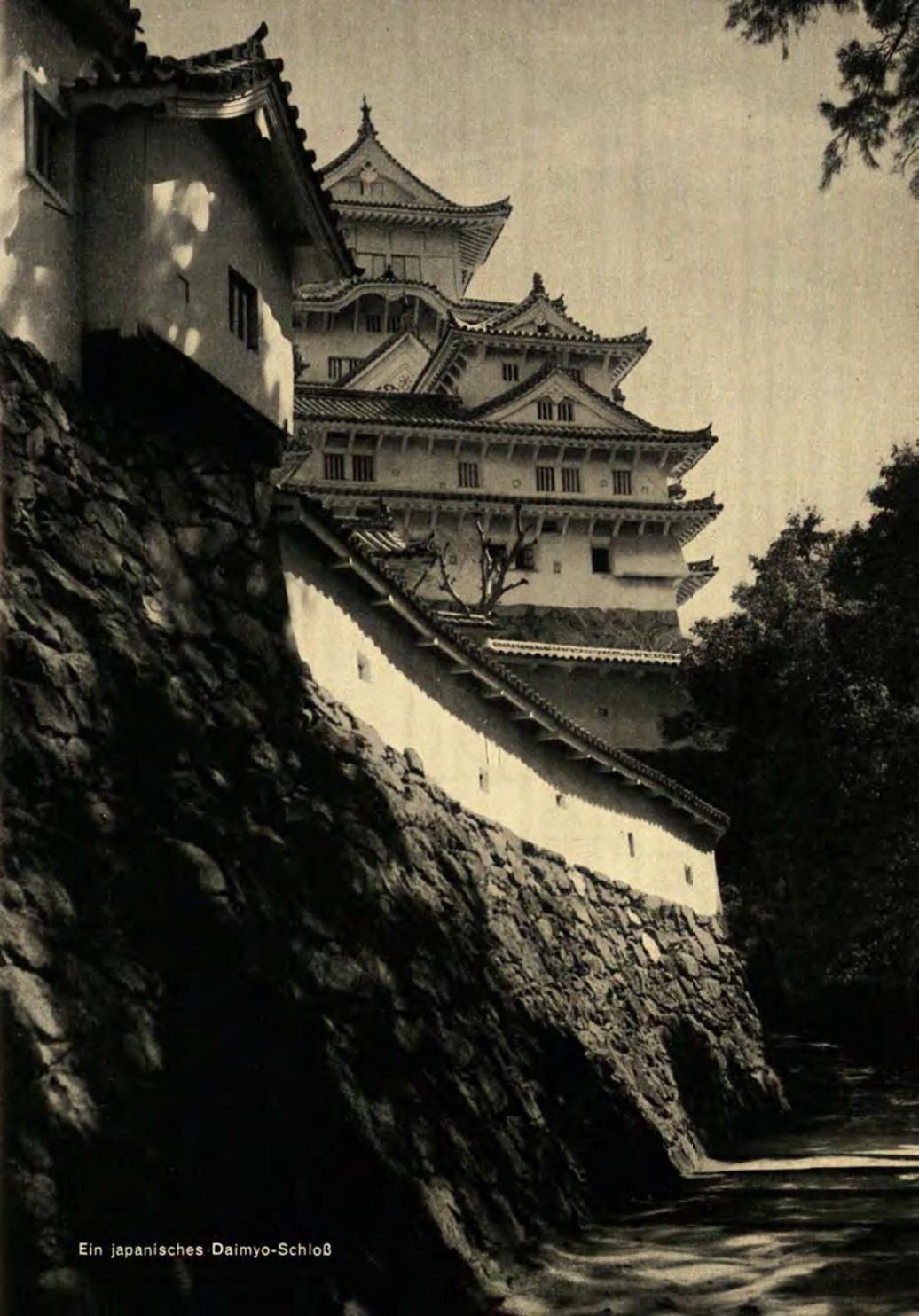




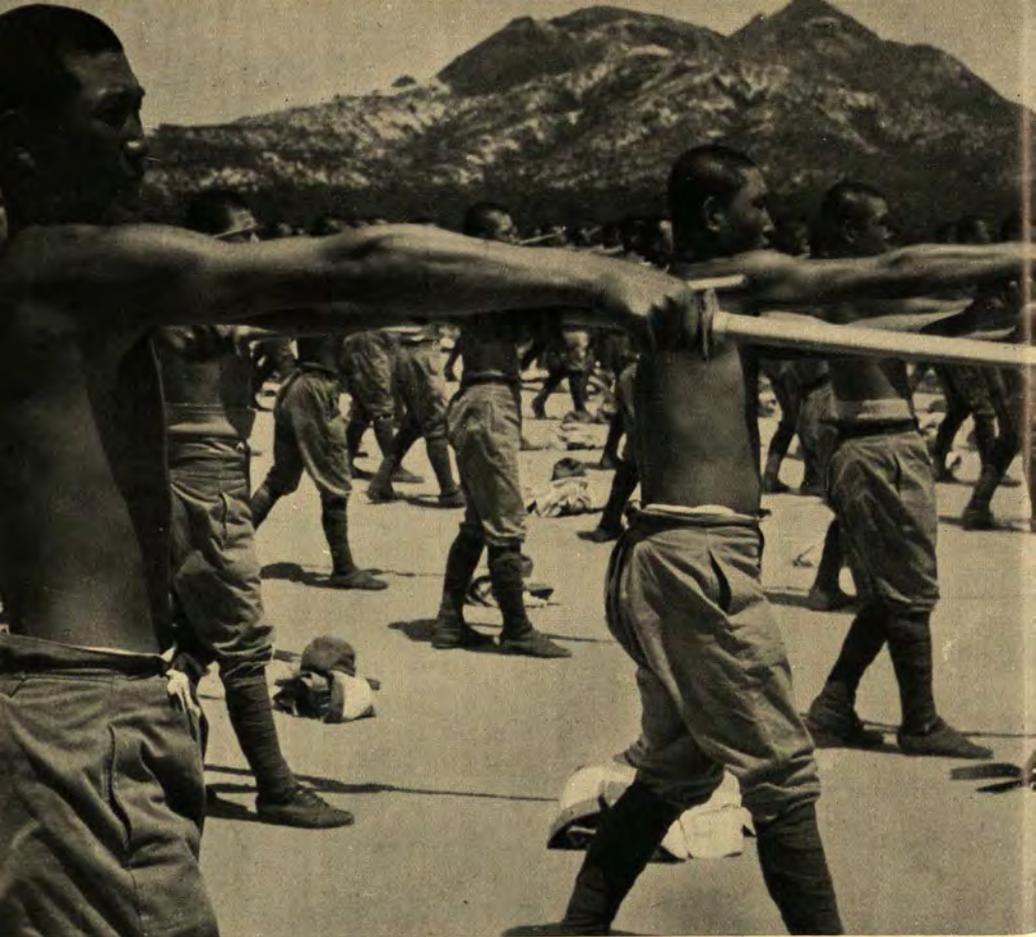
Altjapanisches Fechten ist ein pflichtmäßiges Schulfach



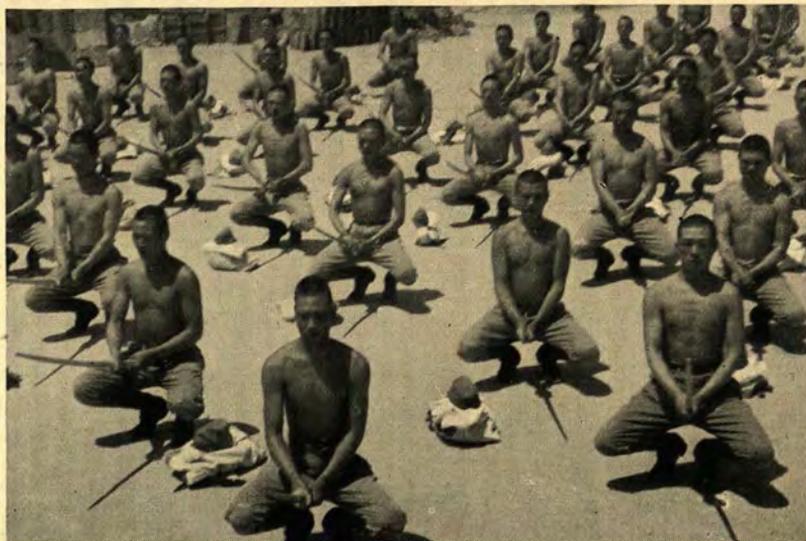
Jung-Japan in Uniform



Ein japanisches Daimyo-Schloß



Altjapanisches
Schwertexerzieren
im koreanischen
Schulungslager



Kriegerische
Gymnastik

eine deutsche Schule keine Vorbildung für eine japanische ist.«

»Halt, ich bitte dich!« unterbreche ich ihn. Ich habe meinen Freund zwar erst in Tokio kennengelernt, habe aber schon in Berlin viel von ihm gehört. Wir besuchten damals dieselbe Schule im Grunewald. Er ging in meine Parallelklasse, und so kannte ich »den Japaner« vom Hörensagen. Man sprach davon, daß er stets gute Noten habe. Nun, das scheint hier weniger der Fall zu sein, sonst würde er sicher nicht in diesem Ton über die japanische Schule sprechen.

Heftig wiederhole ich: »Halt, ich bitte dich, du mußt doch bedenken, daß wir in Berlin ganz andere Fächer hatten. Wenn es dir, was im übrigen nur zu verständlich ist, anfangs schwer gefallen ist, die verworrenen chinesischen Schriftzeichen in der kalligraphisch richtigen Reihenfolge zu schreiben, so darfst du dafür doch die deutsche Schule nicht verantwortlich machen!« »Tue ich ja gar nicht!« gibt mir mein Gegenüber zurück. »Es ist nicht nur im Japanischen so. Nein, wenn ich ehrlich bin, so fällt mir in fast allen Fächern das Mitkommen schwer; auch in Physik, die ja schließlich überall dieselbe ist. Man legt hier viel mehr Wert auf Einzelheiten. Wenn ich das ganze Pensum lernen wollte, und das ist eigentlich die Voraussetzung bei der überaus strengen Auslese, müßte ich, wie meine Kameraden, jede Nacht durcharbeiten. Nachmittags habe ich ja keine Zeit zum Lernen, weil wir dann militärische Übungen haben. Allein, offen gestanden, dazu bin ich im Westen zu sehr verwöhnt worden, um auf die Dauer das viele Arbeiten hier durchhalten zu können!«

So sieht also die Sache von der sogenannten Schülerperspektive her aus. Und was sagen die Lehrer dazu?

Unterhalten habe ich mich darüber mit deutschen Lehrern, die deutschen Sprachunterricht auf japanischen Schulen erteilen. Eine interessante, aber nicht immer ganz leichte Auf-

gabe muß es sein, als einziger Europäer in einer japanischen Schule zu unterrichten.

»Am zweiten Unterrichtstag«, so erzählte mir ein deutscher Lehrer, »legten mir die Schüler drei Platzpatronen auf den kleinen Ofen neben den Katheder, in der Hoffnung, sie würden jeden Moment losgehen. Wenn schon, ich war ja in der Invalidenversicherung! Sie zu entfernen, kam nicht in Frage; das wäre ein Zeichen von Angst und das Grab meines Ansehens gewesen. Ich setzte meinen Unterricht fort, wenn auch mit einem etwas dumpfen Gefühl im Magen. Da die Dinger nun nicht in die Luft gegangen sind, kann ich nur dankbar für den Versuch sein; denn damit habe ich meine Prüfung bestanden. Seit diesem Tage werde ich nur mit ‚Meister‘ angeredet, ein Titel, der gewöhnlich den älteren japanischen Lehrern vorbehalten ist.«

»Platzpatronen gegen den Lehrer?« wiederhole ich. »So etwas hätte ich den höflichen Japanern gar nicht zugetraut!«

»Nun ja, in den unteren Klassen sind sie mit ihren Frechheiten nicht zurückhaltend. Aber später ist es eine Freude, mit ihnen zu arbeiten.«

Die Ungezogenheiten der jüngeren Schüler sind nach Ansicht dieses deutschen Professors nur eine Folge ihrer inneren Unsicherheit. Vergegenwärtigt man sich, was bei uns für den Sechsjährigen der erste Schulbesuch heißt, so bekommt man einen kleinen Begriff davon, was es für einen kleinen Japanerjungen auf dem Lande bedeuten muß, wenn er den ersten Sprung von der Strohmatte auf die Schulbank tut. Zunächst heißt es sich erst einmal mit all den fremden Einrichtungen auseinanderzusetzen, der Türklinke zum Beispiel, die es ja in einem japanischen Hause nicht gibt. Aber das ist nur der Anfang. Es folgt das schwierige Sitzen mit herunterhängenden Beinen, und dann die vielen Einrichtungen des Westens!

Dabei bietet die östliche Kultur doch schon Schwierigkeiten genug. Der japanische Abc-Schütze muß nicht nur eine Art, sondern dreierlei Arten Schriftzeichen lernen. Auf die leichten japanischen Silbenschriften des Hirakana und des Katakana folgen rund fünftausend schwierige chinesische Schriftzeichen, wobei es sich für Japaner ja um fremdes Kulturgut handelt. Über 12 Stunden in der Woche, mehr als die Hälfte der Zeit, muß mit dem Erlernen dieser Schriftzeichen zugebracht werden.

Wenn die Schüler nach sechs Jahren ins Koto-Gakko kommen, sind die Schwierigkeiten des Schreibens kaum überwunden. Nun ergeben sich neue Fragen. Da ist der deutsche Lehrer, der erste Fremde ihres Lebens. Wie soll man sich zu ihm verhalten?

Und dann: hat man sich in der Elementarschule die Grundlagen der westlichen Zivilisation anzueignen, so gilt es, sich jetzt mit der westlichen Kultur auseinanderzusetzen. Da braucht man schon die vier Jahre der Unterstufe als Vorbereitung. In der Oberstufe, in den letzten drei Jahren, ist es dann ein herrliches Arbeiten, wie mir mein deutscher Lehrer versichert. Er liest mir einige deutsche Aufsätze von Schülern vor. Der eine schildert in tadellosem Deutsch, wenn auch ganz in japanischem Stil, die Schönheiten seiner Heimat; der andere befaßt sich mit der Weltanschauung Rilkes.

»Rainer Maria Rilke? . . . Verlangen Sie denn so viel?«

»Nein, das ist eine freiwillige Arbeit. Vor zwei Wochen kam Komao Terauchi, mein Musterschüler, in mein Arbeitszimmer und lieh sich meinen Rilke aus. Jetzt versucht er ihn nachts zu entziffern. Einerseits freue ich mich ja über den Eifer, andererseits sehe ich es ungern. Schließlich verdient sich der Junge noch nebenbei sein Geld durch Botengänge. Wann soll er seinen Schlaf haben?«

Um die Befürchtungen des deutschen Lehrers für die

Gesundheit seiner Schüler zu verstehen, muß man wissen, daß fast jeder zweite japanische Student eine Brille trägt, und daß sehr viele Studenten lungenkrank sind. Interessant sind in dieser Hinsicht die Statistiken des Wehrbezirkes Tokio. Von der Gesamtzahl der Gemusterten konnte nur ein Drittel für tauglich befunden und eingezogen werden.

Ich sprach darüber mit japanischen Lehrern. Da war der alte wohlwollende Herr mit der großen schwarzen Hornbrille.

»Die japanischen Schulen sind die besten der Welt!« erklärte er mir stolz. »Sie verbinden die Vorzüge sämtlicher Schulsysteme der Erde!«

Aber als das Gespräch auf die Gesundheit der Schüler kam, mußte auch er zugeben, daß man viel versäumte. Die führenden Männer im staatlichen und wirtschaftlichen Leben, die sich häufig genug als »selfmademen« aus den einfachsten Kreisen heraufarbeiteten, mußten dies häufig mit ihrer Gesundheit bezahlen. Aber jetzt soll das anders werden.

Ein Führer der Pfadfinderbewegung des Grafen Hutara, die sich übrigens ganz besonders für die deutsch-japanische Freundschaft einsetzt, sagte mir darüber dies: »Wir sind der Hitler-Jugend sehr dankbar, daß sie uns eine Abordnung herüberschickte. Die großen, starken Kerle haben vielen Japanern erst die Augen geöffnet. Man schaute zu ihnen wie zu einem Vorbild auf. ‚Schaut sie an‘, rief General Araki, der große Deutschenfreund, ‚keiner trägt eine Brille!‘ Spört und Jugendbewegung in Japan erhielten einen mächtigen Auftrieb durch sie.«

Deutschland dankt Baldur von Schirach hier auch in außenpolitischer Hinsicht viel. »Stark wie ein Hitlerjunge!« ist in Japan sprichwörtlich, wie die Hitler-Jugend überhaupt zum Inbegriff des Neuen Deutschland wurde. Es ist ein Reklameschlagwort von Schokolade- und Nahrungsmittel-

firmen, daß man bei fleißigem Genuß ihrer Erzeugnisse »stark wie ein Hitlerjunge« wird.

Groß und stark zu werden, ist der Traum des gesamten japanischen Volkes. Den Sprung von der Strohmatte zur Schulbank haben die japanischen Jungen mit Erfolg getan. Selbst im kleinsten Gebirgsdorf ist eine europäisch eingerichtete Schule. Jugendverbände sollen jetzt für den zweiten Schritt sorgen, daß auf diesen Schulbänken auch große und starke Japaner sitzen.

»Jungzug Tokio« geht auf Fahrt

Wir wurden immer lauter und zogen immer mehr Neugierige an. Bald stand der ganze Wagen voll Japaner, die uns und unsere Lieder hören wollten. Die HJ.-Lieder machten ihnen großen Eindruck und man hörte, wie der eine oder andere leise mitsummte.

Erst in Atami wurden wir am Bahnhof durch noch lautere »Banzai«-Rufe unterbrochen. »Banzai« ist der japanische Schlachtruf, der »Sieg Heil« und »Hurrah« in sich vereint und zu deutsch eigentlich »Auf zehntausend Jahre!« heißt. Der ganze Bahnhof stimmte das japanische Kriegslied an, einen mitreißenden Kampfgesang, dessen Takt durch Händeklatschen oder Fahنشwingen geschlagen wird. Es war ein hübsches Bild, wie Hunderte von solchen kleinen japanischen Fähnchen von den Angehörigen der eben ins Feld abfahrenden Soldaten hin und her geschwenkt wurden. Diesmal war ich es, der leise mitsummte. Allerdings kann ich nur die letzten Zeilen dieses Liedes wiedergeben:

»Vor uns leuchtet der Fuji,
ein schönes und heiliges Symbol,
ja, du bist Nippon, Nippon,
das Land der Götter!«

Ja, gerade heute leuchtete der Fuji wirklich vor uns. Riesig lag, oder besser gesagt, schwebte dieser pyramidenförmige Bergkegel über der Landschaft.

Ich sah ihn zum erstenmal, den »Heiligen Berg«, war es doch auch meine erste Fahrt heraus aus der engen Großstadt in das ländliche Japan. Aber es war weniger der schönen Landschaft wegen, daß ich mich so über diese Fahrt freute. Meine Hoffnung war, auf diese Weise Anschluß an die japanische Jugend zu finden.

»Geh doch mit der HJ. auf Fahrt!« riet mir Obergebietsführer Schulze, und ich zögerte keinen Augenblick. Meine Uniform war freilich zu Hause geblieben, da wir sie auf der Fahrt durch die Vereinigten Staaten nicht brauchen konnten. Aber Obergebietsführer Schulze sorgte dafür, daß mir der Sportwart der HJ. seine Uniform lich. War so zwar der »Jungzugführer« zu Hause geblieben, so war ich doch immerhin vorschriftsmäßig angetan, wenn auch der Südwester fehlte, den hier die Hitlerjungen zum Schutze vor der stechenden Sonne tragen.

Aber was macht das, wenn nur das ganze Herz dabei ist. Als wir in Gamagori ankamen und in Reih und Glied antraten, schlug es mir bis zum Halse, genau wie damals, als ich als Pimpf eintrat. Um uns herum war alles schwarz von Menschen, das heißt, »schwarz« ist hier nicht der richtige Ausdruck. Die Einwohnerinnen von Gamagori hatten Kimonos angezogen. Die Frauenverbände waren in ihren grünen und weißen Kitteln aufmarschiert, die Jungen in ihren blauen Schüleruniformen. Stolz wehte über ihren Köpfen die Hakenkreuzfahne, die sie in der Schule zu unserem Empfang angefertigt hatten. Die Schülerkapelle ging voran, als wir ins Hotel abmarschierten.

Jawohl, wir sind im Hotel untergebracht. Zum Zelten ist es in Japan einfach zu feucht. Aber wenn ich »Hotels

sage, darf man nicht an ein solches in europäischem Sinne denken, das seine Größe nach der Zahl seiner Betten bemißt. Unser Hotel war ein japanischer Gasthof und hatte als solcher überhaupt keine Betten.

Aber soweit sind wir noch nicht, daß wir unsere Unterkunft besichtigen können.

Da war zuerst der feierliche Empfang durch den Bürgermeister, der eine lange Rede hielt, deren Festlichkeit mangels Sprachkenntnis von mir allerdings nur an Tonfall und Miensenspiel festzustellen war. Dazu wurde, gewissermaßen um das lange Hocken auf den untergeschlagenen Beinen zu versüßen, Tee und Kuchen gereicht, sicher eine ebenso eigenartige Einleitung für ein Hitlerjugendlager wie die Bedienung durch unzählige, in seidene Kimonos gekleidete »Nesans«.

»Sich nicht zu sehr bedienen lassen!« war der erste Lagerbefehl, der allerdings bei der Aufdringlichkeit der Hilfsbereitschaft japanischer Dienstmädchen, die einen zu umschwärmen nicht aufhören wollen, nicht leicht zu befolgen war. Sie brachten zunächst die »Betten«. Im japanischen Hotel bestehen diese allerdings nur aus seidenen Steppdecken, die auf dem Mattenbelag des Fußbodens ausgebreitet werden. Dann kamen sie mit vom Hotel gestellten Kimonos und Pantoffeln an, die von uns in unserer Freizeit getragen, für Hitlerjungen eine einigermaßen eigenartige Bekleidung darstellten. Aber um nicht zu kränken, mußten wir sie anlegen.

So unvorschriftsmäßig der Rahmen unseres Lagers nun auch scheinen mag, so wenig tat er unserem strammen Dienst Abbruch. Früh um sechs Uhr Antreten zum Frühsport, Dauerlauf zum Tempel und zurück, Flaggenhissung mit Fahnenspruch, vom Landesjugendführer Werner Dietze gesprochen. Dann gab es Frühstück, vom BDM. zubereitet, zum Staunen des Hotelküchenpersonals, das seinen Gästen

Bohnensuppe, Reis und mit etwas Seetang garnierten rohen Fisch vorzusetzen gewöhnt ist. Uns schmeckte das Kommißbrot mit deutscher Wurst besser. Frisch gestärkt traten wir zu den Ordnungsübungen an, und ich muß sagen, ich staunte, wie tadellos alles klappte. Die Jungens hier sind dank der Arbeit ihres tüchtigen Landesjugendführers schon pfundig beieinander, und das fanden die zahllosen Zuschauer auch, die sich bereits eingefunden hatten.

Der übrige tagesplanmäßige Dienstbetrieb fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Mit Motorbooten fuhren wir auf eine malerisch in der Bucht gelegene Insel. Wären nicht die japanischen Kiefern gewesen, unter deren sturmzerfetzten Ästen wir übten, marschierten und sangen, so hätte ich mich daheim in Deutschland geglaubt.

Gerne wären wir überhaupt auf der Insel geblieben und hätten uns unserer Kameradschaft gefreut. Aber wir mußten zurück, um die japanische Bevölkerung nicht zu enttäuschen, die von »ihrer« Hitlerjugend etwas haben wollte, auf deren Besuch sie so stolz war. So fand der Tag seinen Abschluß durch einen Propagandamarsch durch den Ort.

Als wir nach ein paar Tagen Abschied feierten, ging der Bevölkerung der Abschied ebenso nahe wie uns. Noch einmal kamen alle auf dem großen Platz vor dem Bahnhof zusammen, voran die Schulen und japanischen Jugendverbände. Sie führten uns altjapanische Fest- und Kampfspiele vor. In Japan ist der Gedanke von Jugendorganisationen uralt. Schon in der Kamakuraperiode, also im 12. und 13. Jahrhundert, soll es derartige Jugendverbände in Japan gegeben haben. Heute ist die japanische Jugend in den verschiedensten Gruppen zusammengefaßt. Neben der Senendan, der eigentlichen Staatsjugend, die aber nur die Werk-tätigen umfaßt, gibt es noch Dutzende von Syonendan, von Schülerorganisationen. Die Verehrung für Kaiser und

Vaterland, vor allem aber die altüberlieferte Disziplin, ist ihnen allen gemeinsam.

Diese Verehrung ist einfach hinreißend, und die Wettkämpfe, die wir jetzt zu sehen bekamen, bewiesen eine uralte Überlieferung. In Reih und Glied, wie aus Stein gemeißelt, standen die Jungen vor uns: erst Verbeugen vor dem Gegner, ein paar zeremonielle Handlungen, dann Ruhe und Konzentration. Keine Wimper zuckte. Die Augen schienen nach innen gekehrt. Plötzlich, wie auf einen Schlag, wie Hieb und Stich, wildes Vorstürmen gegen den Gegner. Die eben noch ruhig gesammelten Gesichter in wilder Leidenschaft entflammt, eine Wucht und ein Feuer, als wäre der ganze Körper entflammt. Dabei ist jedoch jede einzelne Kampfhandlung überlegt und in bestimmten Spielregeln festgelegt. Ein Pfiff! Und alles erstarrt wieder in eiserner Ruhe, bis sich zum Abschluß beide Gegner gesammelt voneinander verbeugen.

Immer wieder Ruhe und Kampf, Sammlung und Gelöstheit, in wohlabgemessener Folge. Wir Hitlerjungen schauten wie gebannt. Es war ein unvergeßliches Schauspiel. Die letzte Abendsonne des Frühlingstages warf ihr rötliches Licht über den Platz. Vor den Häusern waren schon einige Lampions angezündet, die man hier bei Festlichkeiten vor die Tür hängt. Ein Pfiff! Wieder setzt eine neue Kampfrunde ein. Es ist, als fegte ein wilder Wirbelwind über den Platz. Unwillkürlich halten wir alle den Atem an.

Aber schon ist der Kampf wieder zu Ende, und wieder wandeln sich die Züge jedes einzelnen in diese ruhige, ernste Entschlossenheit, die dem Volk seine Kraft gibt. Jeder einzelne dieser Jungen ist für unsere Begriffe klein, aber keiner würde von sich sagen, daß er einen schwächtigen Körper habe. Jeder einzelne ist stark, weil der gesammelte Wille der Gesamtheit ihn stark macht. Man muß die japa-

nische Jugend in ihren Verbänden erlebt haben, um den Japaner verstehen zu können.

Unbeweglich steht ihre Reihe vor uns. Unbeweglich stehen wir Hitlerjungen ihnen gegenüber. Ihre Augen leuchten in unsere hinein, sie finden in unseren Augen das gleiche Feuer, das sie stark macht.

Es ist der 30. April, der Tag, an dem Japan seine Rekruten zur Fahne ruft. An uns vorbei fahren die Züge voller Soldaten, junge Rekruten auf der Fahrt in die Kasernen und geübte Soldaten auf dem Weg zur Front.

»Vor uns leuchtet der Fuji, ein schönes und heil'ges Symbol« tönt es durch die Luft. »Vorwärts, vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren!« singen wir, als wir zur Heimfahrt einsteigen, um mit der deutschen Kolonie in Nangoya den 1. Mai zu feiern.

Die Söhne der Samurai fahren zur Front

Wer die Japaner kennenlernen will, muß auf den Bahnsteig gehen. Dort ist das Volk unbefangen und frei, frei von der es in seinem altüberlieferten Heim stets umgebenden Etikette. Dort muß es sich dem Fremden ohne die Maske zeigen, die er ihm gegenüber anzunehmen pflegt. Bauern aus den entlegensten Bergtälern stehen da und gaffen das Stadtvolk an. Mütter rennen, mit ihren Kindern auf den Rücken geschnallt, über den Bahnsteig, während die Väter mit dem Gepäck hinterdreinkeuchen, womöglich auch noch ein Kind auf den Rücken gebunden. Junge Frauen in ihren schönsten Kimonos hocken auf dem Boden und warten auf ihre mit dem Zug ankommenden Männer. Als der Zug einfährt, übertönt das Klappern von Getas beinahe den Lärm der Maschine.

Ich bekomme keinen Platz am Fenster mehr. Auch die

1. Klasse ist voll besetzt, voll vor allem von Offizieren, die ihre Schaftstiefel und Samuraischwerter schön säuberlich neben sich gelegt haben, während ihre, der harten Ledertiefel ungewohnten Füße in den von der Eisenbahn gestellten Pantoffeln ausruhen. Behaglich zurückgelehnt, lesen die Krieger in billig gedruckten Broschüren altjapanische Ritterromane mit schreiend bunten Bildern. Ein höherer Offizier hat einen Schreibblock auf den Knien. Er schreibt und schreibt und sieht dazwischen immer wieder zum Fenster hinaus und sinnt. Er schreibt ein Gedicht, wie er mir stolz erzählt.

In der dritten Klasse sitzen die Menschen Kopf an Kopf. Wer auf dem schmalen Bänkchen keinen Platz mehr hat, hockt auf seinem Gepäck im Mittelgang. Ringsum krabbelt es von Kindern. Überall sind Kinder, alles beherrschend stürmen sie Lehnen und Bänke im wilden Kriegsspiel, stolz und begeistert von ihren Eltern bewundert. Bald werden die Kinder ihre hölzernen Schwerter mit stählernen vertauschen. Dann werden sie auch in der zweiten oder ersten Klasse fahren, wie alle Soldaten, die lebenden und die toten.

Dort oben auf dem Gepäcknetz liegen vier Aschenurnen und daneben schwarzumrahmt die Photos derer, die fürs Vaterland fielen. Vier alte Herren, vier Väter, halten die Totenwacht, hier im vollen Eisenbahnwagen. Wie vier Raben hocken sie da in ihren schwarzen, nur mit dem Familienwappen geschmückten Seidenkimonos mit den flügelweiten Ärmeln. Unbeweglich sehen sie vor sich hin, stundenlang, ihr tiefes Sinnen nur ab und zu unterbrechend, wenn einer oder der andere aus dem weiten Ärmel ein flaches Holzkästchen hervorzieht, um sich daraus mit einem getrockneten und kleingehackten Tintenfisch und etwas Reis zu stärken.

An jeder Station müssen die vier aus dem Wagen heraus und auf den Bahnsteig steigen, um Ehrungen entgegen-

zunehmen. Von meinem Sitz aus kann ich gut beobachten, wenn sie grüßend aus der Tür treten. Nach ein paar kurzen, straffen Schritten bleiben sie wie versteinert stehen, als sähen sie nur die Toten und nicht die Lebenden, als wären all die Menschen, die zur Ehrung ihrer toten Söhne auf den Bahnhof gekommen sind und sich jetzt in Ehrfurcht tief verneigen, nur Luft. In Mitaziri war es nur eine kleine Gruppe von Offizieren und zehn oder zwölf Vertreterinnen des vaterländischen Frauenvereins, die sich auf dem Bahnsteig zusammengefunden hatten, um die Gefallenen zu ehren. Es kommen ja so viele Tausende von Toten an Mitaziri vorbei, die in Urnen nach Tokio getragen werden.

Aber so viele es auch sind, überall werden sie mit denselben feierlichen Verbeugungen begrüßt. Immer ist es ein ernstes, eindringliches Bild, wenn sich die Männer und Frauen, Greise, Mütter und Kinder inmitten des größten Bahnhofverkehrs und Getöses still vor den fürs Vaterland Gefallenen verneigen, die Hände auf die Knie haltend.

Eben fährt unter Gesang und Jubelgeschrei ein Truppentransport vorbei. Die Frauen winken, und die Männer rufen jubelnd dem entschwindenden Zug nach. Und jetzt werde ich erst auf die Menschenmenge auf dem anderen Bahnsteig aufmerksam. Weiß Gott, ganz Mitaziri scheint auf den Beinen zu sein. Sämtliche vaterländische Frauenorganisationen stehen in Reih und Glied da, gewiß ein paar hundert Frauen und alle in der Uniform ihrer Organisation, in weißen Ärmelschürzen über den Kimonos und einer Binde mit Inschrift quer über die Brust. Auch die Männer des Ortes haben ihre Arbeit stehenlassen, um die ausziehenden Truppen zu begrüßen. Teils stehen sie wartend in kleinen Gruppen, teils sind auch sie in Reih und Glied angetreten, mit einem Bannerträger an der Spitze. In schwungvollen japa-

nischen Lettern lese ich: »Es lebe das kaiserliche Heer!« auf einem Transparent.

Kommt eine Truppe durch, dann kommt die Bevölkerung auf dem Bahnsteig zusammen, um sie zu feiern. Der gemeinsame Marsch des Dorfes zum Bahnhof ist wie eine Art Kirchgang des Kaiserkultes. Wer nicht aus Überzeugung geht, geht aber auch zum Bahnhof, weil eben alle gehen. Die Leute von Mitaziri müssen wohl oft zum Bahnhof laufen; denn hier kommen viele Truppen durch. Ja, eigentlich kommen fast alle Soldaten, die in den Krieg nach China ziehen, an Mitaziri vorbei.

Eine alte Bäuerin, die nicht mitwinkte, als die Soldaten vorbeikamen, und mir schon deswegen aufgefallen war, kam mir entgegen, als ich auf den Bahnsteig herunterstieg, und flüsterte mir etwas ins Ohr. Sie tritt einen Schritt zurück, um mich besser anbrüllen zu können.

»Ich kann kein Japanisch!« schreie ich zurück.

Da tritt die Alte noch einmal an mich heran und murmelt, auf den Jungen auf ihrem Rücken zeigend.

Ich zucke die Achseln, bis die Greisin verschwindet, ohne sich zu verbeugen. Meine Augen folgen ihr verwundert. Aber bald ist sie in der Menge verschwunden. Die Masse von Menschen schwillt immer mehr an. Fahrplanmäßig auf die Minute, wie die japanischen Züge alle, fährt der Zug von Yamaguchi ein.

Als ich sehe, wie auch aus diesem Zug die Menschen herausquellen, muß ich an die vier Gefallenen denken, deren Urnen oben im Gepäcknetz unseres Wagens stehen. Was sind vier Menschenleben vor diesen Millionen? Die Menschenmassen Japans sind etwas fast Erschreckendes. Alle Straßen quellen über von Menschen. An den Berghängen, selbst zwischen den Felsen, reiht sich Haus an Haus.

Trotzdem ist die Übervölkerung Japans ein veraltetes und

hinfällig gewordenes Schlagwort. Japan ist zwar übervölkert, aber seit drei Jahren ist die Geburtenzahl in raschem Rückgang. Die Geburtenzahl des Jahres 1939 ist nur mehr ein Bruchteil der des Jahres 1938! Nippons Geburtenziffer geht zurück, und dies in einer Zeit, in der China täglich neue Opfer fordert.

Still steht das Komitee des Dorfes Mitaziri um den Wagen, der die Urnen der vier in China Gefallenen nach Tokio bringt. Neben mir höre ich wieder die Stimme der Greisin von vorhin. Diesmal spricht sie mit einem Japaner, der sie versteht. Leider kann ich nur ein paar Worte japanisch, höre aber doch: »Vater!« Ich beginne zu verstehen, der Vater des Jungen auf dem Rücken . . . und horche auf, aber ehe ich noch ein Wort aufgreifen kann, braust eine neue Woge von Jubel auf. Ein neuer Truppentransport ist angekommen.

Wie eine weiße Welle flattern Hunderte von Papierfächern auf, die alle die aufgehende rote Sonne Japans zeigen. »Banzai, Banzai, Banzai!« »Zehntausende von Jahren — lebe das kaiserliche Heer! Hoch! Hoch!« Die Dorfkapelle spielt. Militärmusik. Das Lied vom Pazifischen Ozean ertönt. »Laßt uns fahren wohl über den Pazifik!« Alles winkt, Hunderte von bunten Kimonoärmeln, denen bunte Azaleen- und Pfirsichblüten aufgemalt sind, werden wie ein Blumenregen in die Höhe geschwungen. Jedes »Banzai« reißt alle Ärmel dreimal in die Luft. Dazwischen werfen Schüler ihre Mützen. Es herrscht eine Erregung, wie sie die Japaner nur selten zeigen.

Dankend winken die Soldaten aus den Fenstern für den letzten Gruß der Heimat. In Shimonoseki, in Korea und der Mandschurei werden zwar die vaterländischen Frauenvereine auch auf den Bahnhöfen stehen. Aber das ist der letzte Gruß der Heimat für die Scheidenden. In Shimonoseki

seki ist es dann schon Nacht, und hier, hier ist man noch näher zu Hause.

»Wir reiten, wir reiten wohl über den Kontinent!« stimmt einer an, und alle singen mit. »Und die Sonne geht auf am östlichen Himmel!«

Tatsächlich färbt sich ein roter Feuerball am Firmament. Doch bald wird er sinken. Die Dämmerung bricht herein. Beide Züge fahren zu gleicher Zeit ab. Lauter erhebt sich die Stimme der Soldaten: »Kibuyu odari Oyashima!« ... »Hoffnungen tanzen über dem Land der acht großen Inseln!« Viele Hoffnungen folgen ihnen.

Stumm sitzen die vier Väter unter ihren Urnen.

Noch einmal schaue ich zurück. Die alte Bäuerin mit dem Kind auf dem Rücken, dessen Vater im Felde fiel, steht inmitten geschwungener Fahnen.

Das Kind schreit, als stecke es am Spieß.

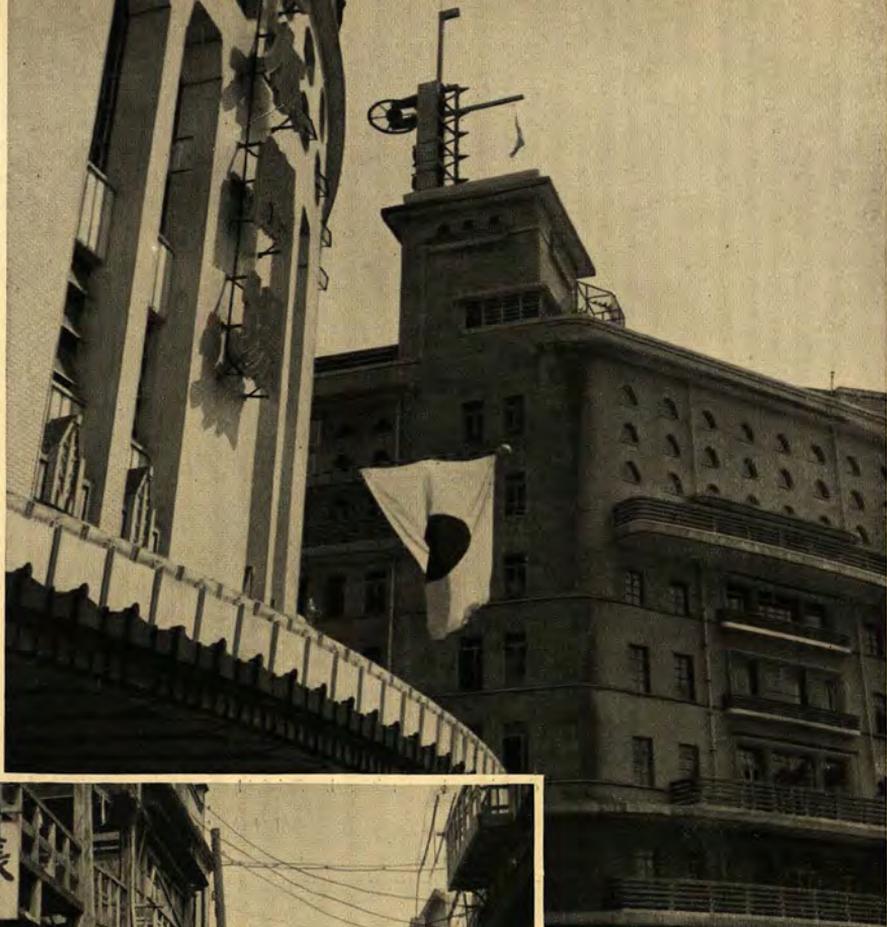
AUTOFAHRT DURCH JAPAN

In einer kleinen Stadt

Wir sind nun schon über zwei Monate in Tokio, zwei Monate sind sechzig Tage. 60 Tage Tokioter Alltag! Jeden Tag einen Spaziergang in die Stadt, einmal zu einem berühmten Tempel, dann wieder auf die Ginza, zur deutschen Bäckerei. Meiner Mutter zuliebe geht es noch zu Mitsukoshi, ihrem liebsten Aufenthalt in Ganz-Groß-Tokio. Was kann man da nicht alles kaufen! Im Erdgeschoß prima getrocknete Krabben – Kimonos im zweiten Stock gefällig? – Oder Ritterrüstungen? – Ach, Reisekoffer? – Bitte eine Treppe höher!

Oben im elften Stock ist eine Sonderschau »Japanische Geschichte in 200 Dioramen«. Angefangen natürlich mit Yimmu Tenno, der auf Befehl seiner göttlichen Urgroßmutter das japanische Reich gründete. Später ein düsteres Bild: China unter den Mongolen. Kublai Khan will Nippon erobern. Doch die Götter stehen der Yamato-Rasse bei. In Wind und Sturm sieht man die Japaner dem Feind entgegensegeln. Dann der Napoleon Japans, »Hideyosi«, will für sich nichts Geringeres als das Reich der Mitte. Mit 300000 Kriegerern sieht man ihn ins Feld ziehen, ein prächtiges Bild. Es folgt die Togugawa-Periode. Dann die glorreiche Meiji-Restauration, die Eroberung Port Arthurs, Tsingtaus, Mukdens, Jehols, Cantons und Hankaus. Zum Schluß noch ein buntes Diorama, das einen japanischen Luftangriff auf Chungking zeigt, und als allerletztes Bild die Verbrüderung der Chinesen, die die japanische Fahne schwenken, mit dem kaiserlichen Heer.

Vor der Treppe steht ein Globus, über dem unter den Klängen des »Kibuya Odari Oyashimal« – »Hoffnungen



Der moderne Japaner arbeitet im Zentrum Tokios in europäisch gebauten Geschäftshäusern ...



... und lebt in Vorstadtgassen ganz japanisch



Reklame für Industrieprodukte mitten im Reisfeld



Bei Regen in einem
japanischen Dorf



Meine Mahlzeit bei dem Festessen mit der Polizei (Eine »Geisha« mir gegenüber zeigt, wie ich es machen muß)



Ein japanischer Bauer bei der Arbeit am Schöpfrad

tanzen über Japan!« – die Sonne aufgeht, die ihre Strahlen immer weiter wirft.

Man geht die Treppe hinauf und gelangt zum Dachgarten. Kinder spielen vor einem kleinen Schintotempel, der hier hoch oben über den Dächern Tokios aufgestellt ist. Es wird Abend. Unten auf der Ginza werden kleine Buden aufgestellt, das Tokioter Nachtleben beginnt.

Wir müssen nach Hause zur »Nonomiya«, um unser letztes Abendessen in Tokio zu bereiten. Ich gehe durch die kleine Gasse, am Getaladen vorbei, um noch bei den Miharas ein paar Konserven und Mikans, die köstlichen japanischen Orangen, zu kaufen. Ich erzähle dem alten Mihara, daß wir nun fortgehen müssen, aber in ein paar Monaten wiederkommen werden. Der Alte ist gerührt, führt mich in sein Hinterzimmer und überreicht mir als Andenken ein kleines Paket. Lächelnd öffnet er es, um es mir zu zeigen. Es ist ein wattierter Ohrpinsel, dessen Gebrauch er mir gleich an sich selbst vorführt. »Ist es nicht angenehm?« Ob er es gleich an mir ausprobieren dürfe? »Nein, danke!« Mit meinen Konserven, meinen Mikans und meinem Ohrpinsel kehre ich in unsere Wohnung zurück. Ganz so gut wie am Anfang gefällt mir diese in ihrer übermodernen Sachlichkeit nicht mehr, und vor allem ist es hier sehr laut und der Blick über die Dächer Tokios recht trostlos. Ich kann wohl sagen, ich freue mich auf die Weiterreise.

Niemals hätten wir daran gedacht, nach Shikoku zu fahren, hätte uns nicht Herr Okanouye, der Redakteur der »Kotii Shimbun«, der einige Jahre seines Lebens in Berlin zugebracht hatte, darauf aufmerksam gemacht. Jemanden, der deutsch so gut sprechen und japanische Einrichtungen wie er erklären konnte, würden wir wohl nicht so bald wiederfinden. So hieß es: Auf nach Kotii! In zweieinhalb

Tagen waren wir mit unserem Wagen in Osaka, von wo wir uns nach der Insel einschifften.

Eine — wie ich glaubte — klare Vorstellung, wie es sein würde, hatte ich schon. Als ich ein paar Stunden vor unserer Ankunft an der Reling der »Urada Maru« lehnte, begannen sich im Licht des langsamen Sonnenaufgangs die Umrisse der Berge von Tosa allmählich von der Dunkelheit abzuheben; da wurde meine Vorstellung immer lebendiger. Ein kleines Städtchen würde es sein, ja, tief eingebettet in einem felsigen Tal, im kühlen Schatten ehrwürdiger Kiefern. Dort, zwischen der trutzigen Burg und den leicht geschwungenen Tempeldächern wird man die Teezeremonie kennenlernen, ganz im Geiste, in dem sie entstanden.

Nun war die Sonne schon ziemlich hoch; in wenigen Stunden würde mein Traumbild Wirklichkeit werden. Schon schnitt unser Schiff durch die schaumgekrönte Brandung, die dem weißsandigen Strand entgegentreibt.

Tatsächlich war der Strand von Kiefern umsäumt. Aber seltsamerweise wollten sie gar nicht so recht zur Landschaft passen. Hier hätten Kokospalmen stehen müssen, um das Bild einer Südseeinsel zu vervollständigen. Die azurblaue See, die klare Luft, die grotesken vulkanischen Kegel, all das habe ich schon einmal in der Südsee erlebt. Aber ist das nicht vielleicht überhaupt die nördlichste Insel der Südsee? Es sind auch südliche Menschen, die neben mir an der Reling lehnen.

Unser Dampfer ist in den langgestreckten Fjord von Kotii eingebogen. Vor uns liegt eine friedliche, von Felsen und Fischerdörfern eingerahmte Bucht. Mitten aus dem Wasser ragen malerisch ein paar moosbewachsene Felsen aus der spiegelglatten Wasserfläche. Die Bugwelle unseres Schiffes gischtet an den Felsen hoch und versetzt die kleinen Fischerkähne davor in starkes Schaukeln. Doch das schert die

Fischer wenig. Mit starken Schlägen rudern sie weiter auf die steil aus dem Wasser ragenden Steine zu. Jetzt stehen die Männer auf, wenden das Gesicht den Felsen zu und verbeugen sich, im schwankenden Kahn stehend, dreimal tief vor dem kleinen Torii, der den größten der drei Felsen krönt.

Hinter den bewaldeten Kuppen steigen schwere Rauchwolken auf. Langsam schieben sich die Hügel zurück. Ein unwahrscheinlich großes Industrierwerk taucht auf.

Kotii, der alte Daimyositz von Tosa, ist eine moderne Industriestadt, ein kleines Tokio, geworden. Auch hier eine kleine »Ginza«, durch die die Straßenbahn oder – wie man hier sagt – »Den sha«, vollbeladen rasselt. Auch hier »Mitsukoshi« mit denselben getrockneten oder geselchten Krabben und denselben historischen Dioramen. Nur die Abteilung für fremdsprachige Bücher fehlt. Dr. Eversmeyer, der deutsche Lehrer am hiesigen Koto-Gakko, und seine englischen Kollegen sind unter 100000 Japanern die einzigen Europäer.

Kotii ist wirklich eine rein japanische Stadt und typisch für die vielen, ja viel zu vielen »kleinen Großstädte« des dichtbesiedelten Inselreiches. Überall dieselben großen Schulen, der Schintoschrein und das Polizeipräsidium, das fast die Rolle eines Rathauses spielt. Das Geschäftsviertel ist nüchtern.

Unser Hotel liegt dicht neben der Hochschule, in der der Vortrag meines Vaters stattfinden soll. Es ist eine häßliche Straße. Mit den unregelmäßigen Häuserzeilen und den nüchternen Telegraphenstangen könnte sie beinahe im Außenbezirk irgendeiner amerikanischen Industriestadt liegen. Auch unsere Zimmer enttäuschen auf den ersten Blick. Da wir ja angemeldet sind und man es uns gemütlich machen will, hat man Betten aufgeschlagen. Die an sich hübschen japanischen Zimmer wirken dadurch merkwürdigerweise

plötzlich leer, die Betten mitten im Zimmer ungewöhnlich häßlich. Wir schliefen lieber, wie sonst überall im Inland, im »Futong«, der wattierten Schlafdecke, auf dem Boden, wenn man sich auch am Morgen etwas steif danach fühlt. Für unsere Kleidung hat man keine Vorsorge getroffen, da man augenscheinlich außer den Betten in der Eile keine europäischen Möbel herbeischaffen konnte. So bleibt uns nichts anderes übrig, als unsere Sachen auf dem Fußboden auszubreiten, was die Räume auch nicht gemütlicher macht.

Aber der Besuch auf Shikoku lohnte außerordentlich. Herr Okanouye führte uns in die Umgebung. Aus Kotii selbst sind wir bald draußen. Über holprige Wege geht es an Reisfeldern vorbei. Kanäle durchziehen das Land. Auf einem riesigen Schaufelrad tritt ein Bauer und schaufelt auf diese altertümliche Weise das Wasser in das Reisfeld hoch.

»Es sind reiche Bauern«, erklärt Herr Okanouye. »Viel besser gestellt als die im Norden! Hier auf Shikoku hat man zwei Ernten im Jahr!«

Tatsächlich gibt es hier große, mit elektrischem Licht ausgestattete Häuser. Haus und Garten spiegeln sich wie eine Insel in den bewässerten Feldern. Etwas weiter bildet eine große Fabrik ein ähnliches Eiland. Die hohen Schornsteine spiegeln sich im Wasser, und es sieht aus, als wäre die Fläche von schwarzen Strichen liniert. Knietief stehen Bäuerinnen in dem schlammigen Wasser und setzen zartgrüne Reispflänzchen. Im Kiefernhaun hinter den Reisfeldern besuchen wir eine Werkstatt, in der nach alter handwerklicher Tradition echtes Japanpapier mit der Hand geschöpft wird. Die mühselige Arbeit, die jeder einzelne Bogen bedeutet, und der Zeitaufwand, der nötig ist, um ihn herzustellen, läßt mich an Kanegafuchi denken, wo wenige Arbeiterinnen, die beinahe wie Schulkinder aussahen, riesige Säle mit modernsten Webstühlen bedienen.

Es wird halb fünf Uhr, bis wir aus der Papiermühle herauskommen, wir haben gerade noch Zeit, dem alten Korallenschnitzer einen Besuch abzustatten.

Als wir nach Hause kommen, hat meine »Nesan«, die Betreuerin, wie sie jedem Gast eines japanischen Gasthofes zur Verfügung steht, nicht nur all meine Sachen ausgepackt und fein säuberlich in einer Ecke des Zimmers geschichtet, sie ist gerade dabei, auch meine Schulhefte durchzusehen. Das geht mir doch zu weit! So schiebe ich sie sanft, aber energisch, zur Tür hinaus. Als ich mich umdrehe, steht sie auf der anderen Seite wieder da, einen blauweißen Kimono überm Arm, auf dem der Name unseres Hotels ein hübsches Muster bildet. »Ohuro-wa nanzi-ni Itasimasuka?« fragt sie mich. Natürlich bade ich gern gleich: »Stuto matu kudassai.«

Ein japanisches Bad ist eine herrliche Angelegenheit, die ich mir nicht entgehen lasse. Ein Bademeister nimmt mich in Empfang. Ich lehne ab. So japanisch bin ich noch nicht geworden, daß ich mich nicht vor dem Bad selbst abseifen kann. Mit einem dazu bereitgestellten gestielten Kübel schöpfe ich siedend heißes Wasser aus der Wanne und übergieße mich. Das ist die einzige Möglichkeit, den Körper allmählich an den Siedegrad des Badewassers zu gewöhnen. Dann eins, zwei, drei, hinein in den Kochtopf. Das japanische Badewasser ist rund 45 Grad heiß. Die Feuerung unter der Wanne sorgt dafür. Andererseits tröstet dieser Wärmegrad darüber hinweg, daß vor mir schon ein halbes Dutzend anderer Hotelgäste in demselben Wasser saßen. Lange bleibt ohnehin keiner drin. Aber diese Art des Badens ist unerhört erfrischend, zumal wenn man den krebsrot gesottene Körper danach mit kaltem Wasser übergießt. Unendlich erfrischt setze ich mich nach dem Bad im Hotelkimono in den Garten.

So häßlich das Hotel von der Straßenseite aus ist, so ent-

zückend ist es nach innen. Die meisten Hotelzimmer liegen dem Innenhof oder, besser gesagt, dem Innengarten zu. Die Schojis sind zurückgeschoben. Nach dem Bad genießt man die Stille des Gartens.

Neben dem Tor streckt eine Föhre ihre Zweige über das Fachwerk, krumm gebogen und verkrüppelt, als hätte sie sich Mühe gegeben, sich dem ihr angewiesenen Platze anzupassen. Ihre dunkelgrüne Krone neigt sich ein wenig, und ein langer knochiger Arm stützt sich, Halt suchend, auf die Steinlaterne, die sich in einem kleinen Teich spiegelt. In ihn mündet ein kleiner Bach, der den Garten durchfließt. Sein sanftes Rauschen mischt sich mit dem Plätschern, das aus dem Yu-dono, dem Badehaus, zu hören ist. Augenscheinlich erfreut sich jetzt ein anderer meines Badewassers.

Im Hotelzimmer, gleich hinter der Steinlaterne, liegt ein Maler über seiner Arbeit. Mit langen Strichen fährt sein Pinsel über die Fläche. Von Zeit zu Zeit richtet er sich auf, um das Geschaffene zu überprüfen. Dann federt er einen Augenblick in den Knien, steckt sich am danebenstehenden Hibatshi, dem Kohlenbecken, eine Zigarette an, wählt einen anderen Pinsel und fährt wieder mit langen Pinselstrichen über den Boden.

Ein feiner Regen beginnt den Garten zu netzen. Meine Nesan kommt von drüben über die Brücke, die über den Graben führt. Ein bunter Ölpapierschirm spannt sich über ihren Kopf. In schwarzen Schriftzeichen ist ein Spruch auf das blaue Ölpapier gedruckt. Ist es ein Gedicht, ihr Name, oder heißt es nur: »Kauft eure Schirme bei Mitsukoshi«?

Die Polizei ist an allem schuld

»Die Polizei ist an allem schuld!« heißt es in den Ausländerklubs von Kobe und Yokohama. Nein, man mag sie wirklich nicht, die blau uniformierten Polizisten mit den

langen Säbeln. Nicht, als ob sie grob wären. Schließlich ist kein Japaner unhöflich. Auch unaufmerksam und unzuverlässig ist das hiesige Auge des Gesetzes nie. Bei Gott nicht! Schon allein deswegen, weil es unverhältnismäßig wenig Verbrecher in Nippon zu beobachten gibt. Nein, zu genau ist die japanische Polizei und deswegen auch so unbeliebt bei den Fremden. Man mag sie nicht, weil sie so gründlich ist, weil sie alles weiß und doch immer noch mehr wissen will, weil jeder Koch, jede Amah und jeder Chauffeur ihr die längsten Berichte über seine Herrschaft machen muß. Endlich wundert man sich auch, warum man in Hafenstädten auch im eigenen Hause nicht photographieren darf. Am unangenehmsten aber empfinden die Fremden die ständigen Fragen und Fragebogen.

Aber an sich ist jeder, der sich über diese ewige Fragerei ärgert, selbst schuld daran. Der Weiße darf nicht warten, bis er gefragt wird. Er muß den Geheimpolizisten am Bratenrock erkennen, ihn wie eine zufällige Bekanntschaft begrüßen und sofort alles Wissenswerte von seinem Leben erzählen. Dabei empfiehlt es sich, langsam und deutlich zu sprechen, so daß der andere mitschreiben kann. Stellt dieser ein paar Fragen, so ist es am besten, genau und ausführlich zu antworten. Wartet man, bis nach Einzelheiten gefragt wird, so gilt man als verdächtig. Wir sind mit der Polizei immer glänzend ausgekommen!

Nur einmal konnte ich mit Recht sagen: »Die Polizei ist an allem schuld.« Sie war schuld daran, daß ich an dem Abend in Kotii mit Geishas zusammentraf.

Nun ist das eigentlich der Höhepunkt der Unhöflichkeit, wenn ich sage, die Polizei ist schuld, nachdem sie uns zu einem riesigen Festessen eingeladen hatte. Es war ja eigentlich mein Fehler; ich hätte wissen müssen, daß Geishas ein unentbehrlicher Bestandteil japanischer Festessen sind. Hät-

ten wir uns das klargemacht, wäre ich vielleicht zu Hause geblieben. Japanische Eltern nehmen zwar ihre Kinder stets in die Teehäuser mit. Schließlich heißt ja »Gei« – Kunst und »sha« – Person. Die Geishas sind also Künstlerinnen, und bei ihnen gilt es, Kunst und Sitte zu lernen. So sind diese »Künstlerinnen« mehr geschätzt als verrufen. Sonst hätte uns auch die Polizei sicher nicht zu ihnen eingeladen.

Der große Wagen der Polizei fuhr vor, in dem unser Gastgeber, der Polizeipräsident von Kotii, und Herr Okanouye saßen, der Schriftleiter des »Kotii Shimbun«, der keine Mühe scheute, uns seine Heimat zu zeigen.

Wir kommen durch enge Gassen, deren Laternen wie Maiglöckchen die Fahrbahn überspannen. Vorbei an kleinen Läden mit bunten Auslagen und hell erleuchteten Werkstätten dahinter. Gelegentlich sehen wir auch ein Kino mit blutrünstigen Plakaten, ehe wir in den Kiefernain unseres Restaurants gelangen.

Wir ziehen unsere Schuhe aus und bekommen Sandalen, mit denen wir über die glattpolierten Gänge ziehen. Hinter den dünnen Papiertüren zeichnen sich Silhouetten ab. Aus den mondformigen Fenstern dringt Gekicher und kreischender Gesang. Dann geht auch unsere Schiebetür auf. Wir müssen aus unseren Sandalen schlüpfen und betreten in Strümpfen die große, mit Strohmatten ausgelegte Halle. Die Wände sind mit Hakenkreuzen geschmückt, und unter den Fahnen stehen die Herren von der Stadtverwaltung. Die Wenigsten konnte ich wiedererkennen, obwohl ich sie schon im Rathaus gesehen hatte. Sie wirkten alle so viel vornehmer in den schweren braun-schwarzen Seidenkimonos.

Ich sitze auf einem kleinen viereckigen Kissen neben dem Schuldirektor. Soviel Japanisch verstehe ich schon, bilde ich mir ein, um zu begreifen, daß er zu mir in der Sprache der

Gleichgestellten spricht. Dann aber gehen wir auf Englisch über, das der Schuldirektor glänzend beherrscht. Ich hatte eine Reihe von Fragen. War ich doch am heutigen Nachmittag von den Pfadfindern zu einer gemeinsamen deutsch-japanischen Feier – bei der der deutsche Teil durch mich allein dargestellt wurde – im Hofe des Schintotempels eingeladen, und ich wollte gern wissen, was die Zeremonien bedeuten, denen ich mich zu unterziehen hatte.

Ein langgezogenes quäksendes Geräusch unterbricht die Unterhaltung. Auf der bühnenartigen Erhebung im Hintergrund des Raumes erscheinen sechs Mädchen in buntgestickten Kimonos. »Geishas!« erklärt mir der Schuldirektor mit schnalzender Zunge.

Die erstarrte Stellung, die die sechs Tänzerinnen zum Anfang einnehmen, löst sich langsam in Bewegung auf.

Angesichts ihrer Gewänder kommt mir das japanische Gedicht in den Sinn:

»Ein fallendes Blütenblatt
erhebt sich zu einem Zweig,
Ach, ein Schmetterling!«

Es muß wohl ein Schmetterlingstanz sein, den sie uns vorführen.

In jeder Hand einen Fächer, ahmen sie mit erstaunlicher Geschicklichkeit die Leichtigkeit eines Schmetterlings nach, was um so erstaunlicher ist, als ihre Schritte durch die Getas an den Füßen nach unseren Begriffen schwerfällig wirken. Wie Falter, die sich auf den Zweigen niederlassen, verharren sie oft sekundenlang steif in einer Stellung, also auch beim Tanz, die in Japan immer und überall wiederkehrende Folge von Sammlung und Gelöstheit.

Gebannt schaut zu meiner Linken ein japanischer Polizeioffizier zu. Und als die Geishas von der Bühne abtreten,

fixiert er noch gespannter die Schiebetür zu unserer Linken. Durch sie schreiten die Mädchen, nachdem sie ihre Fächer abgelegt haben. Im Gänsemarsch defilieren sie an den in langer Reihe hockenden Gästen vorbei, bis die erste den letzten Gast erreicht hat. Dann wenden sie sich nach links, und jede kniet vor einem Gast. Sichtlich zählt mein Nachbar, der Polizeioffizier, während der ganzen Parade ungeduldig, welche Geisha er erwischen würde. Eine kleine hat sich vor ihm niedergelassen, wie mir scheint, nicht ganz die, die er gern haben wollte. Trotzdem lächelt er verbindlich.

Betreten mustere ich mein Gegenüber und erkenne einen schweren Kimono und eine noch schwerere Frisur, dazwischen ein winziges gepinselttes Gesicht. Verstohlen schaue ich zu meinem Nachbarn hinüber und kopiere jede Bewegung, die er macht. Trinkt er ein Schälchen Sake, angewärmten Reiswein, trinke auch ich eines. Er spült das Schälchen in einem dafür aufgestellten Behälter mit warmem Wasser aus. Ich spüle meines und reiche es wie er meiner Dame zurück. »Banzai!« sage ich, wie ich ihr zu trinke. Es ist das japanische Wort für »Prosit« und gleichzeitig, wie ich umständlich feststelle, auch der Name meiner kleinen Geisha. Eigentlich ein überaus merkwürdiger Name, wenn man bedenkt, daß »Banzai« übertragen am besten mit »Sieg Heil«, wörtlich aber mit »Zehntausend Jahre« zu übersetzen ist. Dabei ist meine »Zehntausend Jahre« – knapp 16 Jahre alt.

Ein großartiger Witz, nicht wahr? Wir lachen lange darüber. Aber damit ist das Thema erschöpft, und wir sitzen uns lange Zeit schweigend gegenüber. Ich nippe Polypenfleisch aus einem Puppenschälchen von meinem Puppentischchen. Immer mehr Speisen werden aufgetragen: Fischsuppe, roher Fisch, eingesalzene, gelb aussehende Rettiche, Pflaumen in Salz eingelegt. Ich fingere mit den Stäbchen bald in diesem, bald in jenem Schälchen und

langweile mich. Banzai schaut zu, ohne zu essen, und langweilt sich offensichtlich ebenfalls. Schade, ehe sie kam, habe ich mich so gut mit dem Schuldirektor neben mir unterhalten. Jetzt unterhält er sich angeregt mit seiner Geisha, wie der Polizeioffizier zur Linken mit seiner. Ob sie, wie der Reiseführer verspricht, künstlerische Gespräche führen? Ob der Schuldirektor über Erziehungsfragen plaudert, der Polizeibeamte Berufsfragen mit seiner Dame bespricht? Auf jeden Fall lachen sie immer wieder hell auf.

Auch »Banzai« lächelt, warum, weiß ich nicht, vermutlich aus Höflichkeit. Ich meinerseits kann das Tablett vor mir nicht länger anstarren; die Polypen, die ich gern esse, sind alle. Reiswein mag ich keinen mehr. Nun suche ich den berühmten »Punkt im Gelände«. Wie ich den Kakemono mit der Mondlandschaft lange genug angestarrt habe, unterbricht meine angeregte Tätigkeit wieherndes Gelächter. Nachdem die Geisha meiner Mutter augenscheinlich auch in der Unterhaltung versagte, hat meine Mutter diese selbst in die Hand genommen.

Sind Ehefrauen und Mütter bei einem Geisha-Essen an sich schon etwas Außergewöhnliches, so fällt meine Mutter auch durch ihre Haltung aus dem Rahmen. Mir bleibt der Rest der letzten Meeralgae im Halse stecken, als ob es eine Fischgräte wäre, wie ich mich umdrehe. Meine Mutter thront – wenn es nicht meine Mutter wäre, würde ich sagen, gleich einem Buddha – auf einem herbeigeholten Go-Tischchen (wie man die hiesige Form des Schachspiels nennt), vor ihr stehen nicht ein, nein, zwei übereinander getürmte Tischchen, auf denen ihre Lackschälchen aufgebaut sind. Wie von einem Katheder herunter liest sie aus dem Sprachführer vor. Kunstvoll und geschickt setzt sie dabei alle Sätze zusammen, die etwas Anerkennendes über Japan enthalten. Der Beifall ist entsprechend.

Aber als Mutter jetzt das Buch der Geisha gegenüber reicht, und diese nun ihrerseits auf der deutschen Seite des Hilfsbuches ihre Rede zusammensetzen soll, packt blasser Neid alle anderen. Die bisher so steifen Dämchen lassen ihre Herren im Stich. Alle wollen den Sprachführer sehen. Eine reißt ihn der anderen aus der Hand, so daß keine zum richtigen Genuß der Lektüre kommt, bis es schließlich die erwischt, die sich bisher am meisten gelangweilt hat – Banzai!

Sie blättert lange im kleinen Büchlein. Auf der Suche nach einem passenden Ausspruch beginnt sie mit dem Abschnitt über die Jahreszeiten, geht über die Zahlen, die Hotelfachausdrücke und das Kapitel über »Einkäufe« zu den »Redewendungen allgemeiner Art« über. Ihr kleiner Finger läuft die Spalten herunter und bleibt bei einer Phrase stehen.

»Ich liebe Dich!« stößt sie zaghaft vor. Das ist zuviel der Höflichkeit! Im übrigen kann es nicht ernst gemeint sein. Sie schielt an mir vorbei, zu ihrem Ni-San, ihrem Herzensfreund, dem Polizeioffizier.

»Die Polizei ist an allem schuld!« denke ich, als ich weiter meinen Punkt im Gelände fixiere und Banzai ins Auge des Gesetzes blickt.

Mit der »Hidosya« durchs japanische Hinterland

Auch mein Vater gibt zu, daß er sich eine Autofahrt durch Japan leichter vorgestellt hatte. Wir waren zwar bereits in Amerika gewarnt worden.

»Sie nehmen am besten gleich Ochsen mit, die Sie aus dem Schlamm ziehen!« meinten die amerikanischen Freunde. Nun, das war das Wenigste. Unser starker Mercedes konnte auch die schlammigsten Straßen meistern. Schwieriger war es schon, daß er viel zu lang war und oft nur mit Mühe um die Spitzkurven herumkam, und mit dem Wenden stand es

auf den schmalen Straßen noch schlimmer. Hatten wir uns einmal verfahren, so mußten wir jedesmal noch viele Kilometer weiter, bis wir wieder einen Tempelhof fanden, in den herein wir die Kehre vollführen konnten. Und wie oft haben wir uns verfahren! Kein Wunder, konnten wir doch kein Straßenschild lesen und waren auf Gnade und Ungnade der Auskunft der befragten Bauern ausgeliefert. Als Leitmotiv hatten wir zwei Fragen:

Erstens: »Koko nato Imaska? — Wie heißt dieser Ort?« und zweitens: »Shimonoseki doko desuka? — Wo geht es nach Shimonosoki?«

Die Klugen beschränkten sich bei der Antwort auf ein Wort. Das konnte man allenfalls im Wörterbuch auffinden. Die meisten aber hielten sich für besonders hilfsbereit, wenn sie uns mit möglichst großem Wortschwall den Weg erklärten. In diesem Falle war die Auskunft natürlich völlig wertlos.

Eine Erholung war es demgegenüber, wenn wir in eine Gegend kamen, von der wir eine Karte besaßen. Natürlich darf man sich darunter keine DDAC-Karten vorstellen. Solche gibt es zwar auch in Japan, vom hiesigen Automobilklub herausgegeben. Sie sind ausgezeichnet. Allein ihr Besitz ist jedem Ausländer strengstens verboten. Man hat seit Kriegsbeginn sämtliche Karten von Japan aus dem Handel gezogen, und es war eine besondere Bevorzugung, wenn man uns dank der Empfehlung des großen Generalstabs ein paar, allerdings völlig veraltete Eisenbahnkarten gab. Als »Familien-Jugendführer« war das Studium dieser Karten meine Aufgabe. Lesen konnte ich sie natürlich nicht, da die Ortsnamen in den alten Schriftzeichen gehalten waren. Aber wenn ich brav mitzählte, durch wie viele Ortschaften wir gekommen waren, konnte ich ungefähr wissen, wo wir uns gerade auf der Karte befanden.

Sowohl an »Hinterführerdienst« als an Schulunterricht war natürlich dabei nicht zu denken. Ich mußte ja auch immer aufpassen, ob wir uns in der Nähe der Bahnlinie befanden, denn dann fuhren wir gewöhnlich richtig. Nur einmal vor Hirosima sollte ich mit meiner Theorie schwer reinfliegen. Wohl ging unsere Straße der Bahn entlang. Aber es handelte sich nicht, wie ich gemeint hatte, um die Hauptlinie, sondern um eine Stichbahn ins Innere. Mindestens 50 Kilometer verloren wir dadurch.

Mein Vater hielt mir eine lange Moralpredigt: »Wir dürfen uns auf keinen Fall heute noch einmal verfahren. Was machen wir, wenn wir heute nicht mehr nach Shimonoseki kommen?« So war ich mir meiner Verantwortung voll bewußt, als wir hinter Ogori an einer Straßenkreuzung standen. Wir trauten unseren Augen nicht. Vor uns lag eine richtig asphaltierte Straße, ein Anblick, der uns schon seit vier Tagen nicht mehr vergönnt war. Obwohl sie nicht in unserer alten Karte eingetragen war, bogen wir auf sie ein. Eine asphaltierte Straße! Die kann nur nach Shimonoseki führen! Ohne einen Blick auf die Karte zu werfen, fuhren wir eine halbe Stunde, bis wir nach Ube kamen. Unerwartet tauchte die Stadt, gespenstisch vom Abendlicht übergossen, mit ihren riesigen Hochöfen und Schloten aus den Reisfeldern auf.

Wir wußten jedoch den schönen Anblick teuer bezahlen. Ube liegt auf einer Halbinsel, weit draußen im Inlandsee, und wir brauchten Stunden, bis wir bei Asa auf kleinen Feldwegen die sogenannte Hauptstraße wieder erreichten. So wurde es Nacht, bis wir nach Shimonoseki kamen. Am Stadteingang stand der unvermeidliche Polizist. Er verlangte unsere Visitenkarte und ließ uns weiterfahren, während er telefonierte. Anscheinend alarmierte er ein Rudel von Detektiven — ach nein, es waren Journalisten, die uns

beim Eingang des Sanjo-Hotels überfielen. Es mußten gut angeschriebene Leute sein. Welche gewöhnliche Sterbliche hätten sonst hier in Shimonoseki, mitten in der befestigten Zone, so viele Blitzlichtaufnahmen machen dürfen!

Zu einem längeren Interview war jetzt um 11 Uhr nachts keine Zeit mehr. Allein als findige Journalisten brauchten sie das gar nicht. Auch so erschien am nächsten Morgen ein langer Leitartikel über die Deutschen, die mit dem Auto, der Hidosya, durchs Hinterland gekommen waren.

Außer dem großen Bild füllte der phantasiebegabte Schriftleiter drei volle Spalten. Da wir den Bericht nicht lesen konnten, hofften wir nur, daß er sich das Material nicht durch einen Korrespondenten in Onamiti beschafft hatte. Dieser hätte berichten können, daß eines Abends ein großer Wagen mit Hakenkreuzfahne im Städtchen erschien, bei jedem Passanten hielt und daß die Insassen nur die Worte »Sugi-Yama doko desuka?« herausriefen. Die Bevölkerung stand vor einem Rätsel. Was wollten die Fremden? Meinten sie das Wort Sugi-Yama, das Zedernhügel heißt, dann hätten sie die Bergstraße fahren müssen, oder dachten sie an den Eigennamen? Da es nun allein in Onamiti zwei Dutzend Sugi-Yamas gibt, wollte man sich nach dem Vornamen erkundigen, um zu erfahren, welche Familie gesucht würde. Allein die »nam ban«, die südlichen Barbaren, hüllten sich darüber in Schweigen. Erst der Stationsvorsteher des Onamiti Iki, des Bahnhofs, wußte Rat. Er wies die Fremden in das Haus gegenüber, worüber sie jedoch wenig begeistert schienen. Mißmutig stiegen sie die wacklige Treppe herauf, schafften eine Unmenge Gepäck treppauf und machten sich in der kleinen Wohnung breit. Die Hausbewohner trugen ihr Schicksal mit Fassung, halfen beim Gepäckausladen und räumten eines ihrer Zimmer. Als die Fremden jedoch noch auf ein zweites Zimmer Anspruch erhoben,

war es mit der Geduld der Sugi-Yamas zu Ende. Man holte den Studenten, der im Rufe stand, die englische Sprache zu beherrschen, und ließ die drei Ausländer durch ihn fragen, welche Obrigkeit sie hierherbefohlen, oder ob sie nicht etwa doch den Gasthof »Sugi-Yama« bevorzugten.

Ein Vertreter in Mitaziri dagegen hätte darüber schreiben können, daß sich die Deutschen so sehr für japanische Sitten interessierten, daß sie bei einem Techaus vorfuhren, in dem gerade eine Hochzeit stattfand. Selbstverständlich hieß die Brautmutter die unerwarteten Gäste herzlich willkommen. Zum Glück war gerade der Photograph da, der die Hochzeitsgesellschaft aufzunehmen hatte. Ob die Fremden auch aufs Bild wollten? — Aufs Bild? Aber nein. In leidlichem Englisch entwirrte der Photograph das Mißverständnis und brachte die Fremden in den Gasthof am Bahnhofplatz. Daß die Hochzeitsgesellschaft jedoch bei der Bevölkerung an Interesse verloren hatte, ist selbstverständlich. Nicht ehe das Licht in den Zimmern der Fremden gelöscht war, wurde der Bahnhofplatz von den Neugierigen geräumt.

Was von all dem in dem Leitartikel stand, weiß ich heute noch nicht. Daß er aufzählte, was wir tun wollten, merkten wir, als wir am Abend aufs Schiff gingen. Nicht nur der Gepäckmeister und die Kellner auf dem Schiff, sondern nahezu jeder einzelne Passagier war darüber im Bilde, daß die deutsche Familie im Begriffe war, durch Korea in die Mandschurei zu reisen.



Wir verirren uns in Nara in einem Tempelrain



Unser Mercedes-Benz findet überall staunendes Interesse



«Shimonoseki doko desuka?» fragte ich ihn nach dem Weg



Das Staatsratsgebäude von Hsinking in der Mandschurei



Am Tatum Tashieh stehen die großen japanischen Geschäftshäuser



Am Treffpunkt zweier Kontinente, in Harbin, sieht man durch einen japanischen Torii auf eine russische Kathedrale

MANDSCHUKUO MACHT SICH!

Am Anfang war die Sojabohne

Über Nacht hatte sich alles geändert. Unser Schnellzug eilte durch die weite Ebene der Mandschurei, während er gestern noch nur knapp die hohen Gebirgsketten erkeuchen konnte, um sich dann langsam durch Schluchten hinunter zu schlängeln. Heute ist es aber, als ob die Berge und Täler, die in Korea noch an das nahe Japan erinnern, zur Steppe eingestampft seien. Hier erinnert nichts mehr an die japanische Inselwelt, nicht die Menschen, die in ihren großen Strohütten und blauen Itchangs («Itchang» nennt man das enganliegende chinesische Gewand, das einen Stehkragen hat und bis zu den Knöcheln reicht) auf den Stationen hocken, noch die Dörfer mit ihren aus getrocknetem Lehm aufgeführten Häusern, am wenigsten aber das fruchtbare Land selbst.

Dieser Wechsel von einer Welt in eine andere kam plötzlich in der Nacht. Wir hätten vielleicht vor lauter Dunkelheit gar nichts davon gemerkt, wäre nicht in Antung Fürsorge getroffen, daß es keinem entgeht, daß er hier von einem Land in ein anderes tritt. Dort stürmt nämlich ein ganzes Bataillon von Zollbeamten den Zug. Alles wird durchsucht, und alle werden ausgefragt. Jäh aufgeweckt höre ich schon im Abteil nebenan die vielerlei Stimmen der eindringenden Zöllnerschar. Gerade wird ein Engländer ausgefragt: »Wohin fahren Sie?« Als er Tientsin zur Antwort gibt, heißt es: »Warum fahren Sie nach Tientsin?« — »Weil ich dort wohne!« — »Ja, und warum wohnen Sie in Tientsin?«

Mir riß der hohe Prüfer die Schulmappe auf und zerrte das Reißzeug heraus. »Wozu brauchen Sie ein Reißzeug?«

stellte er mich zur Rede. — »Weil ich Mathematik treibe!« — »Ja, und warum treiben Sie Mathematik?« — Ja, wahrhaftig, warum eigentlich? Japanisch wäre mir in diesem Augenblick nützlicher gewesen; denn die Verständigung war trotz lebhafter Bekräftigung der Worte durch Zeichensprache recht schwierig. Mein Vater war darauf vorbereitet und hatte sich schon in Tokio ein Schreiben von der mandschurischen Botschaft geben lassen. Auf dieser riesigen Urkunde war schön säuberlich in Schriftzeichen unser ganzer Lebenslauf, der Zweck unseres Besuches und die Empfehlung des Botschafters gepinselt. Lange, lange wurde dieses Schreiben von den Beamten geprüft, mit dem Erfolg, daß er nach Beendigung seiner Schriftstudien fragte, ob wir Amerikaner wären! Der Trugschluß, der davon herrührte, daß das Schreiben in Mandarin (chinesisch) und nicht in japanisch abgefaßt war, konnte mit Hilfe unserer Pässe leicht widerlegt werden, zuletzt jedoch mußte der von ihm zutage geförderte Inhalt unserer Koffer unsere Harmlosigkeit beweisen.

Diese übertriebene Vorsicht der Beamten kommt einem fast lächerlich vor. Jetzt jedoch, wo ich am Fenster des Zuges sitze und an mir Panzertürme, Blockhäuser und MG-Stellungen vorbeiflitzen, wundere ich mich nicht mehr. Überall entlang der Bahnlinien sind die Zeugen einer »Wild-Ost-Vergangenheit«. Jede Brücke ist befestigt, vor jedem Tunnel steht ein Panzerturm, jeder Bahnhof ist geschützt. Zur Zeit der mittelalterlichen Fehden kann es nicht viel anders gewesen sein. Jede Stadt ist mit Mauern umgeben, bei Einbruch der Dunkelheit werden die Stadttore geschlossen!

Nur Hsinking, die neue Hauptstadt Mandschukuos (Hsinking heißt »Neue Hauptstadt«) ist anders. Frei und offen liegt es da. Schon vom Zug aus sehe ich das Staatsrat-

gebäude, dessen schöne pyramidenförmige Kuppel gerade den Rahmen meines Fensters ausfüllt. Dieser Aufbau ist von dem Parlamentsgebäude in Tokio übernommen, dessen schräg abgestufte Linien von dem dahinterliegenden Huizi wiederholt werden. Aber während sich das japanische Parlamentsgebäude noch an griechische Formen halten zu müssen glaubt, bekennt man sich hier bereits wieder zur chinesischen Ornamentik, wie der Staatsrat des neuen autoritären Staates ja eben auch kein Parlament ist.

Hier ist der Mittelpunkt der Stadt. Von hier aus gehen strahlenförmig die großen breiten Alleen, die die Hauptverkehrsadern der geplanten Millionenstadt werden sollen. So ist es wenigstens auf dem Stadtplan vorgesehen, den ich unterwegs studiere. Augenblicklich plant man, mit dem Bau des Kaiserpalastes anzufangen, an den sich das Diplomatenviertel anschließt. Dort stehen mit einem weiten Blick über die Steppe die deutsche und die italienische Gesandtschaft, und im Hintergrund zeichnet sich die Silhouette des japanischen Kriegerdenkmals am Himmel ab. So gut wie alles andere ist dies bis jetzt nur Plan.

Und doch ist es mehr als Plan. Neben mir im Zug sitzt ein japanischer Beamter, der gleich mir den Stadtplan auf den Knien hält. Mit einem seltsam leuchtenden Blick sieht er über die freie Weite. Es ist derselbe Ausdruck in seinem Gesicht, wie ich ihn in den Zügen der Japaner sah, die Hsinkinger geworden sind. In ihrer Phantasie ist die Millionenstadt schon da. Erst im letzten Augenblick, als wir schon in die Bahnhofshalle einrollen, legt er den Plan beiseite, schlüpfte aus den nach japanischer Sitte von der Eisenbahnverwaltung gelieferten Pantoffeln und wirft sich in Schaftstiefel; denn draußen steht schon eine Menge Menschen, um ihn abzuholen. Sie tragen alle die Uniform des Eintrachtvereines, der auf Anregung der Regierung die

Einheit und Eintracht der verschiedenen Rassen Mandschukuos fördern soll und dem alle Beamten angehören.

Auch der patriotische Frauenbund ist angetreten, dessen Mitglieder unter gleichmäßig weißer Ärmelschürze teils den japanischen Kimono, teils den chinesischen Itchang tragen. Zwischen den japanischen Sonnenflaggen schwenken sie die mandschurische Fahne, orange mit rot-blau-weißen und schwarzen Streifen in der Gösch.

Überall stehen Japaner, die sich mit tiefen Verbeugungen begrüßen. Die Chinesen drängen mit ihrem Gepäck dem Ausgang zu. Vor dem Bahnhof teilt sich die Menge gleichmäßig nach beiden Seiten, nach links preßt sich der Strom in die engen Gassen des ehemaligen Changshun, was zu deutsch »langer Frühling« heißt; auf der breiten Hauptstraße nach rechts dagegen verlieren sich die Menschen in der »Neuen Hauptstadt«. Dort am »Tatung tachieh« liegen die großen Waren- und Geschäftshäuser, die meist noch nicht ganz fertig sind, und dazwischen der Schinteschrein, durch dessen großes hölzernes Torii gerade eine japanische Schulklasse marschiert. Sie kommen aus Tokio auf einem Schulflug zur Hauptstadt des Bundesgenossen.

Vor dem Haupttempel stellen sie sich auf und verbeugen sich tief, ganz langsam und ruhig. Die Chinesenjungen, die auf dem Sportplatz des Schreines, wie ihn alle modernen Schintotempel haben, beim eifrigen Spiel sind, lassen ihren Fußball liegen und schauen ihnen erschreckt zu. Dann löst sich die Klasse auf und steigt, in Vierergruppen eingeteilt, in Pferdedsroschken. Es ist ein merkwürdiges Bild, wie diese altertümlichen russischen Droschken, die meist einen chinesischen Kutscher haben, mit den japanischen Schulkindern in Matrosenkleidern auf den neuen Asphaltstraßen an den modernen Hochhäusern vorbeifahren. Die meisten fahren weiter, bis sie zu dem großen runden Platz kommen. Dort

stehen drei Gebäude, eines, die Bank, in griechischem, das Telegraphenbüro in amerikanischem und das Polizeipräsidium in chinesischem Stil. An sich würde ein solches Gemisch stören, indes hier nicht. Hier gilt eben nur die Weite, das Große und der Aufbau, nicht das Ornament.

Dieses Große und Weite der neuen Hauptstadt wie auch der Gegensatz von Formen und Stilen ist bezeichnend für das hier Werdende. Dieses jüngste Kaiserreich sucht die Gegensätze der Völker und Einflüsse zu überwinden und so seiner Hauptaufgabe in der Neuen Ordnung Asiens gerecht zu werden. Der ganze Staat ist nach Norden orientiert.

Auch wir folgen diesem Weg nach Norden und verlassen bald Hsinking in dem neuen Stromlinienzug »Asien«, der in Mandschukuo gebaut ist und eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 100 Kilometern hat. Wieder geht es durch weite Ebenen, an Ortschaften und ummauerten Städten vorbei, an deren Bahnhöfen hier starke Militärbedeckungen stehen. Überhaupt scheint es hier noch nicht so sicher zu sein wie in der Südmandschurei. Dafür spricht schon die starke militärische Bedeckung des Zuges. Sie ist in zwei Patrouillen mit je einem Maschinengewehr eingeteilt. Die eine Patrouille ist in der Mitte des Zuges stationiert, die andere geht mit geladenem Maschinengewehr im Zuge auf und ab. In gemessenem Abstand folge ich ihnen durch die dichtgefüllten Wagen der dritten Klasse (der Expreszug führt auch III. Klasse).

Die meisten Reisenden sind chinesische Bauernfamilien mit Kind und Kegel, deren Armseligkeit und Schmutz zu den modernen Einrichtungen des Stromlinienzuges in seltsamem Gegensatz steht. Auf der andern Seite der auf dem Gang aufgestapelten Bündel und Packen sitzen japanische Siedler mit ihren Frauen in buntgeblühten seidenen Kimonos. Es sind meist junge Leute, doch erkennt man an der

Schärfe ihres Gesichtes die Härte ihres Siedlerlebens. Unzählige Kinder spielen um sie herum. Einige der Jungen tragen Soldatenuniformen.

In der zweiten Klasse ist alles olivgrün, fast lauter Beamte auf der Fahrt zu ihren Posten. Dazwischen Soldaten in mehr ins Bräunliche gehenden Uniformen. Nur auf einer Bank sitzt ein fetter, chinesischer Kaufmann, dem gerade seine glattfrisierte kleine Frau, auf verkrüppelten Füßen daherwatschelnd, eine Kanne heißen Tee bringt.

Die erste Klasse ist im Augenblick entvölkert. Alles sitzt im Speisewagen. Hier trifft sich Ost und West. Russische und japanische Serviermädchen tragen europäisches und japanisches Essen auf. Zur Verblüffung der Kellnerin wähle ich japanisch, im Gegensatz zu dem jungen japanischen Beamten neben mir, der sich für europäisch entscheidet. Wir sitzen uns lange gegenüber und tauschen fragende Blicke aus. Erst nach einiger Zeit kommt er mit der Frage heraus, ob ich Deutscher sei. Daraus entwickelt sich eine angeregte Unterhaltung, da mein Gegenüber ein ausgezeichnetes Deutsch spricht. Als ich meinen glitschigen rohen Fisch vorsichtig mit meinen beiden Stäbchen in Sojatunke tauche, kommt das Gespräch unwillkürlich auf die Sojabohne.

Mit großem Wortschwall erklärt mein Gegenüber die verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten dieser so harmlos aussehenden Bohne. Angefangen mit allen möglichen chemischen Präparaten und Medizinen, über handgreiflichere Dinge wie die Seife, mit der ich mich eben gewaschen habe, den Nudeln, die sich inzwischen um meine Stäbchen winden und dem seidenen Schlips meines Gegenübers ist alles aus Sojabohne! Nachdem er mit seinem Vortrag fertig ist, wundere ich mich nur, warum man in Mandschukuo überhaupt noch etwas anderes anpflanzt, nachdem die Sojabohne alle Bedürfnisse zu decken scheint.

Vielleicht kommt es auch einmal darauf hinaus. Immer mehr Steppen, die ehemals als Weide dienten, wandeln sich in Sojabohnenfelder. Die Sojabohne legte den Grund zur Wirtschaftsblüte des jungen mandschurischen Staates. Man mag von Japan kommen, von China oder der Sowjetunion, sofort fällt einem auf, daß es in diesem glücklichen Staate alles gibt und daß alles verhältnismäßig billig ist.

Mandschukuo steht nicht am Ende, sondern immer noch am Anfang seiner Entwicklung. Aus all den weiten, leeren Steppen, durch die wir jetzt fahren, lassen sich weitere Sojabohnenfelder machen. Hinzu kommen noch die mineralischen Reichtümer, die in diesem Boden stecken. Einstweilen kann man darüber nur Vermutungen anstellen, aber nach den bisherigen Funden an Kohle, an Eisen, an Metallen, an Gold läßt sich heute schon sagen, daß wenige andere Länder ähnlich reich an Rohstoffen aller Art sind. Es läßt sich nur ahnen, welche Wirtschaftsentwicklung Mandschukuo noch bevorsteht.

Die Sojabohne ist nur der Anfang.

Harbin – Schmelztiegel der Rassen

Beim Eintreten in die Kirche springt mir das Licht von tausend leuchtenden goldenen Mosaiksteinchen entgegen. Erst beim Nähertreten löst sich die glitzernde Wand auf und zerfällt in ein Chaos wilder Formen und Figuren. Tolle Dämonen und Teufel entfernen sich immer weiter vom goldenen Hintergrund und wölben sich mir entgegen. Hier ist die ganze Hölle mit echt russischer Drastik dargestellt. Ungehemmt hat der Künstler auf der riesigen Fläche gewüthet, die Dämonen mit allen erdenklichen Entstellungen ausgestattet und die abenteuerlichsten Geschöpfe aus seiner Phantasie geformt.

Das heißt, gar so kühn braucht seine Phantasie gar nicht gewesen zu sein. Die alte Bettlerin zum Beispiel, die auf ihren blutig geschundenen Knien an mir vorbeirutscht, würde mit ihren eitrigen Wunden einen guten Dämon abgeben, nur das der Wotka-Geruch aus ihrem Munde im Mosaik nicht wiedergegeben werden könnte. Dutzende von Bettlern schleppen sich mit allen möglichen Scheußlichkeiten an mir vorbei.

Zögernd folge ich dem Zug des Jammers, doch als ich sein Ziel erkenne, werfe ich nur einen flüchtigen Blick auf das Bild, das sich bietet. Dort, am Ende des Kirchenschiffes, ist ein großes Kruzifix, umgeben von einem Haufen Bajonetten und sonstigen Kriegsgeräten, in ihrer Mitte ein überlebensgroßer Totenkopf, umringt von einem Schwarm Andächtiger. Männer und Frauen knien davor, ins Gebet vertieft. Im Dämmern des Kirchenschiffes erkenne ich einen hellblonden Schopf. Jetzt steht das Mädchen auf und drängt sich durch die Knienden. Es küßt den Totenkopf und verschwindet, Spuren eines blutroten Lippenstiftes auf den Knochen zurücklassend.

Irgendwie kommt mir das Gesicht des Mädchens bekannt vor. Aber ich habe keine Zeit, darüber nachzudenken, wo ich sie wohl schon gesehen haben könnte, denn meine Blicke werden von der langen Liste in roter Schrift aufgeführter Namen gefangen, die über dem Totenkopf angebracht ist, und die Jahreszahl — 1905 trägt.

Nachdenklich verlasse ich die Kirche, um durch die Stadt zu bummeln. Zum Mittagessen komme ich ins Yamatohotel zurück und setze mich an den Fenstertisch. Bald wird die bestellte Borschtsuppe von einem russischen Serviermädchen gebracht. Es ist groß und blond und überragt weit seine japanischen Kolleginnen, mit denen es zusammen Dienst tut, und denen es gleichgestellt ist. Das Gesicht

kommt mir bekannt vor. Ist es nicht das Mädchen, das den Totenkopf in der Sofiskaya küßte?

Wer weiß? Es mag die Tochter eines früheren Generals sein, der damals hier in demselben Raum frohe Feste feierte. Das Yamatohotel ist das ehemalige russische Offizierskasino. Nach dem Weltkrieg wurde der elegante, im klassizistischen Stil gehaltene Bau zum Verwaltungsgebäude der Ostchinesischen Bahn und damit zum Hauptquartier der Sowjets. Mit dem Verkauf der Bahn an Japan wurde das Haus von der Südmandschurischen Eisenbahnverwaltung übernommen und in ein Hotel umgestaltet.

In diesem Augenblick läuft eine Küchenschabe über den Eßtisch und droht, meinen Teller zu besteigen. So reinlich die Japaner auch sind, mit diesem aufdringlichen Viehzeug scheinen sie nicht fertig zu werden. Im übrigen muß man anerkennen, daß die Japaner in Harbin tüchtig Ordnung schufen.

Wie alle erzählen, war die Stadt am Sungari im Laufe ihrer vierzigjährigen, für diese kurze Zeitspanne überaus inhaltsreichen Geschichte mehr und mehr heruntergekommen. Mit großen Hoffnungen wurde sie mit dem Beginn des Baues der Ostchinesischen Bahn gegründet. Damals legte man die großartigen Straßenzüge an, pflanzte die Bäume an die Boulevards und baute all die Kirchen mit glänzenden Türmen und Kuppeln, die heute noch das Wahrzeichen dieses ehemaligen »Moskaus der Mandschurei« bilden.

In dieser kurzen Glücks- und Glanzzeit war es auch, daß die Russen die Chinesen zu ihren Feinden machten. Alles, was damals von seiten der Russen an Grausamkeiten begangen wurde, die 20000 Chinesen zum Beispiel, die man im Amur ertränkte, hat sich an den Russen bitter gerächt; so auch an der Stadt Harbin. Der erste schwere Schlag des

russisch-japanischen Krieges wurde noch verhältnismäßig gut überwunden. Weltkrieg und russische Revolution verdreifachten die Einwohnerzahl Harbins. Das war die Zeit, in der man Harbin das »Paris des Ostens« nannte, in der all die Tanzhallen, Kabaretts und Badehäuser gebaut wurden, die Zeit, in der der Rubel rollte. Das Paris des Ostens war zu einem wahren Babel geworden, in dem es hoch und chaotisch zuging. Dann aber kam der Rückschlag, als die Chinesen unter Tschang-Tso-Lin ihre Rache nahmen.

All das ist jetzt Vergangenheit. Inzwischen sind längst die Japaner eingezogen und haben Ordnung, Militär, Siedler und Schintoschreine mitgebracht. Direkt gegenüber der Sofiskaya führt ein großer Torii zu einem Schrein. Zwei Japanerinnen tragen in einem kleinen Bündel ein Neugeborenes vor die Stufen, die zum Tempel führen. Ein Priester tritt auf die Stufen. Er ist im weißen Ornat und trägt einen weißen Wedel in der Hand. Mit diesem fährt er weihend über das Neugeborene, und die Frauen entfernen sich in einer russischen Droschke. Gleichzeitig werden drüben in der Sofiskaya zwei russische Babys getauft und in der gleichen Stunde, in der dies geschieht, treten mindestens zwanzig chinesische Kinder ohne besondere Formalitäten ins Leben.

In diesen Zahlen liegt das Problem Harbins. Die Russen gründeten diese Stadt. Die Japaner übernahmen von ihnen die Herrschaft, aber die Masse der Bevölkerung bildeten und bilden unter dem einen wie dem anderen die Chinesen. Durch den Torii des japanischen Schreins blickt man auf die Kuppel der russischen Kirche. An beiden vorbei ziehen keuchend chinesische Kulis behaglich in ihren Rikschas zurückgelehnte chinesische Kaufherren, die von je hinter den Kulissen zum mindesten die Wirtschaft dieser Stadt bestimmten und wahrscheinlich auch in Zukunft leiten werden.

Die Burgen Buddhas

Seit Stunden und Tagen fahren wir über ödes Hochplateau, weiter und weiter. Baumloses Land, das Wind und Wetter zu seltsamen Formen zerklüftet haben. Die kahlen Berge sind von einer solch grandiosen grauen Größe, daß man beinahe traurig wird. Man spürt, daß es so und nicht anders bis Tibet weitergehen muß. So ist es auch nicht verwunderlich, daß der Lamaismus hier Fuß fassen konnte, für den China keine Verwendung hatte. Hier weht dieselbe Luft, hier leben dieselben Menschen, hier ist die gleiche Landschaft wie im Land um Lhasa.

Sicher war es sehr klug von den Mandschu-Kaisern, diesen Umstand zu nützen, um sich mit Hilfe der Autorität der Tibetaner die Ergebenheit der Mongolen zu sichern. So brachten sie Statuen, Bücher, Priester, ja selbst den heiligen Dalai Lama aus Tibet hierher. In diesem Sinne wurde auch die Potala gebaut, das genaue Abbild einer Klosterburg in Lhasa. Plötzlich stand sie vor uns, als wir in das Tal des Lao Ho einbogen. Wie ein mächtiger Felsklotz türmt sie sich auf dem kahlen Berghang. Mit ihren Hunderten von Fenstern macht sie einen ähnlichen Eindruck wie die Wolkenkratzerburg New Yorks, wenn man in den Hudson einbiegt.

Je näher wir über die holprigen Straßen kommen, desto unwirklicher und unwahrscheinlicher wirkt sie. Als wir vor dem verschlossenen Osttor stehen und von zwei mächtigen steinernen Löwen angelacht werden, wissen wir nicht, ob hinter diesen Toren wohl eine belebte Stadt liegen oder uns eine Prozession langbärtiger Priester entgegenkommen wird. Aber nein, nichts von all dem. Drei freche Lausbuben stürzen aus dem Tor und ergreifen unsere Apparate. Sie wollen mit aller Mühe ein paar Cent verdienen. Sie schleppen sie immer weiter, immer höher, vorbei an unzähligen ver-

fallenen Mauern und Pagoden. Ein leises Glockenspiel wird von den kleinen Glocken an den Pagodenecken durch die Luft getragen. Doch als wir beim großen emeraldgrünen Fayencetor ankommen, das einst die Grenze bildete, zu der die Gemeinen und Uneingeweihten noch gehen durften, ertönt plötzlich eine laute, starke, dunkle Glocke. Mir ist, als ob auf den Ruf der Glocke aus all den kleinen Häuschen Mönche heraustreten müßten. Doch keiner kommt. Wir können ungehindert unsere Kamera aufbauen und das Bild aufnehmen, das sich uns bietet.

Da liegt sie vor uns, fest in den Fels gemauert, die rotgoldene Hauptburg mit ihren großen abgeschrägten Mauern. Fensterreihe über Fensterreihe, doch alle Fenster sind zugemauert. Turmhoch überragt dieser Bau die vielen kleinen Nebengebäude, die rotgold und ockergelb durch die grünen Kiefern schimmern. Wie ich mich umdrehe, sehe ich die kleinen Tempeljungten einen gelbglacierten Ziegel von einer Mauer brechen und damit Fußball spielen.

So leid es uns tut, müssen wir doch das Spiel unterbrechen; denn es geht weiter über die Hunderte von Stufen, immer höher, von einer Terrasse zur anderen, immer auf eine weitere, höhere Tempelstufe, bis wir dann am Eingang des Hauptbaues stehen. Lange geht es erst durch einen dunklen Gang, der jedoch nicht mehr in einen düsteren Tempel führt, sondern in einen offenen großen Hof. Wir wollen weiter, bis hinauf auf die oberste Plattform des Hauptmassivs. Doch uns überrascht ein jähes Gewitter, und eilends ziehen wir uns mit unseren heiklen Apparaten in den dunklen Gang zurück.

Wieder höre ich einen dumpfen Klang. Diesmal ist es jedoch keine Glocke, sondern das Rinnen des Regenwassers von der obersten Mauer herab in große gewölbte Kupfergefäße.

Da endlich kommt langsam um die Ecke ein Mönch. Das heißt, mit seinem behäbigen mongolischen Bürgergesicht und dem kleinen schwarzen Schnurrbart sieht er eigentlich gar nicht wie ein Lama aus, und trüge er nicht das zwar völlig zerlumpte, aber vorschriftsmäßige Orangegewand, so würden wir ihn bestimmt nicht für einen solchen halten. Immerhin wird das fleckige Gewand von einem Gürtel mit herrlicher Jadeschnalle zusammengehalten. Schlau lächelnd bietet er uns ein paar Weihrauchkerzen zum Kauf an, und in dem düsteren, seltsam beruhigend wirkenden Tempel opfern wir dem Buddha, der so hoch thront, daß wir uns, um ihn sehen zu können, die Hälse ausrecken müssen.

Wie eine Stupa brennt die Flamme aus dem Kerzenbündel heraus und erhellt den dunklen Raum. Aufflackernd wirft sie einen Schein über Buddhas goldenes Gesicht, so daß es beinahe aussieht, als ob er lächelt. Oder ist es ein Strahl der Sonne, die jetzt gerade wieder die Gewitterwolken durchbricht? Ich steige auf der wackligen Leiter mit der Kamera hoch bis auf die Zinnen der Klosterburg. Und jetzt kommt die allergrößte Überraschung dieser geheimnisvollen Tempelanlage: die ungeheure, steile Burg ist gar keine Burg, sondern im Grunde genommen nur die Umwallung für einen tief unten liegenden Hof, der in seiner Mitte ein kleines Tempelchen umschließt. In reinem Gold leuchtet sein Dach gegen den Himmel.

Da poltert Fußgetrampel die Treppe herauf. Stimmen schallen, und aus der Tiefe steigt eine japanische Militärpatrouille. Sie deuten auf mein Abzeichen und fragen: »Hitlerjugend?« Als ich »Hai Hai« nickte, grüßen sie schneidig und stolz: »Heil Hitler!«, und der Gruß verklingt in dem geheimnisvollen Echo des Tempels.

BEIDERSEITS DER FRONT IN CHINA

Auf Japans Spuren nach China

Auch Jehol oder Chengteh, wie die Chinesen die Stadt nennen, die Stadt der Burgen Buddhas, hat ihren Schinteschrein. Er ist zwar winzig klein im Vergleich zu den gewaltigen Heiligtümern Buddhas oder den Hallen des Kungfutzte. Und dennoch ist es der wichtigste Tempel der Stadt; hier beten die neuen Herren des Landes. Manchmal sieht man sie hinaufsteigen, viele Treppen hoch, um sich oben auf der Höhe eines kahlen Berges vor den Göttern ihrer Heimat zu verbeugen. Gegen die aufgehende Sonne steht tiefschwarz die Silhouette des zierlichen Holzbaues, der sich aus den Tropen hierher in die kahle Bergwelt verirrt zu haben scheint.

Dieser Tempel ist zugleich der Sonnengöttin, dem Kaiser und den im Kampf um Jehol gefallenen Soldaten geweiht. Viele sind es freilich nicht gewesen, nur drei Tote und fünf Verwundete kostete der Feldzug des März 1933, in dem die erste der achtzehn Provinzen Chinas erobert wurde. Die motorisierten Truppen des japanischen Generals Kawahara kamen in dreiundeinhalb Tagen von Ch'aoyang nach Jehol, dreihundert Kilometer weit über unwegsames Gelände, eine einzigartige Leistung. Auch ich verbeuge mich vor diesem Schrein. Als ich mich umwende, liegt unten vor mir im Tal die Stadt Chengteh. Zu meiner Rechten liegt der Tempel der »durchdringenden Freude«, der erste der vier großen Heiligtümer der Kaiserstadt, links liegt der japanische Bahnhof, in dem bereits unser Zug steht.

Wir haben gerade noch Zeit, unser Gepäck in den Passagierwagen zu schaffen. Draußen auf dem Wagen eine dreisprachige Aufschrift: Chinesisch, japanisch und englisch. Das Schild Chengteh—Peking klingt fast wie ein Sakrileg.

Soll nun die Kaiserstadt, die bis vor kurzem zu den klassischen, aber nur schwer erreichbaren Schönheiten des chinesischen Reiches gehörte, ein Eisenbahnknotenpunkt werden, dasselbe Chengteh, das noch vor zehn Jahren von dem großen schwedischen Forscher Sven Hedin nur mit einer umständlichen Expedition aufgesucht werden konnte? Das war, wie gesagt, vor zehn Jahren. Und sechs Jahre ist es her, daß die Japaner kamen und Jehol sowohl mit dem mandschurischen wie mit dem chinesischen Eisenbahnnetz verbanden. Seit einem halben Jahr schon ist die große Arbeit der Bahnline nach Peking vollendet.

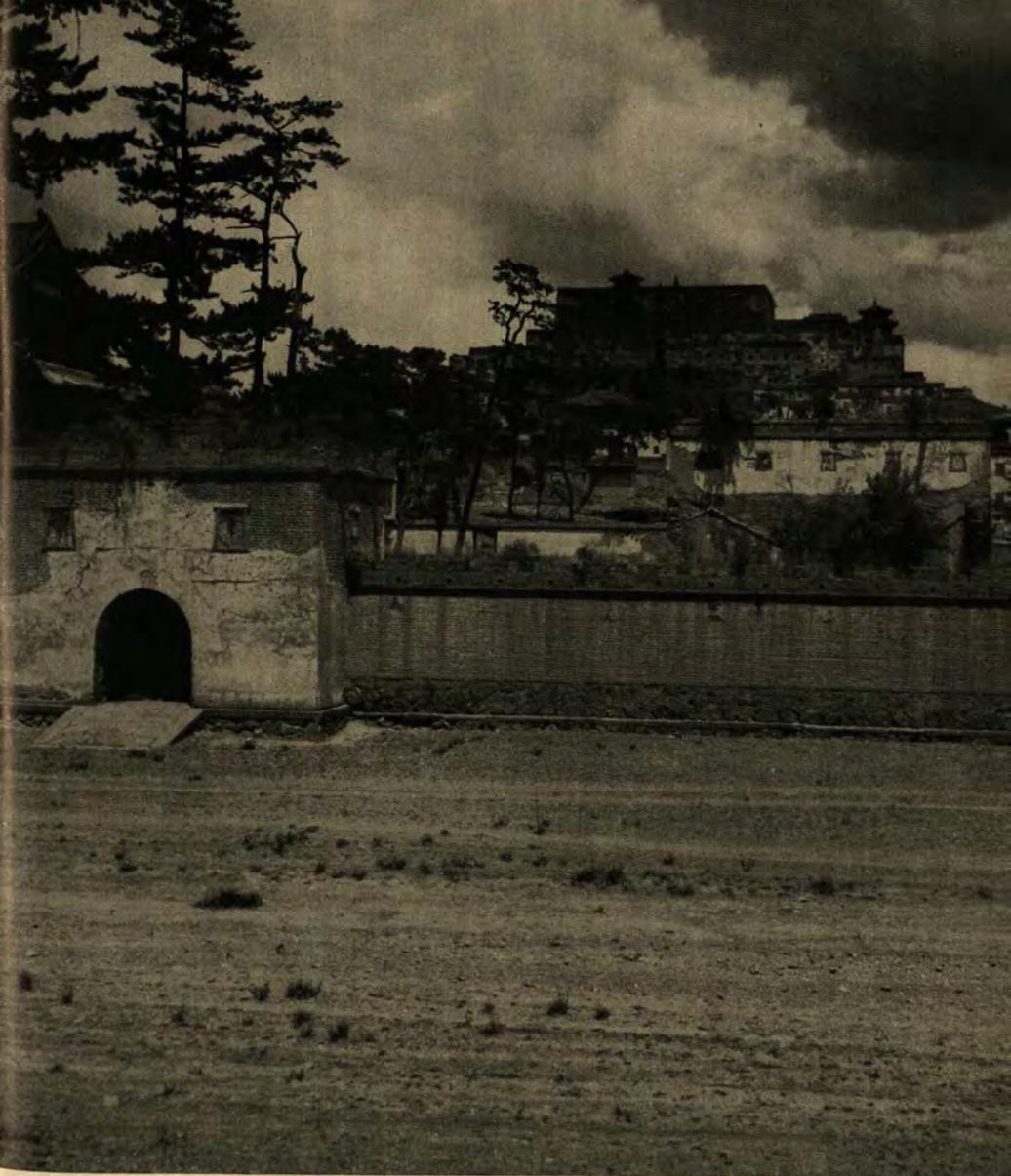
Ein unbändiger Stolz spricht aus den Augen des japanischen Beamten. Er sitzt mir gegenüber mit untergeschlagenen Beinen auf der grüngelsterten Bank. Einmal beugt er sich vor, als wolle er sagen: »Fein, was? Hier kann man bahnfahren wie zwischen Tokio und Osaka«. Wie zwischen Tokio und Osaka! denke ich mir und schaue auf die kahlen verkarsteten Berghänge, die unser Zug nur mühsam erkeucht. Stunde auf Stunde das gleiche Bild. Das Gelände wird immer schlechter. Je höher wir kommen, desto zerrissener und zerklüfteter werden die Berge. Jetzt taucht wieder für eine kurze Weile der Weg auf. Der Feldzug muß in diesem Gelände unsagbar schwer gewesen sein. Im Geist sehe ich die Tragtiere vor mir, wie sie den steilen Weg hinaufkeuchten, immer wieder ins Rutschen kommend.

Andere zogen vor ihnen den gleichen Weg. Es ist noch gar nicht zu lange her, als sie hier, im goldüberstieckten Katafalk, die sterblichen Reste des »Herrn der zehntausend Jahre« trugen, wie man den chinesischen Kaiser nannte, nachdem er in Jehol »den Drachen der langen Reise bestiegen«. Ihm voran reiste Yehonala, die Kaiserinwitwe. Obwohl sie sich eilte, um noch vor der Bahre in Peking zu sein, brauchte sie mehrere Tage.

Später tat sie noch einmal dieselbe Reise, aber diesmal benutzte sie für den letzten Teil die Bahn. Es wird berichtet, daß ihr die Unterbringung ihres Gepäcks in den Eisenbahnwagen besonderen Spaß gemacht habe. Da sie Truhen über Truhen mit Gold, Jade, Vasen, Brokat und Teppichen mit sich führte, muß ihr Gepäck noch um Etliches umfangreicher gewesen sein als unseres. Nachdenklich mustere ich unsere Koffer oben im Gepäcknetz. Das wird ein schönes Theater in Kupeikou, der Grenzstation, geben!

Dabei fällt mir ein, daß ich mich zuvor noch einmal stärken könnte; ich hole mir mein »Freßpaket« herunter und schäle einen Apfel. Ordentlicher Mensch, der ich bin, packe ich die Schalen ins Papier zurück und will das Paketchen zum Fenster hinauswerfen. Da fällt mir mein Gegenüber in die Arme, und die beiden Soldaten von der Plattform stürmen herein. Was ist los? Ein Überfall? Nein, im Gegenteil, man hätte mein Paketchen für eine Bombe halten können, und das Herauswerfen von Gegenständen, ja, sogar das Öffnen von Fenstern ist hier streng verboten.

Resigniert packe ich mein Paketchen denn in Gottes Namen in meine Schulmappe, in der es schon unordentlich genug aussieht. Mehr und mehr Schulbücher haben vor Dringenderem das Feld räumen müssen. Außer Toilettenbeutel, Sprachführer und Reservehemd ist es eigentlich nur noch Homer, der den Platz behauptet. In ihm, um ihn und zwischen ihm schwimmt es von Visitenkarten. Die sind in Japan und der Mandschurei das wichtigste Reiserequisit. Lernst du in Japan jemanden kennen – und als Ausländer wird man immer jemanden kennenlernen – so ist das erste, daß er dir seine Visitenkarte überreicht und du ihm die deine im Austausch gibst. Von meinen 100 Visitenkarten, die ich mir in Tokio drucken ließ – in japanischen Schriftzeichen natürlich – ist nur ein kleines Häuflein geblieben,

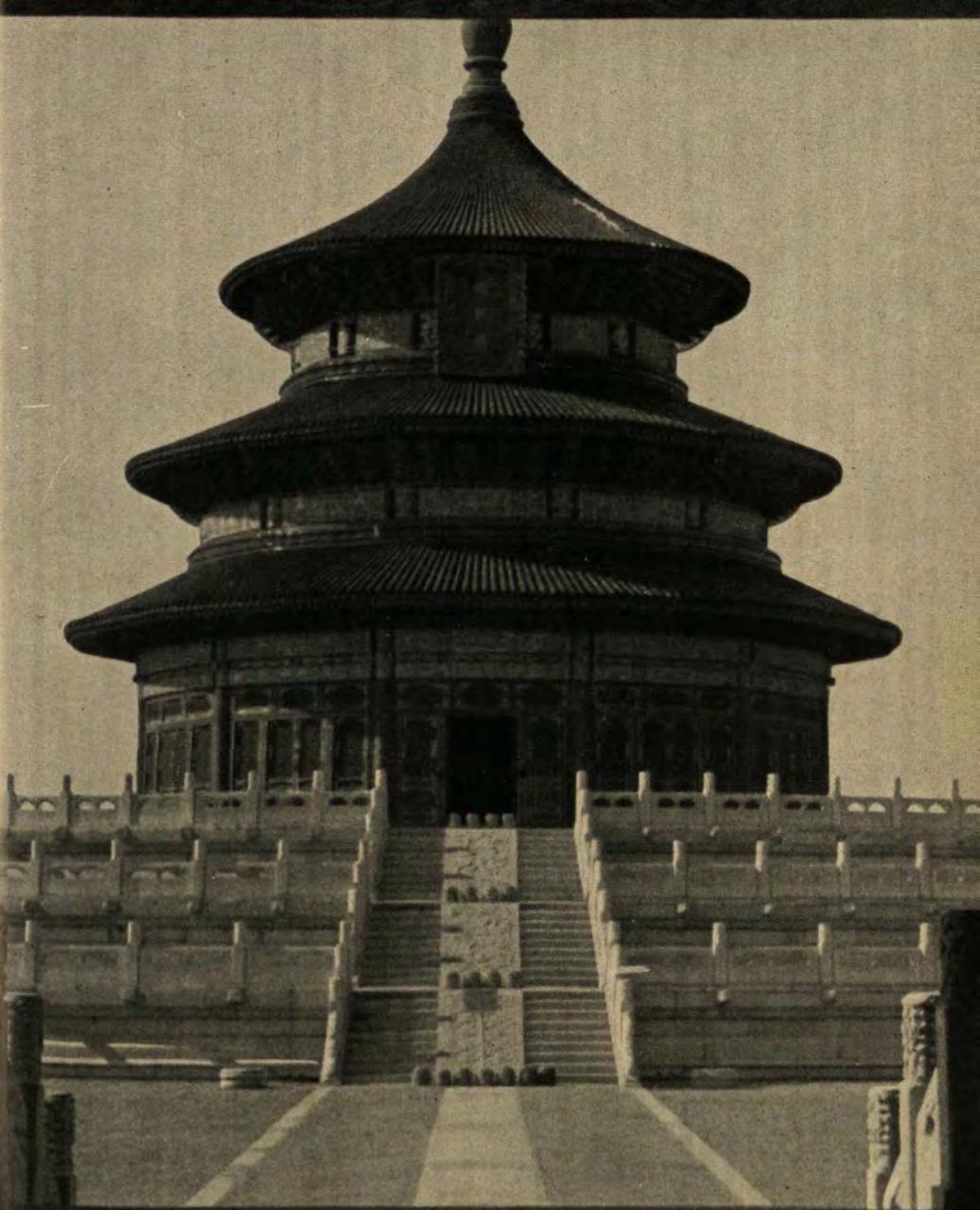


Die Potala von Jehol



Bis zu diesem Tor durften Uneingeweihte vordringen

Die Fenster der Lamapriesterezellen sind nach außen hin zugemauert



Der »Himmelstempel« der »Mittelpunkt der Welt«



Über lotusbedeckte Teiche geht es...

... zur Pai Hai, der Flaschenpagode

das sich fröhlich mit dem kriegsstarken Bataillon fremder Visitenkarten in meiner Schultasche mischt. Anführer der Schar ist die Visitenkarte eines hohen, sehr hohen japanischen Beamten, den ich mit meinem Vater besuchen durfte. Mit ihr sollte ich in Kupeikou ein peinliches Erlebnis haben.

Kupeikou ist die Grenzstation zwischen der Mandschurei und China. Dort läuft die große Mauer, dort sollte auch unsere Zollkontrolle sein. Eine Schar von Zöllnern stürmt denn auch unsern Wagen, als wir ankommen. Wie ich es gelernt habe, überreiche ich dem ersten und, wie mir scheint, wichtigsten der Herren unter tiefer Verbeugung meine »Name card«, wie man hier Visitenkarten nennt. Ich verbeuge mich dabei tief, wie es die Vorschrift erheischt, und mein Gegenüber geht genau so tief in Beugstellung, immer von unten schielend, wie lange ich es aushalten würde. Der Bedeutendere der beiden sich Treffenden hat das Recht, sich zuerst wieder aufzurichten.

»Can not be, can not be!« stammelt mein Tauschpartner, meine Visitenkarte in der Hand, als wir hochkommen. Wieso kann das nicht sein? Verlegen reicht er mir meine Namenskarte zurück. Wahrhaftig, das kann nicht sein! In der Aufregung habe ich ihm die Karte des hochgestellten Japaners überreicht!

Als dieses Mißverständnis aufgeklärt ist, unser Gepäck untersucht und auch sonst alle Formalitäten erledigt sind, denken wir, daß wir jetzt auf die Station hinaus und uns einen Blick auf die große Mauer gönnen können. Wir haben uns geirrt. Eine Schar von Beamten weiß einen derartigen Ausflug aus dem heißen Wagen zu verhindern, sei es nun, daß sie uns für verdächtig halten, sei es, daß sie uns einen unangenehmen Anblick draußen oder noch Schlimmeres ersparen wollen.

»Sie müssen entschuldigen, daß man hier nervös ist«,

flüstert uns ein junger Beamter zu, »gerade vor drei Tagen war die rote Armee wieder hier!«

Die rote Armee ist eine recht volltönende Bezeichnung für die kleinen irregulären Verbände der 8. chinesischen Armee, die sich hier, Tausende von Kilometern hinter der Front, immer noch behauptet. Immer wieder greifen sie die Bahnlinie an und überfallen die Dörfer.

Sieht man hinaus auf die zerklüfteten Kuppen, über die Einsamkeit dieses unwirtlichen Landes, so versteht man, daß hier immer eine »unsichere« Gegend war. Als Yehonala um die Jahrhundertwende hier durchkam, lauerten Überfall und politischer Mord zwischen den Kuppen. Sie reiste von einem Trupp treuer Bannerleute umgeben. Im Grunde genommen sind unsere Gardisten mit den aufgepflanzten Gewehren auf der Plattform unseres Wagens nichts anderes.

Sie haben im übrigen augenblicklich gerade ihren Posten verlassen. Draußen fährt ein Zug ein. Aus allen Fenstern winken Soldaten.

Die allgemeine Aufregung mache ich mir zunutze und trete ans Fenster. Da liegt die große Mauer, steil steigt sie bergauf, zieht sich dem Bergrücken entlang, um dann wieder stufenartig in eine neue Schlucht hinabzukriechen. Das ist also Wang-Li-Schan-Tsching, »Die große Mauer von 10000 li«. Es benimmt mir den Atem, als ich daran denke, daß mit ihrem Bau schon im dritten Jahrhundert vor der Zeitrechnung angefangen wurde und daß ihre Länge 2500 Kilometer beträgt. Meine Gedanken gehen mit der Mauer auf der einen Seite durch Kansu, quer durch das Huangho-Viereck in einem weiten Bogen bis zum Meer, auf der anderen Seite fast bis nach Tibet. An manchen Stellen ist die Mauer über 10 Meter hoch und so breit, daß die Bogenschützen in Reih und Glied auf ihr marschieren konnten. Wie Ebbe und Flut quoll, Jahrhunderte hindurch, das Reich

der Mitte über die Mauer in die Mongolei und in die Mandchurei, bis nach Korea, um dann wieder hinter sie zurück in das Gebiet zu ebbeln, das von jeher chinesisch war.

Lange spinnen meine Gedanken diesen Faden weiter. Ein jäher Ruck ruft mich wieder in die Wirklichkeit zurück. Der Zug hat den Bahnhof Kupeikou verlassen. Noch eine Weile ist die große Mauer zu sehen. Als meine Blicke den massiven Steinbau entlang gleiten, muß ich unwillkürlich an Chengteh denken, doch nicht an die hohen Mauern des Kaiserpalastes, nicht an die wuchtigen Burgen Buddhas, sondern an den leichten Holzbau des Schinto-Schreines.

Ich lerne die Sprache des »Volksstaates der blumigen Mitte«

Dieser Aufsatz ist in Bangkok geschrieben, da ich mich hier erst ernsthaft an das Erlernen des Chinesischen machte. Aber er gehört trotzdem hierher. Was ich an chinesischer Sprache und an chinesischer Schrift gelernt habe, lehrte mich nachträglich die nördliche Hauptstadt Peking verstehen, in der ich die ersten starken Eindrücke vom »Reiche der blumigen Mitte« empfang.

»Ich rate jedem ab, Chinesisch zu lernen! Die meisten geben es bald auf, und die wenigen, die durchhalten, werden darüber leicht verrückt!« Diese Worte des alten deutschen Kaufmanns klangen wenig ermutigend. Auch andere Leute rieten mir davon ab. Meine Mutter hätte sich eigentlich über mein Vorhaben freuen müssen, allein sie erinnerte mit Recht daran, daß beim Abitur Herodot wichtiger ist als Konfuzius. So wurde nichts aus meinem ursprünglichen Plan, noch vor dem Betreten Chinas mit dem Erlernen seiner Sprache zu beginnen.

Schon in Peking bedauerte ich es, als Taubstummer jedem

Pidgin-Englisch sprechenden Kuli ausgeliefert zu sein. Und in Chungking, in der chinesischen Kriegshauptstadt, mußte ich mich mit vielen interessanten Chinesen über das Wetter unterhalten, weil dies das Einzige war, was sie in ihrem englischen Sprachunterricht gelernt hatten.

Als wir bei Kriegsausbruch in Siam hängenblieben, kam ein Berichterstatter der chinesischen Zeitung, um sich zu erkundigen, womit wir die Zwischenzeit ausfüllen wollten. »Ich werde Chinesisch lernen!« erklärte ich dem Journalisten, und es war das billigste Inserat, was ich in der Zeitung hatte aufgeben können. Eine Unzahl chinesischer Lehrer bestürmte daraufhin unser Haus.

Ich hatte mir einen chinesischen Lehrer anders vorgestellt. Ich dachte an einen würdigen alten Herrn, in einem langen Itchang, der sich freuen würde, den Ausländer in die Kultur seines Landes einzuweißen. Statt dessen erschienen lauter junge Leute in weißen Leinenanzügen, übereifrig, sich etwas zu verdienen und dann mit dem Gelde etwas rascher der westlichen Zivilisation näherzukommen. Bei dem Überangebot von Lehrern war die Wahl eine Qual. Dabei siebten wir, ebenso wie vor Monaten auf der »Asama Maru«, keineswegs nach philologischen Gesichtspunkten.

Freunde hatten uns gewarnt und darauf hingewiesen, daß der beste Pädagoge nichts nütze, wenn er vielleicht politisch verdächtig sei und aus diesem Grunde den Unterricht vielleicht nicht lange fortsetzen könne. Schließlich wollten wir bei dem Volkstumskampf, der in Bangkok mit größter Erbitterung geführt wird, auch nicht die Gegner unseres Gastlandes unterstützen. Darum hielten wir erst eine nationalpolitische Prüfung ab. Wer sich gegen die siamesische Regierung aussprach, fiel durch. Herr Liu aber, der sich selbst stolz als Bürger Siams bezeichnete, wurde wegen dieser Äußerung mein chinesischer Lehrer.

Äußerlich sehr modern angetan, war seine Lehrmethode vorsintflutlich. Das war schon durch die Tatsache bedingt, daß Herr Liu nur wenige Worte Englisch sprach. Auf diese Weise kamen wir gar nicht in Versuchung, lange persönliche Gespräche zu führen, was die größte Gefahr bei chinesischen Lehrern sein soll, die mehr gefallen als unterrichten wollen. Im übrigen war Herr Liu sehr musikalisch, und ich habe den Verdacht, daß er im Zivilberuf Gesanglehrer war. So faßte er die erste, übrigens mit der chinesischen Nationalfahne verzierte Übung der Schulbibel meines Erachtens von der musikalischen Seite auf. Er las, oder besser gesagt, er sang die ersten Worte zart und modulierend vor.

»Chin, tien, pe, je, man, ti, hung! Nochmals bitte! Chin, tien, pe (scharf herausgestoßen), je, man, ti (nicht ganz so scharf), (jetzt aber zart) hung!«

Erst als ich den erhabenen Satz ungefähr ein dutzendmal aufgesagt hatte, durfte ich den Inhalt wissen. »Blauer Himmel, weiße Sonne, alle Erde rot!« Freilich konnte ich das erst nach einer längeren Fragerei ermitteln. Ein englisch-chinesisches oder deutsch-chinesisches Lehrbuch war ja in ganz Bangkok nicht zu beschaffen. Darum mußte mir Herr Liu, wenn ihm gerade das entsprechende englische Wort entfallen war, umständlich den gemeinten Gegenstand beschreiben, was oft zu Verwechslungen Anlaß gab.

Soweit ging alles schön und gut. Ich konnte sogar — nachdem ich sie fünfzigmal aufgesagt hatte — die Geschichte von Lau hu, dem alten Tiger, erzählen, der die unschuldigen Ochsen umbrachte. Auch heute noch hoffe ich, daß sich einmal ein Chinese findet, der sich für diese Geschichte interessiert. Wir lernten, wie gesagt, nach Kinderbibeln.

Aber es ging mir dabei wie dem Mann, der sich seine Hände wäscht und feststellt, daß sie immer schmutziger werden. Je mehr ich lernte, desto unsicherer fühlte ich mich,

besonders als mir mein Mentor ein verschlungenes Schriftzeichen zeigte und mir erklärte, daß dies »Pferd« heiße und wie »ma« ausgesprochen werde.

Am nächsten Tag stellte er mir ein ganz anderes Schriftzeichen vor und sang »ma« dazu. Dann zeichnete er eine Frau mit vielen kleinen Kindern auf das Blatt Papier, das wir zu diesem Zwecke vor uns liegen hatten. Ich suchte verzweifelt nach einer Eigenschaft, die dem Pferd mit der kinderreichen Mutter gemeinsam ist. Oder war letzteres eine Lehrerin? Diese Vermutung sah ich bestätigt, als er behauptete, »ma« hieße »to be angry«, also schelten. Aber wozu dann zwei, nein drei verschiedene Schriftzeichen? Das war entschieden zu verwirrend. Noch schlimmer war es mit dem Wort »schi«. Das heißt zweifellos »Stein«. Daß ein Stein mit einem Offizier und einer Armee in Beziehung gebracht werden kann, hielt ich nicht für unwahrscheinlich. Aber was hatte dieser Stein »Schi« mit der Dichtkunst, einer Generation und dem Wort Geschichte zu tun? Kein Zweifel, die beginnende Geistesverwirrung setzte ein.

Oder spielte Herr Liu ein böses Spiel und brachte mir seine Phantasiesprache bei? Zuzutrauen wäre es ihm gewesen. Ich mußte an die berühmte Geschichte des Chinesen in Chicago denken. Dieser wollte ganz schlau sein und möglichst schnell Englisch lernen. Mit der Zähigkeit des Chinesen verfolgte er, als er nach Chicago kam, nur dieses eine Ziel, mietete sich bei einer Familie im Norden der Stadt ein und blieb zuerst im Haus, später in dem Stadtteil, bis er die Sprache vollkommen beherrschte. Als er nach einigen Monaten, fließend sprechend, zum erstenmal nach Downtown kam, entdeckte er, daß er — polnisch sprach. Er hatte im polnischen Stadtteil gelebt.

Darum hätte ich die Privatsprache des Herrn Liu gerne einmal ausprobiert. Mein verehrter Lehrer nannte seinen

Dialekt »Mandarin« und erzählte, was im übrigen auch stimmte, daß die Bangkokker Chinesen alle kantonesisch sprechen. Der Unterschied zwischen Kantonesisch und Mandarin ist entsprechend der Entfernung von Peking nach Kanton ähnlich verschieden wie die deutsche Sprache von der russischen, nur, daß die Schriftzeichen dieselben sind, wie übrigens auch in Japan, Annam und Korea. Die chinesischen Schriftzeichen sind für alle Völker Ostasiens genau so gemeinverständlich wie die arabischen Ziffern für die ganze westliche Welt. So bedeutet ein und dasselbe Schriftzeichen überall im Osten »hinausgehen«. Der Kantonese aber wird es »zutt«, der Japaner »deru« und der Nordchinese »tschu« aussprechen. Auf die Gefahr hin, meinen lieben Lehrer Liu hier zu blamieren, muß ich dabei sagen, daß er es mit: »hui« aussprach.

Da war ich schon froh, als bei uns eines Tages ein Doktor Wang Huang auftauchte, um, wie er sagte, uns als Deutschen seine Aufwartung zu machen. Als er scheinbar ganz zufällig davon sprach, daß er in der Zeitung gelesen habe, ich studiere Chinesisch, bat ich ihn sofort, mich zu prüfen. Es ergab sich, daß Herr Liu mir tatsächlich in den meisten Fällen ein ehrliches Mandarin beigebracht hatte und die bedauerlichen Ausnahmen auf mein Schuldkonto zu setzen waren. Eine zweite Gefälligkeit, die ich von Herrn Huang erbat, war dann die Aufklärung bezüglich des mysteriösen, in vierfacher Gestalt auftretenden Wortes »ma«.

Doktor Huang spricht davon, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt. Ma, das Pferd, ma, die Mutter, ma, der Hanf, und ma, gleich schelten – seien für den Chinesen völlig verschiedene Worte, aber nur verschieden durch die Tonstufe (was vielleicht mit das Wichtigste in der chinesischen Sprache ist). Im Gegensatz zum Kantonesischen mit seinen neun Tonstufen, hat das Mandarin deren nur vier. Der

erste Ton wie bei »ma«, die Mutter, entspricht unserer europäischen Tonart. Beim zweiten »ma«, gleich Hanf, wird der Ton langsam in die Höhe gezogen, wie bei uns in der Fragestellung. Die dritte Form »ma« ist mehr explosiv, ganz tief beginnend, und mit einem schrillen Laut endend, als wäre es die lautliche Darstellung eines wiehernen Pferdes, was aber nur zufällig mit seiner Bedeutung übereinstimmt. Ist man ganz oben beim Pferd, so übt man am besten gleich das langsame Senken des vierten Tons »ma«, was schelten heißt.

Hierin liegt, wie mir Dr. Huang erklärte, der Grund, warum eine romanisierte Schrift in China unmöglich ist. Eine Silbenschrift würde bei der monosyllabischen Sprache, wie es die chinesische Sprache ist, nur 500 Worte ausdrücken können. Das entspricht der Silbenanzahl, die der Chinese aussprechen kann. Mit Hilfe der vier verschiedenen Tonstufen kann man jedoch je viermal 500 gleichlautenden Silben verschiedene Bedeutungen beilegen, so daß sich durch die, die Wörter voneinander unterscheidenden Tonstufen, aus den 500 Silben 2000 Wörter bilden lassen. Demgegenüber stehen 49 400, ein eigenes Schriftzeichen besitzende chinesische Wörter, die sich dadurch ergeben, daß derselbe Laut mit demselben Ton je nach der verschiedenen Stellung im Satz eine andere Bedeutung haben kann. In der mündlichen Unterhaltung wird die Bedeutung eines Wortes erst durch den Zusammenhang klar, im Schriftzeichen dagegen hat jedes Wort sein eigenes Ideogramm, ganz unabhängig von dem Laut, mit dem diese Bedeutung wiedergegeben wird, und unabhängig von seiner Tonstufe. Eine lateinische Schrift aber könnte immer nur den Laut wiedergeben und unter Zuhilfenahme komplizierter Betonungszeichen eine Silbe klar und eindeutig in ihrer Bedeutung festlegen, bestenfalls also 2000 Wörter erfassen. Bei dem Gedanken an nahezu 50000 Ideogramme tröstet mich Dr. Huang übrigens

damit, daß für einen Ausländer im allgemeinen 4000 genügen.

Ganz so schwer, wie ich ursprünglich fürchtete, sind diese jedoch nicht. Schon das Schreiben mit dem Pinsel ist verhältnismäßig leicht, da man mit 23 verschiedenen Pinselschwüngen sämtliche Formen darstellen kann. Die richtige Reihenfolge der Schwünge bei jedem Schriftzeichen zu kennen, ist der Prüfstein der Bildung eines Chinesen. Aus diesen Grundstrichen sind die 241 Radikalen gebildet, von denen jede ein bestimmtes Wort ausdrückt. Diese Radikalen oder Wurzeln drücken durch die Stellung ihrer Schwünge entweder Abstraktes aus, wie bei den Ideogrammen für oben und unten, oder sie sind, wie die Hieroglyphen, abgeschliffene zeichnerische Darstellungen von Konkretem.

Um das Auswendiglernen zu erleichtern, hat man diese Radikalen oder Wurzeln numeriert. So heißt zum Beispiel die Wurzel Nummer 38 »Nü« und bedeutet weiblich. Aus diesem einen einzigen Zeichen »Nü« lassen sich über hundert weitere ableiten, wobei es wiederum zwei Möglichkeiten gibt: entweder phonetische Zeichen mit dem Radikal, das die Betonung »Nü« anzeigt, oder die Zusammensetzung mit einem anderen Radikal. Es ist wie mit einem Baukasten, und man ist interessiert, was sich alles aus dem einen Schriftzeichen aufbauen läßt. Setzt man zum Beispiel das Zeichen für weiblich und das für männlich zusammen, so heißt es »hau« und bedeutet »gut«. Nehme ich dagegen dreimal das Zeichen für weiblich, so habe ich »Streit« oder »Lärm«. Ist die Frau froh, so fangen wir nach chinesischer Auffassung an; denn die Zeichen für »froh« und »Frau« zusammengenommen bedeuten: »anfängen«.

Läßt sich die Frau »Nü« mit dem Schriftzeichen »Chow«, Besen, zusammenschreiben, so ist sie eine verheiratete Frau, nennt sich aber nicht etwa »Nü-Chow«, sondern »Fu«. Merk-

würdigerweise bedeutet bildmäßig eine Frau mit zwei Männern zusammen europäischer Sport, eine Frau mit dem Zeichen »gewöhnlich« dagegen »Mondschein«. Das Spiel läßt sich unbegrenzt fortsetzen.

Ich hätte mich am liebsten noch stundenlang mit Dr. Huang darüber unterhalten. Allein er, der mir als erster einen wirklichen Einblick in den Reichtum der chinesischen Sprache verschaffte, war von Beruf praktischer Arzt und hatte wenig Zeit. Dafür jedoch schickte er mir seine Frau, seine »Fu«, als Stellvertreterin zum Unterricht.

Unser Hausboy war recht verlegen, als er sie zu mir ins Zimmer brachte. Als ich mich umdrehte und sie zum erstenmal sah, teilte ich diese Verlegenheit. Frau Huang, im hellen Seidenitchang gekleidet, war äußerst klein und schwächig. Dafür war sie aber eine ausgezeichnete Lehrerin, die nur den einen Fehler hatte, daß sie Englisch sprach. So kamen wir oft in Versuchung, uns von den interessanten Seiten der chinesischen Kultur statt von den Reizen ihrer Sprache zu unterhalten.

Da außerdem die Paukerkräfte der honigsüßen Frau Huang und die des mit Stentorstimme singenden Liu dem Verhältnis ihrer Körpergrößen entsprachen, behielten wir auch Herrn Liu bei. Ihm war der Vormittag gewidmet. Entfiel ihm wieder einmal ein englisches Wort, so erübrigte sich jede Zeichnung. Ich wandte mich mit dieser Frage am Nachmittag an Frau Huang. Auf diese Weise, Methode Liu-Huang, lernte ich Chinesisch. Sie hatte viele Vorteile. Beide Teile witterten die Konkurrenz und gaben sich doppelte Mühe. Herr Liu brachte von nun an haufenweise Propagandamaterial der Kuomintang als Morgen- und Frau Dr. Huang chinesische Klassiker als Nachmittagsgabe. Bald war ich so weit, daß ich mich unter Zuhilfenahme einer englischen Übersetzung an die Lektüre des Konfuzius heranmachen konnte.

Mit dem ersten Satz des ersten der vier Bücher fing ich an:
»Tzu, yueh, hsueh, erh, shih, hsi, chih, pu, i, yüeh, hu« —
»Zu lernen und dauernd zu üben, ist es nicht angenehm?«
Jawohl, es ist nicht nur angenehm, sondern auch interessant,
Chinesisch zu lernen und zu üben; denn man gewinnt einen
Einblick in den Geist der meistgesprochenen Sprache der
Welt.

Erst Herr Liu und die Huangs haben mir ihr Vaterland
etwas verständlicher gemacht; denn das Studium der Sprache
ist die beste Einleitung für das Verstehen des Chung Hua
Ming Guo, des »Volksstaates der blumigen Mitte«.

Am Mittelpunkt der Welt

»Only Emperors stand here, you no can do!« — »Nur Kaiser
stehen hier, Sie nicht können machen!« höre ich halblaut von
hinten flüstern. Als ich einen Schritt zurücktrete, erkenne
ich den Sprecher. Dort vor der rotlackierten Säule steht er,
in seinem dunkelblauen Itchang. Sein vornehmes, ruhiges
Gesicht, das in einen lustigen steifen Spitzbart ausläuft,
seine Konfuziuswarze und die feinen Hände mit ihren langen
Fingernägeln stehen im Gegensatz zu seinem barbarischen
Pidgin-Englisch.

Fast hätte ich mich über ihn geärgert, aber er hat ja recht,
wenn er die historische Marmorplatte geschont haben will.
Schließlich kann man die kunstvoll geschnitzte Decke ja
auch von einem anderen Punkt aus bewundern. Es ist eine
weihevolle Halle, dieses Heiligtum des Himmelstempels von
Peking, wenn sie auch lange nicht so groß ist, wie man nach
Besichtigung der Außenanlage erwarten sollte. Übt der
riesige Rundbau zunächst die Wirkung aus, als wolle er dem
sich Nähernden Einhalt gebieten, so wirkt er von innen
durch die vollendete Harmonie der Maße außerordentlich
eindrucksvoll. Als ich von unten auf das Deckenwerk starre,

ist es mir, als würde ich in die Höhe gezogen. Alles beginnt langsam zu kreisen, zunächst die vier großen Säulen, dann auch die zwölf kleineren und schließlich der ganze Bau. Nur die marmorne Mittelplatte und die genau oberhalb von ihr angebrachte geschmackvoll geschnitzte Scheibe, der Mittelpunkt des Gebälkes, bleiben unbeweglich, als wären sie die Pole der Bewegung.

Die kreisrunde, vom Gebälk getragene Mittelscheibe wiederholt und vereint noch einmal die Ornamentik der kreisenden Komposition. Ist es verwunderlich, daß ein Vierhundertmillionenvolk hier den Mittelpunkt des Reiches der Mitte und der gesamten Welt sah? Wie Musik klingt es im Gebälk, das Echo ferner Schritte. Sind es amerikanische Touristen oder ist es einer der Züge, wie sie am 22. Dezember der Sohn des Himmels selber anzuführen pflegte?

Drei japanische Soldaten überqueren den Tempelhof. Wie gehorsame schwarze Hunde folgen ihnen die langen Schatten, die die sinkende Sonne zu ihren Füßen auf den weißen Stein zeichnet. In ihrem langsamen Schritt liegt etwas wie ernste Ehrfurcht und Würde. Die Art, wie sie den Tempel besuchen, sticht vorteilhaft von der chinesischer Studenten ab, die kurz vor ihnen den Hof überquerten.

Nirgends in Peking empfindet man den Japaner als störend. Nirgends hat man den Eindruck, als ziele er auf Zerstörung der chinesischen Kultur oder seiner Kunstschatze ab. In Kunming, im Gebiet der national-chinesischen Regierung, verbietet sich jeder Besuch einer der berühmten Tempel von selbst. Sie sind heute alle in den Dienst von Kinos, Regierungssämtern, Kasernen und Pulvermagazinen gestellt. Die Japaner dagegen haben in den von ihnen besetzten Gebieten die Denkmäler altchinesischer Kultur nicht nur erhalten, sondern zum Teil sogar mit nicht unerheblichen Summen restauriert.

Wie ich so träumend auf den in tadellosem Zustand erhaltenen Himmelstempel schaue, in dessen blauen Kacheln sich die Sonne spiegelt, drängt sich mir das Zukunftsbild eines Staatsbesuches des Mikado in Peking auf. So lebendig ist mir das Bild, daß ich unwillkürlich ein paar Schritte näher an das Tor herangehe, als ob ich von da aus den heranahenden Zug besser beobachten könne. Aber nein, zu sehen gäbe es ja auch dann nichts. Das treue japanische Volk würde hier seinem Kaiser ebensowenig ins Auge sehen können wie in Tokio. Nur ein paar Prinzen und Generale, möglicherweise auch noch der Pekinger Vertreter des Exportgeschäftes Mitsubishi im Gehrock und Zylinder könnten dann, sich fast bis zur Erde verneigend, mit einem nach oben schielenden Auge den Nachkommen der Sonnengöttin Amaterasu O-mikani zum Altar des Himmels schreiten sehen. Vielleicht würde die Sonne ähnlich leuchten wie heute und das tiefblaue Ziegeldach sich glitzernd von einem fahlen Himmel abheben. Zwischen dem Dreiklang der roten Lehm-mauer, der weißen Marmorterrasse und den blauen Dächern würde er die Front der sich tief verbeugenden Baumeister der »Neuen Ordnung in Asien« abschreiten.

Wie weit er den Weg von der »Verbotenen Stadt« zum weitab im Süden Pekings liegenden Himmelstempel in der Sänfte zurückzulegen hätte, wie es der Sohn des Himmels getan, oder ob er seinen roten Mercedeswagen benutzen sollte, würde ein schwieriges Problem bilden, ebenso wie die Frage seiner Bekleidung: ob im altüberlieferten purpurroten Seidengewand oder, wie bei japanischen Zeremonien, in einer blauen Uniform. Sicher aber würde er nach seiner Rückkehr von dem Feste einen echt japanischen Tanka, das berühmte japanische Einunddreißig-Silben-Gedicht, verfassen, das dann Millionen ehrfürchtiger Asiaten auswendig lernen werden.

Einstweilen ist es jedenfalls noch nicht so weit, und als ich die von der Sonne geblendeten Augen wieder öffne, haben die drei japanischen Soldaten gerade die oberste Plattform erreicht und kommen auf mich zu.

So schön sie auch das Werk der Ming-Kaiser finden mögen, meine Spiegelreflexkamera erregt augenscheinlich ihr größeres Interesse. Jedenfalls überhäufen sie mich mit einem Schwall von Fragen, die sichtlich meiner Kamera gelten. Leider verstehe ich gar nichts, und da ich mit Sicherheit annehme, daß sie mich nach der Herkunft des Apparates fragen, stammele ich nur das liebvertraute »Doitzu, Doitzu«. Ein strammes »Heil Hitler!« ihrerseits ist die Antwort, und das ist der Anfang unserer Freundschaft, die – wie in Japan üblich – zunächst mit Verbeugungen und verbindlichem Lächeln begonnen wird.

Irgendwie hatte ich mir das japanische Expeditionskorps immer als unpersönliche Einheit vorgestellt, und wenn ich vom Kräftespiel in Ostasien las, nie daran gedacht, daß einfache japanische Kleinstädter die Träger dieses Kampfes sind. Meine neuen Freunde stammten aus Himeji, und alles, was ich mit ihnen zusammen in Peking sah, wurde von ihnen mit Himeji verglichen und an seinem Maßstab gemessen. Als dem Schicksal stets dankbare Menschen wollten sie sich gerne an den Schönheiten Pekings freuen, auf der anderen Seite aber auch als gute Japaner gleichzeitig dadurch die Vorzüge ihrer Heimat mir gegenüber nicht in den Schatten stellen. Aus diesem Zwiespalt ergaben sich mitunter die komischsten Zerrungen,

Meine japanischen Freunde waren einfach betroffen über die, wie sie sagten, verschlossenen, harten Züge des Chinesen. Nie ein Lächeln! Ja, wo bleibt da die Erziehung? Ja, wo bleibt sie? Ich habe in China nur einmal einen Menschen aus vollem Herzen lachen sehen, aber dann so, wie ich nie einen

Menschen in Japan lächeln sah. Es war mein Rikschakuli, und seine grenzenlose Freude über den Dollar, den wir ihm gaben, obwohl er mich an diesem Tag nicht in seiner Rikschakuli fuhr, war nichts zu vergleichen.

Mit meinen neuen japanischen Freunden fuhr ich die breite Straße vom Himmelstempel zur Stadt zurück. Zusammen wollten wir den Konfuziustempel im Norden besuchen. Mein Rikschakuli mißbilligte sichtlich diesen Plan. Nicht, als ob er den wirklich weiten Weg durch die ganze Tatarenstadt gescheut hätte! Ihm war kein Weg zu lang oder zu anstrengend. Aber meine Reisegesellschaft paßte ihm nicht. Im übrigen waren Mikamoshi und Kanganuye, wie sich mir die beiden japanischen Soldaten vorstellten, eifrig bemüht, mich von der Einheitlichkeit japanischer und chinesischer Kultur zu überzeugen, wie sie auch nie vom japanisch-chinesischen Krieg, sondern nur vom »Zwischenfall in China« sprachen, gewissermaßen von einem Mißverständnis.

»Die augenblicklichen Schwierigkeiten bestehen nicht zwischen den beiden Nationen, sondern zwischen Personen dieser beiden Nationen«, erklärte mir Mikamoshi, der leidlich Englisch sprach, während sich Kanganuye als der sprachlich Unterlegene mit einem bekräftigenden »Hai, Hai« begnügte, das wie Niesen klang.

In diesem Augenblick staute sich die Menge. Wie aus dem Boden gewachsen standen plötzlich Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr vor uns. Die Deichseln unserer Rikschas gingen hoch. Die Masse flutete in die Nebenstraßen. Die breite lange Bahn entlang, die vom Palast der Söhne des Himmels zum Tempel führt, raste ein geschlossenes Automobil. Ein mit Maschinengewehren bestückter Lastwagen folgte.

Es war der Kommandant der japanischen Truppen in

Nordchina, der hier in Vertretung des Gottkaisers im fernen, fernen Tokio regiert. Ehe sich Überraschung und Erstaunen noch gelegt hatten, waren beide Wagen bereits vorüber. Weit unten auf der langen, geraden Straße rasten sie dahin, direkt auf den Tempel des Himmels, auf den »Mittelpunkt der Welt« zu.

Vergnügter Abend auf Chinesisch

Schon die Hinfahrt zur Einladung bei unserem chinesischen Freund war ein Genuß. Es war ein lauer Abend, wie geschaffen, an lotosbedeckten Teichen und malerischen Palastbauten vorbeizufahren. Als die »Verbotene Stadt« noch verboten war, waren auch die »Drei Seen«, die »San Hai«, die die westliche Längsseite des Palastbezirkes säumen, dem Publikum nicht zugänglich. Aber das ist jetzt alles anders, und am dritten der Teiche, am Pei Hai, hat man sogar Gaststätten und Vergnügungsunternehmen eingerichtet.

Als wir hinkamen, waren die Räume und Terrassen in und um die sogenannte »Flaschenpagode« proppenvoll. So hatte sich das der erste Mandschukaiser Chih sicher nicht gedacht, als er aus Ehrfurcht vor dem Dalai-Lama von Tibet die weiße Pagode aufstellen ließ. Die Chinesen haben viel Sinn für Symbolik und Zahlenmystik, und so soll auch die Flaschenpagode astronomische Bedeutung haben. Symbolisierten ihre fünf Abstufungen Erde, Feuer, Wasser, Luft und Himmel, so stand der Tisch, den unser Gastgeber reserviert hatte, auf »Wasser«.

Man hatte einen hübschen Blick von hier, und Herr Suyiwong rieb sich die Hände vor Freude über unsere Anerkennung. Flache Boote voll lichtfarbenen gekleideter junger Leute glitten über den See zu unseren Füßen hin. Obwohl

es dazu eigentlich noch nicht dunkel genug war, hatten die Fährleute Lampions angesteckt, und es wirkte hübsch, wie sie sich im Wasser spiegelten. Trotzdem kann ich beim besten Willen nicht behaupten, daß mich eine poetische Stimmung überkommen wäre. Dazu war der Lärm der Speisenden hinter mir zu groß.

Mit deutlich gespielter Verlegenheit erklärte Suyiwong, daß er nur ein kleines, bescheidenes Essen für uns habe richten lassen, und wir möchten entschuldigen, wenn es in keiner Weise der Bedeutung meines Vaters entspräche.

»Schade«, dachte ich; ich hatte mich bereits so auf ein reichhaltiges Festmahl gefreut. Einstweilen sah es auch tatsächlich so aus, als sollte Herr Suyiwong die Bedeutung meines Vaters, zum mindesten seinen Appetit, unterschätzt haben. Wir saßen um einen runden Tisch, auf dem ein paar mir dürftig scheinende Schälchen mit etwas gesalzenem Fisch, etwas Lotoskonfekt und Sonnenblumenkernen aufgestellt waren. Wir unterhielten uns endlos lange, wobei das Erstaunliche war, daß eine ganze Reihe der anwesenden Chinesen recht gut Englisch sprachen, keiner allerdings Deutsch.

Um meinen Nachbar zur Linken gleich ins Bild zu setzen, und das Essen gab uns reichlich Zeit dazu – gab ich ihm zunächst zusammen mit meiner Visitenkarte meine Biographie, und er erzählte mir von sich. Er war Student und lange Zeit in Amerika gewesen, bevor er sein schriftstellerisches Talent entdeckte. »Wir sind Kollegen«, versicherte er mir, auf meinen Vater deutend. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß er seine Beiträge mehr nach der astrologischen Seite hin orientierte.

Gerade wollte mir Huang Tschung eine seiner Arbeiten vorlesen, die er eigens für heute ins Englische übersetzt hatte, als Herr Suyiwong aufstand. Wie, sollte das Essen schon zu Ende sein? Ich hatte im Grunde genommen bis jetzt doch

bloß Tee getrunken und war noch recht hungrig. Herr Suyiwong machte jedoch eine einladende Geste, und wir stiegen zur Abteilung »Feuer« hinunter, wo wiederum ein runder Tisch für uns vorbereitet war. Das sah schon anders aus, wenn auch in keiner Weise appetitlicher; denn auch hier hatte man sich bemüht, den Boden mit ausgespuckten Sonnenblumenkernenschalen zu bedecken. Immerhin hatte der Tisch ein Tischtuch, jeder ein Schälchen und ein Paar Stäbchen an seinem Platze, und ohne alle Formalitäten ging's los: Motto: 'ran an den Feind! Unwillkürlich mußte ich an den Abend mit der Polizei in Kotii denken, und daran, mit welch umständlicher Grazie die Speisen dort serviert worden waren. Dort hatte nicht nur jeder Gast sein eigenes Tischchen, sondern auch Dutzende von Schälchen, die ihm allein zugeteilt waren, während hier alle mit ihren eigenen Stäbchen in der allgemeinen Schüssel herumfischten und sich die besten Brocken zu sichern suchten. Augenblicklich schien es sich um Schnecken zu handeln, die immer wieder zwischen meinem Fangapparat davonglitten und dann von meinem Nachbar aufgepickt wurden.

Im übrigen erbarmte er sich meiner und bediente mich großzügig mit seinen Stäbchen. Sinnigerweise kam er dabei auf die Zoologie zu sprechen und auf die chinesische Tier-symbolik. Die fünf Hauptgattungen des nackten Tieres, zu dem der Mensch gehört, des behaarten, des gefiederten und des Schalentieres haben 360 Untergattungen, von denen jede von einem besonderen Tier angeführt wird. Das Thema war, wie gesagt, sinnig gewählt; denn es führte gewissermaßen spielerisch zu dem ernstesten Kapitel des nächsten Ganges über: Schalentiere in einer gelblichen Weinsoße. Ich sage ernstes Kapitel; denn es handelte sich um ein besonders gutes Gericht, und es kam zu einem erbitterten Kampf, in dem die Stäbchen wild über den Tisch fuchtelten und die

gelbliche Soße in grotesken Sturzbächen über das einst so weiße Tischtuch tropfte.

Auch die faulen Eier, die — dunkel und glasig — in Wahrheit nicht Jahre, sondern höchstens wochenlang unter der Erde vergraben waren, und die gallertartigen Stückchen von Schwalbennestern fanden reißenden Absatz. Als mir mein Nachbar in richtiger Fortsetzung unseres nun einmal angeschnittenen Gesprächsthemas den Preis dieser Nester der gefiederten Tiere ins Ohr raunte, begann ich zu zweifeln, ob, wenn man die Güte der gereichten Gerichte in ein Verhältnis zu der Bedeutung meines Vaters setzt, unser Gastgeber meinen Vater nicht doch überschätzt hatte. Zumindest kam ich mir wie ein Hochstapler vor.

Aber mit den Schwalbennestern war auch der Höhepunkt erreicht. Noch etwas Ingwer, ein paar Brocken gefülltes Huhn, etwas Trepang, die geschätzte Meergurke, dann süßer Reis mit allerhand Früchten gekocht. Dazu tranken wir nicht etwa Reiswein, das wäre altmodisch gewesen, und Herr Suyiwong wollte doch meinen Vater wirklich ehren. So tranken wir Sekt, und die Umsitzenden hatten bereits so viele Glas von ihm getrunken, wie sie kleine Reisweinschälchen zu trinken gewohnt waren. Wenigstens entnahm ich das dem Gebrüll, mit dem sie sich auf die jetzt aufgetragene Ente stürzten. Man hätte meinen sollen, wir hätten vorher überhaupt noch nichts gegessen. Das Tischtuch sah bereits wie eine Landkarte aus, auf der sich gelbliche Weinsoße, roter Beerensaft und nun noch die Brühe der fetten Ente um ein malerisches Bild bemühten. Mein Nachbar, der astrologische Journalist, hatte es längst aufgegeben, mich unterhalten zu wollen. Sonst hätte er in Anknüpfung an die Ente mir ja erzählen können, daß zwar nicht die Ente, wohl aber die Gans in China das Symbol für Gehorsam und Ängstlichkeit ist.

Aber, wie gesagt, an Unterhaltung, an Symbolik oder gar an Ängstlichkeit konnte nicht mehr gedacht werden. Dazu beschäftigte man sich viel zu intensiv mit der Ente. Eine Art Nudelteig diente als Serviette, nein, als Löffel, oder noch besser als Pastetenteig, den man um die Entenstücke wickelte und mit dem Fleisch zusammen verspeiste. Dabei waren wir noch nicht einmal am Ende des Essens angelangt. Es wurden jetzt Handtücher in kleinen Körbchen gereicht. Sie waren kochend heiß und so ausgewrungen, daß ihnen, preßte man sie ans Gesicht, ein angenehm heißer Dampf entstieg. Wir wuschen uns damit Gesicht und Hände und schleuderten die Frottirtücher in die Arme des Kellners zurück. So, jetzt war man wieder leidlich sauber. Verstohlen wischte der und jener der Gäste mit dem Handtuch gleich den seidenen Itchang ab, der etwas mit abbekommen hatte. Aber nur nicht zu lange damit aufgehalten! Der gebratene Mandarinfisch stand schon auf dem Tisch, das Schlußbrennen hatte eingesetzt.

Jeder Gast erhielt ein Schälchen mit Reis vor sich hingestellt, und unter diesen mischte er jetzt rasch, was er noch auf dem Tisch erwischen konnte, etwas Haifischflossen, Bambussprossen, Bananenstückchen, Krabben, und dann würfelte und warf er sich diesen Brei, das Schälchen möglichst nahe an die Lippen haltend, in den Mund hinein, daß unsereiner an Korbball dachte. Ein Aufatmen! Es war geschafft! Herr Suyiwong stand auf. Das Essen war fertig, wir konnten gehen. Gerne hätte ich meinen Nachbar noch daran erinnert, daß er eigentlich mit mir noch hinunter durch die Wandelgänge um den See herum zum Seidenwurmdenkmal gehen wollte, aber er hing ziemlich leblos auf seinem Stuhl und sah nicht so aus, als wäre er noch für weite Spaziergänge zu begeistern; daß er auch vergaß, mir seine Adresse zu geben, stellte sich am nächsten Tag

als belanglos heraus. Ich hätte ihn doch nicht mehr aufsuchen können, da mir die Erinnerung an die fette Ente nicht aus dem Magen wich.

Auf Hongkongs heißem Boden

In Hongkong bin ich im Jahre 1929 in die Schule gegangen. Ich war sechs Jahre alt, und es war die zweite Schule meines Lebens. Mein erstes Schulhaus stand in Sydney in Australien, und wenn ich auch körperlich mit den kleinen Kolonialkindern spielend fertig wurde — ich kann zufrieden sein mit mir, ich habe sie gründlich verdroschen —, so hatte ich vielen Ärger mit ihnen, weil sie mir immer Deutschlands Niederlage im Weltkrieg vorhielten.

Vielleicht habe ich deshalb solch dankbare Erinnerung an Hongkong, weil es mir hier in der Schule wesentlich besser gegangen ist. Die Anstalt wurde von Schwestern geleitet, und wenn sich die Schule auch französisch nannte, so waren die Schwestern Elsässerinnen und sprachen immer deutsch mit mir. Und meine Mitschüler? — Es war im Winter, das Schulzimmer ungeheizt, und ich kann wohl sagen, ich habe von meinen chinesischen Kameraden nicht viel gesehen.

Sie waren bis zur Nasenspitze in pelzgefütterte Itchangs gepackt, und wenn ich zum Entsetzen der Schwestern in der Pause eine kleine Rauferei vom Zaune brechen wollte, klopfte meine Hand nur Staubwolken aus Seidenbündeln heraus, und die eigentlich gemeinten Körperteile blieben ungetroffen. Daran mußte ich jetzt oft denken.

Hongkong ist heißer Boden, besonders heute. Ich hätte nie gedacht, daß sich die Stimmung in einer Kolonie in 10 Jahren so ändern kann. Viktoria, die Hauptstadt der britischen Kolonie Hongkong, preßt sich zwischen dem

schmutzig-schäumenden Wasser der Reede und den Steilhängen des Peak zusammen. Seine Bevölkerung hat sich in den letzten Jahren vervielfacht und überschreitet die Millionengrenze. Die Massen, denen es an Raum fehlt, stauen sich in unvorstellbar engen Quartieren, in vierstöckigen Mietskasernen, die von Menschen wimmeln. Ein Europäer bekommt Atembeschwerden, wenn er nur hindurchgeht. Aber es sind ja Chinesen, die hier in »drangvoll fürchterlicher Enge« hausen. Achtundneunzig vom Hundert der gesamten Bevölkerung sind Chinesen. Man darf das nicht vergessen, wenn man die militärische, politische und moralische Widerstandskraft dieses vorgeschobenen Postens des Britischen Empire im Kriegsfall richtig einschätzen will.

Die Zahl der Langrohrgeschütze oben auf dem Peak hat man freilich auch erheblich vermehrt. Man hat die Batterien und Befestigungen verstärkt, und man hat vor allem drüben in Kaulun fieberhaft gerüstet. Die ehemals ungeschützte Grenze gegenüber dem Chinesischen Reiche ist heute durch eine fortlaufende Linie von Gräben und Drahtverhauen gesichert. Mit Recht — in dem Augenblick, in dem die Engländer die kahlen Höhenzüge nicht mehr beherrschen, liegen Stadt und Hafen Viktoria ungeschützt da, offen dem Feuer jeder Haubitzenbatterie preisgegeben, die an den Hängen oder in den Schluchten der Kaulunberge auffahren mag.

Zur Zeit von Nelsons Dreideckern genügten ein paar Kanonen, um die Felsen von Hongkong zu uneinnehmbaren Festungen zu machen. Und noch im Viktorianischen Zeitalter war es belanglos, welcher Nationalität die Bevölkerung der britischen Stützpunkte war. Heute spielt die politische Haltung wie nationale Gesinnung der Chinesen Hongkongs bereits im Frieden eine erhebliche Rolle, geschweige denn erst im Kriegsfall. Unter den Fliegerbomben

und Granaten eines ostasiatischen Angreifers wird die Million Chinesen auf Hongkong kaum eine Haltung bewahren, die der britischen Garnison die Verteidigung erleichtert.

»Wir werden die Kolonie bis zum letzten Mann verteidigen!« schrie der chinesische Zeitungsverkäufer am nächsten Morgen die Schlagzeile des Morgenblattes aus. »Aber wer verteidigt Hongkong?« fragte mein Vater, und dies fragt sich sicher auch der Generalgouverneur und manch einer der in Hongkong ansässigen Engländer, deren Lokalpatriotismus durch die sogenannte »Heimatbeilage« der Hongkonger Zeitung, wie es in der Überschrift heißt, gefördert werden soll.

Diese Beilage habe ich ganz gründlich durchstudiert. Da gibt es Statistiken über die Zunahme des Opiumkonsums, über die Tausende von Toten der großen Choleraepidemie und erschütternde Berichte über Wohnungsnot und Hunger in der Chinesenstadt.

Äußerlich ist alles noch genau wie vor 10 Jahren. Wie in allen großen Städten des britischen Weltreiches erhebt sich das Denkmal der guten alten Königin Viktoria, an dem vorbei ich damals in die Schule ging. Breit und behäbig sitzt sie unter einem steinernen Thronhimmel und blickt sicher und selbstzufrieden auf die schottischen Hochländer herab, die zu ihren Füßen in Parade aufmarschieren.

Äußerlich ist noch alles wie einst: die Tommies paradien, vom Peak schauen die Langrohre herab, auf der Reede ankern große Schiffe, in den Straßen halten riesige indische Polizisten die chinesische Menge in Schach.

Noch einmal steigen wir auf den Peak. Wenn man von der Höhe des Felsberges gegen Westen blickt, dort wo sich das unendliche China weitet, steigen Visionen aus dem Dunst. Den Engländern hier mag zumute sein wie Schwim-

mern, die sich unvorsichtig während des Gezeitenwechsels hinausgewagt haben. Die Wellen rollen unverändert schäumend auf den Strand, nichts zeigt den Eintritt der Ebbe an, und doch fühlt man sie an dem Sog, der von der Küste fortführt. Wie wir wieder in die Stadt hinunterkommen, sind die Zeitungen voll Hetzartikel gegen Deutschland. Jetzt wird es wohl bald zum Krieg kommen. Die »Gneisenau« ist gestern ausgelaufen. Aus tausend feindlichen Augen glotzen uns die Fensterreihen der Stadt nach, als auch wir am nächsten Morgen den heißen Boden verlassen.

Flug nach Chungking

Am Nachmittag kam der chinesische Konsul von Hanoi zu uns ins Hotel, um zu fragen, ob wir die Flugplätze nach Chungking wirklich zu benützen gedächten. Sanft und vorsichtig ließ er dabei einfließen, was in den letzten Tagen in Chungking alles passiert wäre.

»Der Flugplatz ist von japanischen Fliegern zerstört!«

»Ja, aber das Flugzeug fliegt doch?« fragte meine Mutter, nicht etwa bekümmert über den Verlust des Flugplatzes, aber erschrocken, daß dieser Programmpunkt unserer Reise, der Besuch im nationalen China, in letzter Minute fallengelassen werden könnte. Ich persönlich hatte bloß Angst, ich könnte dabei ausrutschen. Verdächtig viel hatte mein Vater in den letzten Tagen von »Verantwortung für Frau und Kind« gesprochen.

So war ich froh, daß er den Besuch des chinesischen Generalkonsuls nicht miterlebte. Dafür kam aber am Abend der deutsche Generalkonsul zu uns zum Abendessen und trug noch dicker auf.

»Es ist Unsinn, wenn Sie gehen!« meinte er, als der anamitische Boy gerade die Suppe auftrug.

»Bereits zwei Flugzeuge sind unterwegs beschossen worden. Das eine mußte in der Wildnis heruntergehen, und die Passagiere konnten von Glück sagen, daß sie mit leidlich heiler Haut davonkamen. Die Strapazen, die sie mitzumachen hatten, waren unbeschreiblich!«

Meiner Mutter schmeckte darnach der gerade servierte Fisch sichtlich nicht mehr so besonders. Fragend sah sie meinen Vater an. Es nützte auch nicht viel, daß ich ermunternde und beruhigende Wellen auszuströmen bemüht war, als der Generalkonsul fortfuhr:

»Der Flugplatz wurde gestern zerstört, und wer weiß, ob Sie nicht gerade beim Landen von den Japanern angegriffen werden.«

Am Abend lag ich wach unter meinem Moskitonetz. Ich hörte, daß meine Eltern nebenan noch lange miteinander sprachen, und ich drückte den Daumen in die Hand. Sicher war alles nur halb so schlimm. Um das Netz herum summten die Moskitos und täuschten mir bereits das Summen eines Propellers vor.

»Wir bleiben da«, raunte mir meine Mutter am nächsten Morgen zu.

»Ich kann Euch wirklich nicht in dieses Abenteuer mit-schleppen!« wehrte mein Vater meinen fühlbaren Widerspruch ab. »Chungking ist zerstört. Ich weiß ja gar nicht, wo wir unterkommen können!«

»Ja, aber der chinesische Konsul hat doch versprochen, daß wir bestimmt gut untergebracht würden«, warf ich ein.

»Ich weiß, ich weiß, aber er kann doch selber nicht wissen . . .«

Ein Blick in das verzweifelte Gesicht meiner Mutter ließ ihn verstummen. Der Boy legte uns die französische Zeitung auf den Frühstückstisch.

»Wenn Ihr doch mitkommt . . .« lenkte mein Vater plötz-

lich zum Möglichkeitsfall ein, nachdem er die Schlagzeile der Zeitung mit einem Blick übersehen hatte. Sie besprach nicht nur feindliche Flieger über Chungking, sondern sprach von einem möglichen Krieg gegen Deutschland!

»In einem solchen Fall muß man natürlich zusammen, bleiben!« Damit stiegen wir in das Auto ein, das uns alle drei zum Flugplatz bringen sollte.

Der so schwer errungene Entschluß machte uns alle sicher. Jetzt wußten wir, daß uns nichts passieren würde und hörten gar nicht mehr hin, als uns die Luftfahrtgesellschaft selber abriet, ja, als sogar der als so tapfer bekannte Pilot ein bedenkliches Gesicht machte. Die Fluglinie, die von Hanoi nach Chungking führt, gehört einer halb deutschen, halb chinesischen Gesellschaft, der »Eurasia«. Die meisten Piloten sind Deutsche. Wir erwischten Lutz, er galt als der beste Pilot.

Natürlich nahmen wir unter den Flugpassagieren als Deutsche eine Vorzugsstellung ein. Wir waren sozusagen die »Lieblingspassagiere« und durften gleich hinter der Pilotenkabine sitzen.

»Wir werden gutes Wetter haben, so ein Pech!« meinte Lutz. »Gerade das Wetter, wie es die Japaner zum Angreifen schätzen!« Aber einstweilen flogen wir ja noch über Tongking und hatten nichts zu fürchten. Von diesem ersten großen Flug meines Lebens sind mir vor allem die Farben im Gedächtnis geblieben. Helle Hütten, dunkelgrüner Wald, zartgrüne Reisfelder und zwischen allem, das ganze Bild gewissermaßen mit einem rötlichen Hauch übermalend, der rote Boden. Ich schwebte wie im Traume weiter. Es war mir beinahe, als müßte ich einen Choral singen, oder vielmehr, als sänge es in mir. Immer höher und höher stieg die Maschine.

Da deutete Lutz nach unten. Wir reckten die Hälse, um

besser sehen zu können. Der Hilfspilot kam aus der Kabine, um uns zu zeigen, was da unten so besonders sehenswert war. Er öffnete seinen Mund, aber bei dem Lärm der Maschine konnten wir keinen Ton hören. So brüllte er uns jedes Wort, jede Silbe einzeln ins Ohr. »Da unten liegt das Flugzeug, das die Japaner gerade über der Grenze abgeschossen!«

Also damit sind wir in China. Es ist wie auf einer Landkarte. War in Indochina mit seinem blutroten Erdboden alles rot untermalt, so ist die Landschaft jetzt wie mit Grün überzogen. Immer höher schraubt sich das Flugzeug. Immer höher werden die Berge, über die wir jetzt hinübermüssen. Kämen die Japaner jetzt, so teilten wir das Schicksal des da unten liegenden Flugzeuges, und wir wären wohl übel dran. Weit und breit keine menschliche Behausung, nichts als Wald, Wald, Wald. Es ist ein undurchdringliches Baummeer, ohne Lichtungen.

Prüfend schaute ich in die Runde, in welcher Richtung wir gehen müßten, wenn wir jetzt plötzlich da unten landeten. Nach allen Seiten schien es gleich günstig, gleich ungünstig, endloser Urwald, ohne Weg und Steg, ohne jede Unterbrechung. Doch nein, jetzt schlängelte sich ein Bach zwischen den Bergen durch. Man sah deutlich, wie er mit uns um die Wette lief, wie er immer breiter wurde. Das kam allerdings auch daher, daß wir wieder heruntergingen und uns der Erde näherten.

Die Landschaft da unten fing plötzlich an, gewissermaßen wieder Gesicht zu bekommen. Da gab es Häuser, einen kleinen Tempel. Bald sah man Menschen auf den Feldern, Wasserbüffel, die im Schlamm hockten, Karren auf einer Straße. Sie fuhren alle nach Westen, der sinkenden Sonne entgegen, oder vielmehr zu dem herrlichen, großen See, der sich jetzt deutlich am Horizont abhob.

Doch da kam der chinesische Flugzeugdiener und zog die Vorhänge vor die Fenster. Ich spürte, wie das Flugzeug jäh nach unten ging. Ein ganz klein bißchen schielte ich doch unter dem Vorhang durch und sah eine Reihe von Flugzeugen und Soldaten, über die wir hinsausten. Jetzt setzte die Maschine auf, ein Ruck, ein Stoß, wieder ein leichtes Heben, und jetzt sind wir da, nicht in Chungking, wohin wir erst morgen kommen, aber in Kunming, wo wir die Nacht verbringen sollten.

Ich schlief nicht viel in dieser Nacht. Es war heiß und stickig, und das Summen des Motors lag mir in den Ohren. Als endlich nach langen Stunden die Sonne aufging, gab es noch einmal eine Wiederholung all der Zweifel und Bedenken, ob wir nicht besser doch noch von unserem Unternehmen Abstand nehmen sollten. Heute nacht waren die Japaner schon wieder in Chungking gewesen. »Der Flugplatz ist ganz zerstört«, versicherte der Hotelier, bei dem die Fluggäste zu übernachten pflegten. Aber nein, wir blieben fest. Zu dritt stiegen wir zur Weiterfahrt ins Flugzeug ein.

Liegt Kunming selber schon über 2000 Meter hoch, so mußte unser Flugzeug jetzt auf nahezu 5000 Meter steigen, um glatt über die Berge hinüberzukommen. Vom Gebirge unten war nicht viel zu sehen, dagegen tauchten jetzt am Himmel wahre Wolkenberge auf. Ich suchte sie nach Flugzeugen ab. Jedes Mal, wenn ich eines zu sehen glaubte, verschoben sich die Wolken wieder. Sie schienen sich zu heben und zu senken. Wir selbst flogen durch Wolken wie durch Wellen.

Als wir über das Tal des Yangtze einbogen und das rote Band des lehmigen Wassers unter uns hatten, schien etwas nicht in Ordnung zu sein. Wir bogen von unserm Kurs ab, und dies in einem Tempo, daß uns die Ohren sausten. Der zweite Pilot trat aus der Führerkabine und rief uns zu: »Die Japaner kommen!«

Mein erster Gedanke war der deutsche Generalkonsul in Hanoi. Vielleicht hätten wir doch besser auf ihn gehört. Mein Vater hatte die Karte auf den Knien und überlegte mit dem Hilfspiloten, wohin wir abbiegen könnten. Irgendwo in den Bergen notlanden? Lutz winkte von vorn ab. Er hatte die Hörer um die Ohren und schrie uns zu:

»Wir versuchen, noch vor ihnen nach Chungking zu kommen. Sie sind erst in Itchang!«

Wir müssen es schaffen, und wir schafften es auch. Schon tauchte wie ein Gibraltar zwischen zwei Strömen der Fels von Chungking auf. Scharf ging unser Vogel nach unten. Schon zeichnete sich die Stadt klar ab. Das heißt, was heißt Stadt? Der Trümmerhaufen einer Stadt. Ich erschrak doch, als ich sah, wie die Bomben hier gehaust hatten. Der eigentliche Kern der Stadt war fast völlig zerstört. Kein Dach neben dem andern, keine Mauer, die noch unversehrt stand. Aber um diesen zerstörten Kern herum ging das Leben weiter. Man sah Menschenmengen auf den Straßen, soben gebaute Baracken, Schiffe auf dem Fluß.

Ein kleiner weißer Sandfleck auf dem Wasser sollte unser Landeplatz sein. »Ein hübsches Ziel«, meint mein Vater, und schon senkte sich die Maschine und drehte in Spiralen nach unten, so daß sich mir, der ich noch Flugzeugpassagier in den Anfängen war, alles im Kopfe drehte, als ich plötzlich bis zu den Knöcheln im gelben Sand stand und Lutz hinter uns herrufen hörte: »Machen Sie, daß sie so schnell wie möglich weiterkommen. Ich tanke und steige gleich wieder auf, damit die Japaner mich nicht erwischen!«

»Hab' ich nicht recht gehabt?« sagte mein Vater, als wir in dem endlich herbeigeruderten »Sampan« über den Yangtze-kiang setzten. »Wo werden wir jetzt unterkommen?«

Aber das war im Augenblick gar nicht so dringend neben der zweiten Frage. Wie schnell werden wir unter- und damit

in Sicherheit kommen? Aus dem Schlimmsten waren wir ja heraus. Wenigstens standen wir nicht mehr auf der Sandbank wie leckere Speise auf blankem Teller, wenn die feindlichen Flieger kamen. In Chungking selbst sind wir allerdings noch nicht. Vor uns türmte sich eine Treppe, endlos steil, schier endlos hoch. So viele Stufen und nur zwei Beine, um sie zu überwinden! Dazu eine stechende Mittagshitze und eben Eile, Eile! Jeden Augenblick konnten die Flugzeuge da sein. In solchem Tempo habe ich meine Mutter noch nie eine Treppe hochklettern sehen, bis uns endlich ein Tragstuhl entgegenkam.

Oben angekommen, bewahrheitete sich wieder einmal der Jeffersonsche Ausspruch: »Rege dich nie über etwas auf, ehe es wirklich eingetreten ist!« Wir hätten uns nicht aufzuregen brauchen, wegen der japanischen Flieger wenigstens nicht, die uns der deutsche Generalkonsul zu unserer Landung versprochen hatte. Als wir nach Chungking kamen, war bereits entwarnt. Die Flugzeuge waren in Itchang abgebogen.

Leider war aber auch der Vertreter der chinesischen Regierung nicht gekommen, den uns der chinesische Generalkonsul versprochen hatte, so daß wir nicht wußten, wohin wir unser Haupt legen sollten. Aber auch dieses Problem fand seine Lösung.

... Welche Sonne geht über China auf?

Die Frage der Unterkunft ist gelöst. Ich liege bequem, wenn auch schlaflos auf dem Fußboden des Empfangszimmers der deutschen Botschaft.

Vor meinem Bette spielt ein weißes Licht,
Ist es der Morgen schon? Ich weiß es nicht.

Und als ich zweifelnd hebe mein Gesicht,
Seh' ich den Mond, der durch die Wolken bricht.
Da muß ich mich zurück aufs Lager senken
Und heimatlos an meine Heimat denken.

Dieses Gedicht von Li Tai Bo, das Hundhausen aus dem Chinesischen übersetzte, geht mir nicht aus dem Kopf. Um mich brennen Weihrauchkerzen, die man gegen die Moskito aufgestellt hat. Wirklich rührend sorgt man hier für uns, für meine Eltern holte man sogar richtige Betten aus den Trümmern des alten deutschen Konsulats. Den großen Bau hatte man nach den ersten japanischen Luftangriffen räumen müssen, um in dieses kleine, nur spärlich eingerichtete Häuschen umzusiedeln. Es ist schon allerhand, daß man uns darin, obwohl kaum für das Gesandtschaftspersonal Platz darin ist, zwei Zimmer zur Verfügung stellt. Im großen Zimmer sind meine Eltern, und im Vorraum liege ich, wie bereits beschrieben, auf dem Boden.

Unaufhörlich qualmen die Weihrauchkerzen, und der duftende Rauch hüllt mich ein wie einen ruhenden Buddha. Unwillkürlich muß ich mit offenen Augen träumen. Zuerst ist es das alte China, an das ich denke. Es ist Kunming, die alte Hauptstadt Yünnans, die mit ihren Seen und Tempeln an mir vorüberzieht. Als das Bild des dortigen Konfuzius-tempels mir durch den Sinn geht, unterbrechen zwei gewaltige Detonationen den Gang meiner Gedanken. Als die Fensterscheiben klirren und der Boden erzittert, muß ich mich festhalten, um nicht aufzuspringen. Weiß ich auch, daß es sich nur um Sprengungen zum Bau von Luftschutzzellen handelt, so sind doch japanische Bomben bei jeder Explosion meine ersten Gedanken.

Ich lauere auf den langgezogenen Ton der Sirene. Dann wird alles aufspringen, die bereitgelegte dunkle Kleidung

anlegen und den nächsten Unterstand aufsuchen. Der nächste Unterstand ist freilich nicht ein Luftschuttkeller im Hause. So etwas gibt es hier nicht, da ja in China kein Haus einen ausgebauten Keller hat. Man muß schon etwas weiter, durch dunkle Gassen, über ungezählte Stufen laufen, um Deckung zu suchen. Am Vortag hatten wir Generalprobe abgehalten. Genau 17 Minuten 30 Sekunden brauchen wir von der Botschaft zu unserm Unterstand. Mehr dürften es auch nicht sein, da 20 Minuten nach der ersten Warnung die Sirenen noch einmal heulen. Wer sich danach noch auf der Straße zeigt, wird rücksichtslos vom Militär angeschossen.

Natürlich kann man auch in einen öffentlichen Luftschutzraum fliehen, vorausgesetzt, daß sich der Fremde mit beiden Ellbogen noch ein bißchen Platz in den engen, stickigen Gängen erkämpfen kann. Gewiß gibt es auch größere, von der Regierung gebaute Unterstände. In monatelanger, mühseliger Spreng- und Steinklopfarbeit sind gewaltige Hallen und Stollen in den gewachsenen Granit gebohrt worden. Unter der Stadt dehnt sich ein Labyrinth, ein zweites Chungking wächst unter der Erde. Viele Flüchtlingsfamilien leben auch tagsüber in der Dunkelheit der Höhlen. Die Ministerien haben die Safes mit ihren wichtigsten Akten nach unten geschafft, und auch beim Bombenregen wird weitergearbeitet. Von dem Unterstand der sowjetrussischen Botschaft erzählt man sogar, daß sie sich elektrisches Licht eingebaut habe.

Hier hat jede ausländische Kolonie ihren »eigenen Luftschuttkeller«. Es ist verständlich, daß kein Ausländer zu den rücksichtslos drängenden und puffenden Chinesen in den öffentlichen Unterstand will. Die allgemeine Aufregung kann da leicht Anlaß zu Streit oder gar fremdenfeindlichen Auslassungen sein. Vor allem aber ist in den Luftschutz-

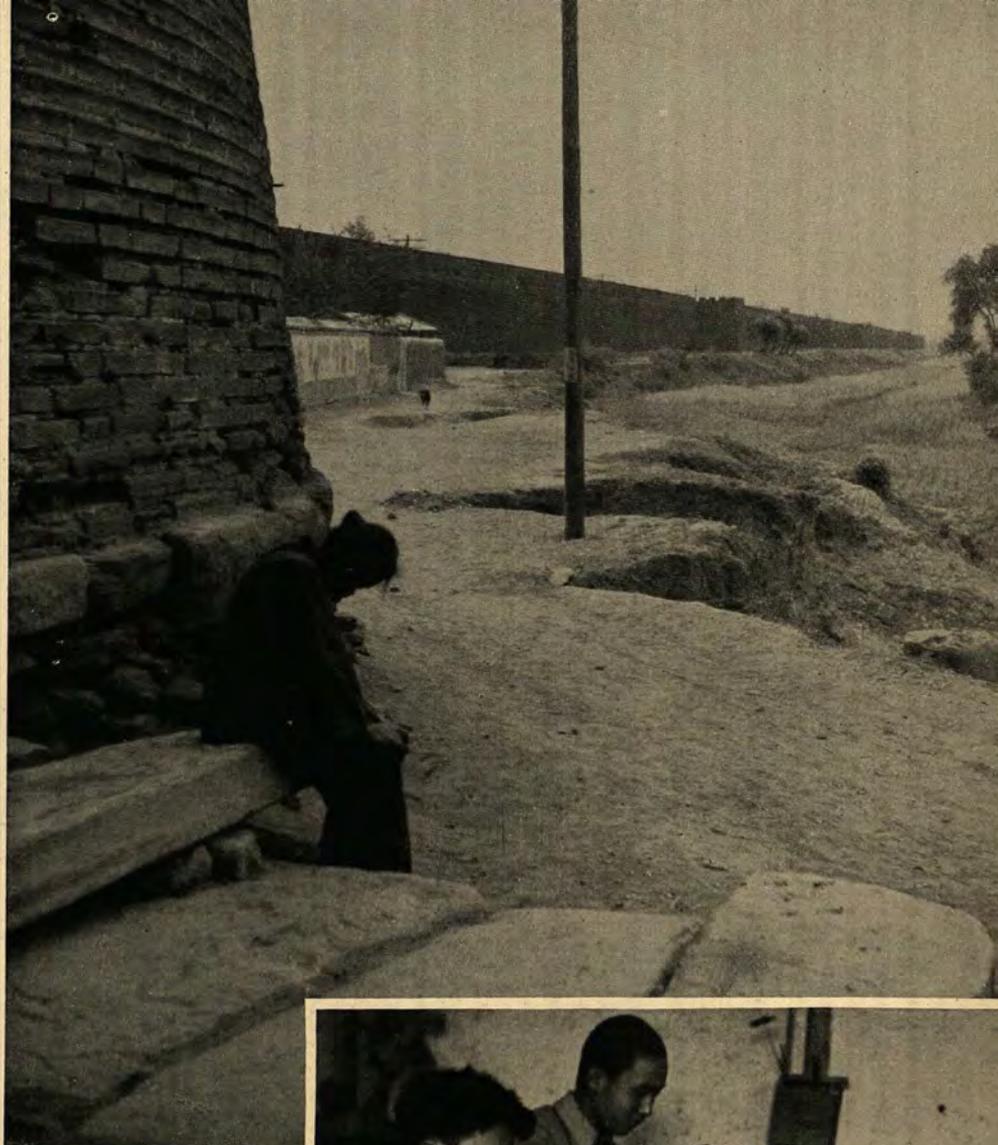


»Ich erschrak doch, als ich sah, wie die Bomben hier in Chungking gehaust haben . . .«



Aber das Leben geht weiter





Das alte China verließ
sich auf seine Mauern...

...das werdende China
schafft Waffen!





Eine Schulklasse in Chungking



In der Schule des nationalen China wird den Kindern die altchinesische Abneigung gegen Soldatentum abgewöhnt.

räumen jedes Sprechen strengstens untersagt. Angeblich sollen die Soldaten auf jeden Laut, den die Flieger hören könnten, mit dem Feuer ihrer Gewehre antworten.

Da ist es schon besser, wir scheuen den weiten Weg nicht und gehen in den gutgebauten deutschen Unterstand. Ich glaube, daß ich in dieser Nacht unzählige Male in meinen Gedanken den Luftschutzraum aufgesucht habe. In den Träumen ergaben sich dabei alle möglichen Abwechslungen. Einmal fiel ich an einer Straßenkreuzung in einen kleinen Schacht, wie sie die Verkehrspolizisten unter ihren Ampeln als »Ein-Mann-Luftschutzraum« haben. Das letztmal aber fand ich in meiner Einbildung lauter verschlossene Räume vor, deren Insassen meine Aufnahme verweigerten.

Nun ist auch die letzte Kerze abgebrannt. Doch Schlaf kann ich noch immer keinen finden. Ruhelos rolle ich auf meinem Lager, bis sich der Himmel zu färben beginnt. Die Sterne verblassen, während sich im Osten ein fahler Lichtstreifen am Horizont zeigt. Ich stehe auf, strecke mich — der Rücken ist doch recht steif — und trete ans Fenster. Von der Höhe des Hügels, der von unserem Bungalow gekrönt wird, hat man einen weiten Blick.

Wie eine dunkle Masse liegt Chungking vor mir. Überall kleben die Häuserhaufen an den kleinen Hügeln. Wahl- und planlos ist die Kriegshauptstadt gewachsen, un-gehemmt von Mauern und städtebaulicher Tradition. Die Häuser sind schwarz gestrichen, als Tarnung gegen die Flieger, die dem Lebensstil dieser Stadt ihre Gesetze auf-gezwungen haben.

Der Fabrikschlot ist zur Pagode geworden. Doch der Rauch, der unaufhörlich aus ihr qualmt, wird zum Ver-räter. Der Wasserturm ist in viele grüne Netze gewickelt und soll wohl wie ein Hügel aussehen, und die Flakstellungen sind hinter Garben auf den Feldern versteckt. Die Kasernen

sind dagegen oft nur einfache Bambushütten, deren Wände von Strohmatte gebildet werden.

Unter mir, am Fuße des Hügels, beginnt in den Baracken der Salzbrigade der Tag. Vor der Villa des Premierministers Kung zieht eine neue Wache mit Maschinenpistolen über der Schulter auf. Die Mannschaft sammelt sich zum Morgenappell. Unter den langgezogenen Tönen einer Trompete wird die chinesische Nationalfahne gehißt. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fallen auf die Soldaten; guo ji piaul piaul »Flattere, flattere Fahne der Nation!« Das Rote Tuch mit der weißen zwölfstrahligen Sonne des Chinas der Kuomintang auf blauem Grund steigt am Mast empor, während die Morgensonne blutrot von den Schlachtfeldern Hankaus herübergrüßt. Kreisrund wie auf der Hinomaru, dem roten Sonnenbanner Nippons, steigt der Feuerball höher in den Himmel, um sich immer heller, fast weißlichgelb, zu färben.

Ob die rote Sonne oder die weiße Sonne über dem neuen China scheinen wird, steht noch in den Sternen geschrieben. Sicher ist nur, daß eine von beiden untergehen muß; denn nicht einmal der Himmel hat Platz für zwei Sonnen. Die Zukunft allein wird zeigen, welches Volk der aufgehenden und welches der untergehenden Sonne sich verschrieben hat.

Chiang Kai Chek fährt durch seine Hauptstadt

Der Papierwarenhändler in der Chungkinger Altstadt war ein gerissener Geschäftsmann. Viel Ware hatte er freilich nicht mehr anzubieten; außer den deutschen Faberbleistiften gab es nur sehr schlechtes Schreibpapier, Schulhefte mit den Geboten der Bewegung für Neues Leben auf dem Umschlag und ein paar Bücher, augenscheinlich tech-

nischen Inhalts. Trotzdem war der offene, staubige Laden überfüllt. Die schweißtriefenden, stark nach Knoblauch riechenden Kulis kamen ebenso herein wie die Studenten mit ihren schweren Hornbrillen.

Keiner konnte achtlos an dem Laden vorübergehen. Das Bild des Pekinger Sommerpalastes, der gegen einen allerdings etwas kitschig ausgefallenen Abendhimmel wie eine Burg aufragte, mußte jeden fesseln. Auch ich trat näher, um mir den an sich wertlosen Öldruck etwas zu besehen. Wie blutiger Hohn wirkte das Bild einer verschwenderisch lebenden Welt hier in dieser vom Staub zerstörter Häuser erfüllten Straße. Nur wenige Meter entfernt war beim letzten Fliegerangriff eine Bombe niedergegangen und hatte die Garage des benachbarten Ministeriums in einen Trümmerhaufen verwandelt. Die Häuser nebenan waren von der Stadtverwaltung selbst abgerissen worden, um eine sogenannte »Firelane« zu bilden. Die »Firelanes« sind breite Sicherungsgürtel, die die Wirkung der japanischen Brandbomben auf einzelne Häuserblocks beschränken sollen. Diese schnurgeraden, oft mitten durch die Häuser geschnittenen Feuergassen mögen vielleicht einmal, wie mir ein chinesischer General versicherte, »nach dem Endsieg« die Prachtstraßen eines glücklicheren Chungkings der Zukunft bilden. Aber einstweilen sind sie noch keine Verschönerung der ersten, schwergeprüften Kriegshauptstadt.

Aus dieser Umgebung kommen die Menschen, die sich vor den Bildern der klassischen »Nördlichen Hauptstadt« Peking scharen. Die Ansicht der prächtigen Thronhalle der »Verbotenen Stadt« ist die reinste Herausforderung für das in der brüchigen Bude gegenüber untergebrachte Ministerium. Das Bild des großen Hatamön-Tores, durch das sich unzählige, glücklich aussehende Chinesen mit ihren Waren schieben, müßte als Plakat für die »gute, alte Zeit« verboten

sein. Oder wirkt es nur auf den Ausländer so? Vielleicht sind den Einheimischen die alten Zeiten auch gar nicht so gut vorgekommen? »Wie war es damals, vor dem Krieg?« mögen sich die Kulis fragen. Und wenn Wang, Shun und Lin an ihre Jugend denken, so war es immer dasselbe: Überschwemmungen und Hungersnöte, Brände und Kriege. Aber daran zu denken ist keine Zeit. Jede müßige Minute verringert die Möglichkeit, ein paar Cent zu verdienen, die einen noch gerade vor dem Verhungern bewahren können.

»Not hat es im Reich der Mitte immer gegeben. Sind doch bisher noch immer, in jedem Jahr in der chinesischen Geschichte, in China unzählige Menschen den Hungertod gestorben«, meinte mir gegenüber ein bekannter Sinologe, und ich fürchte, er hat recht. Auch in den großartigsten Epochen der Kaiserzeit ging es der Landbevölkerung nicht viel besser als heute, und das wissen die Chinesen; denn sie sind ein geschichtsbewußtes Volk.

Die Studenten wissen beim Anblick des Wan-Schu-schang auf dem Bild, des »Berges der zehntausend Alten«, auf dessen Gipfel der achteckige Turm des Sommerpalastes steht, daß dies eine Hochburg von Intrige war. Vielleicht wäre das ganze Schicksal Chinas anders verlaufen, hätte damals die Kaiserin Si-Tai-Hu, wie sich Yehonala später nannte, die fünfzig Millionen Dollar, die für den Bau einer der japanischen gewachsenen Flotte bewilligt waren, nicht statt dessen auf diesen Palast verwendet. Schon damals war die Empörung der Nationalisten groß. Allein, die Kaiserinwitwe wußte ihren Vorwürfen nichts anderes zur Antwort zu geben als das berühmte oder vielmehr berüchtigte Marmorschiff, das sie auf dem See des Sommerpalastes vom Stapel ließ. Vielleicht ist auch einer der Studenten hier ein Flüchtling aus Peking. Dann wird er wissen, daß der Sommerpalast heute das beliebteste Ausflugsziel der japanischen

Kolonie von Peking ist. Kein Tag vergeht, an dem nicht das marmorne Schiff von eifrigen Japanern photographiert, gezeichnet oder angedichtet wird. Er wird vielleicht dann auch ahnen, wieviel von Hofmarschällen und Ministern an diesem Monstrum von einem Marmorschiff verdient wurde, an »Squeeze«, wie man hier in China die allgemein üblichen ungesetzlichen Provisionen nennt.

»Squeeze« war von je der Krebschaden Chinas. Mit »Squeeze« haben sich die Generale, die vor Chiang Kai Chek das Land mehr unterdrückten als beherrschten, ein Vermögen gemacht. Von »Squeeze« sammelt sich der Hausboy das Geld für seine ganze Sippe. Jeder Kuli, den sein Hausherr anstellt, jedes Paar Stiefel, das dieser sohlen läßt, jedes Pfund Zucker, das er für ihn kauft, sammelt Geld in des Hausboys Truhe. 25 Prozent von allem sind es leicht, was in seinen Händen bleibt. Auch an diesem Krieg glaubten manche, Beamte wie Militär, sich auf diese Weise nebenher ein Vermögen machen zu können. Vielen ist es geglückt. Wer aber erwischt wurde, mußte mit dem Leben zahlen; Chiang Kai Chek hat nicht lange gefackelt. Dabei muß man bedenken, daß es in der ganzen Geschichte Chinas fast einzigartig dasteht, daß ein Regierungsoberhaupt gegen Korruption vorgeht. Es ist selbstverständlich, daß sich der Generalissimus dadurch unbeliebt machte, aber das tat er schon, als er in der Vorkriegszeit jeden rückfälligen Opiumraucher erschießen ließ, obwohl er wußte, daß der Opiumhandel eine der Haupteinnahmequellen der Regierung war. Aber er hielt durch, und wenn der Name Chiang Kai Chek fällt, merkt man auf jedem Gesicht, wie geschätzt der Marschall trotzdem ist.

Auch hier, wie in jedem Laden Chungkings, hing sein Bild, gegenüber dem von Sun Yatsen. Auch diese Bilder sah ich mir gründlich an, und dies so lange, daß ich das Ge-

fühl hatte, ich müsse mich für den Aufenthalt in dem so interessanten Laden erkenntlich zeigen. So kaufte ich einen Bleistift, Marke Faber aus Nürnberg. Die Geschäftstransaktion ging nur schwierig vonstatten, nicht nur der Sprachschwierigkeit wegen, sondern vor allem, weil man sich beim Lärm, der von der Straße kam, kaum verstehen konnte.

Jeder Straßenverkäufer hat hier seinen eigenen Werbeschrei. Der Haarschneider dort drüben, dessen Unternehmen durch einen dreibeinigen Stuhl dargestellt wird, wirbt die Kunden durch den Schlag einer Bambusrassel. Nur der Kalligraph sitzt stumm und wartet auf seine des Schreibens unkundigen Kunden, die ihm ihre Familienbriefe diktieren. Dafür johldet der Süßigkeitshändler um so schöner. Ununterbrochen hämmert es aus den Läden. Jeder ist zugleich Werkstatt. Die Metallwaren, die hier angeboten werden, können vor den Augen des Käufers umgeschmiedet werden. Das alles ist jedoch nur Beiwerk. Das Hauptgeschäft ist das mit der Armee.

In Chungking gibt es nur wenige und kleine Rüstungsfabriken. Kleinere Aufträge teilt man den Werkstätten zu, die hier in kleinstem Raum ihren Anteil an der Produktion von Kriegsgeräten tragen. Sogar Gewehrläufe werden in solch kleinen Werkstätten produziert. Dabei darf man natürlich nicht wissen, womit sich der Hufschmied oder der Töpfer hinter seinem Ladenraum beschäftigen.

Die Regelmäßigkeit der einzelnen Schläge aus der Werkstatt werden durch den Marschtritt von Soldaten untermalt. Mit modernen Maschinenpistolen über der Schulter ziehen gerade die Elitetruppen der Zentralarmee durch die Straße. In ihren abgeschabten Uniformen, die die ganze Farbenreihe vom tiefen Braun zum weißlichen Gelb durchlaufen, entsprechen sie nicht ganz unserer Vorstellung von Mustertruppen. Aber ihre Haltung ist gut.

Noch mustergültiger kommen allerdings die Mädels da-

her, die eben bei der zerstörten Garage anmarschiert kommen. Sie tragen unwahrscheinlich große Strohhüte, wie sie augenblicklich im nationalen China Mode sind, dazu Schaufel und Pickel über der Schulter. Es sind Mitglieder des von Madame Chiang Kai Chek geschaffenen Hilfsdienstes.

Die Soldaten sind jetzt vorbei, und hinter ihnen zieht eine Kolonne von Tragstühlen die Straße herauf. Im ersten sitzt ein dicker Chinese. Ein Bettler löst sich von der Hauswand und wirft sich vor seinem Tragstuhl zu Boden. Der vordere Träger stutzt, stürzt und kann sich gerade noch aufraffen, um vor dem in diesem Augenblick vorfahrenden Auto zur Seite zu springen. Es ist ein schwerer Zwölfzylinder Cadillac, und man wundert sich, wie er je hierhergekommen sein mag. Im Wagen ein Mann mit Schnurrbart, in Generalsuniform. Ist das etwa . . . ?

Nein, der Marschall kann es nicht sein. Sonst wäre doch die Straße abgesperrt, Polizei, Militär und jubelndes Volk. Die Studenten haben sich nur kurz von den Bildern Pekings abgewandt, der Barbier nur für eine Sekunde im Rasieren innegehalten, die Aufräumarbeiten an der zerstörten Garage dagegen sind keinen Augenblick unterbrochen worden. Nur der alte Papierhändler ist vor seinen Laden getreten und schaut dem schweren Wagen nach. In der Hand hält er seine Brille, denn so will es die alte chinesische Sitte: Vorgesetzten gegenüber darf man keine Brille tragen.

»Chiang Kai Chek!« sagt er mir und weist auf den verschwinnenden Wagen. Dabei geht ein Strahlen über sein verrunzeltes Gesicht.

Flucht aus Indochina

Es ist eine eigene Sache, in einem Krieg zu sein, ohne persönlich daran Anteil zu haben. Dabei waren wir uns immer klar, daß wir bald persönlich im Krieg sein würden. Aber

dann in China zu sein, wäre das Schlimmste. Eine Heimkehr nach Deutschland war jedoch nur über das französische Indochina möglich. So unangenehm es uns also war, es blieb nichts anderes übrig, als im Augenblick der schwersten Krise auf französisches Gebiet zu gehen. Die letzte Strecke fuhren wir im Zug.

Ein Druck lag auf dem Herzen, als wir die Schmalspurbahn für die letzte Strecke nach der Grenze bestiegen, ohne in den letzten Tagen irgendwelche Nachrichten aus Europa gehört zu haben. Immer tiefer schlängelte sich unser Zug durch Täler und Schluchten vom Hochland von Yünnan herunter. Erst durch steil abfallende Felshänge; dann traten die großen einzelnen Felsen zurück, nur noch einige wenige säumen die Bahnlinie, die das einzigartige Landschaftsbild bilden, das uns aus chinesischen Malereien so vertraut ist. Dann blieben auch diese zurück, und bei Einbruch der Dunkelheit fuhren wir schon durch tropischen Urwald.

Dort war in einem kleinen Ort die Grenzkontrolle. Am liebsten hätte ich schon den Zöllner nach den letzten politischen Ereignissen gefragt, aber der interessierte sich mehr für unser Gepäck. Der Bahnhof war voller Menschen. Die Soldaten, die ihren Gestellungsbefehl für die Maginotlinie bekommen hatten, nahmen Abschied von der Bevölkerung. Ein junger Leutnant kam zu mir ins Schlafcoupé. Er fuhr morgen mit einem französischen Schiff nach Hause. Und wir?

Wir versuchten, mit dem Auto nach Siam durchzukommen, eine andere Möglichkeit hatten wir nicht. Im Hafen von Haiphong lagen nur französische oder englische Dampfer. Ein Fortkommen war also nur über Saigon möglich. Aber Saigon war noch 2600 Kilometer entfernt!

»Am ersten Tag fahren Sie 1000 Kilometer!« riet uns der deutsche Generalkonsul.

Nach längerer Beratung legten wir die einzelnen Etappen fest, Stunde für Stunde, und die Stationen, an die er uns chiffrierte Telegramme schicken wollte, um uns im Ernstfall die Möglichkeit zu geben, uns seitlich in die Büsche zu schlagen. Die erste Etappe brachten wir auch fahrplanmäßig hinter uns, als wir am nächsten Morgen statt einer Straße in strömendem Regen einen riesigen See vorfanden. Die ganze Strecke war Hunderte von Kilometern weit achsentief überschwemmt. Wir mußten zurück. Das hieß einen ganzen Tag Zeitverlust, nein, eine Woche, denn alle Güterwagen waren auf eine Woche vorausbestellt und besetzt, und es bedurfte unserer ganzen Energie, den Stationsvorsteher zu bewegen, einen Güterwagen für uns freizumachen und das Auto dem nächsten Expreszug anzuhängen, in dem wir nach Saigon fuhren. Von Saigon geht keine Bahn an die siamesische Grenze, und ohne Auto wären wir dort hoffnungslos hängengeblieben.

So sahen wir ab und zu voll Genugtuung aus unserem Eisenbahnabteil heraus auf unseren lieben, guten Mercedes, der direkt an unseren Wagen angehängt war. Wir fuhren vor statt in unserem Auto. Das heißt, die Freude dauerte nicht lange. Eines Morgens war er weg, einfach abgehängt, und wir wußten nicht einmal, wo. Jede Stunde konnte der Krieg erklärt werden, und wir standen ohne jedes Fortbewegungsmittel in Saigon, 600 Kilometer von der rettenden Grenze entfernt. Und sollten wir etwa den Wagen den Franzosen überlassen? So viel Energieaufwand habe ich selbst bei meinem Vater noch nie gesehen. Und er hat es geschafft!

Umgeben von einer riesigen, Betel kauenden Menschenmenge, der wir unerhört interessant waren, Anamiten, Kambodschaner und Chinesen, hockten wir seit fünf Uhr bei strömendem Regen auf dem Bahnhof von Saigon. Das konnte gut werden und noch lange dauern. Vorsichtige

Zuschauer hatten ihre Schlafmatten mitgebracht. Und unser Auto war noch immer nicht in Sicht!

Um die ungeheuerere Erregung etwas abzulenken, hatte ich mir, auf dem Koffer sitzend, meine griechische Grammatik vorgenommen. Zum Spaß hatte ich sie auf der Reise mit Klebezetteln von den verschiedenen Hotels und Schiffen beklebt, wo ich gewesen war. Als oberstes stand »Norddeutscher Lloyd« — »N-o-r-d-deutscher Lloyd«, buchstabierte die Menge, und einer, der besonders schlau zu sein glaubte, erklärte den Umstehenden, ich hieße vermutlich »Norddeutscher Lloyd«.

Um 21 Uhr geriet Bewegung in die Menge. Der Wagen kam an. »Nach 20 Uhr laden wir nicht mehr aus!« erklärte in fließendem Französisch der Herr Gewerkschaftsführer, der, ein buntes Lendentuch um die Hüften, in weitem Bogen seinen Betel über uns wegspuckte. »Der Wagen muß ausgeladen werden!« erwiderte mein Vater. Das Publikum reckte die Hälse, als mein Vater den Schauplatz verließ und sich an einen Offizier wandte. Der Wagen wurde ausgeladen.

Aber jetzt ging das Abenteuer erst los! Es goß derart, daß man in der stockdunklen Nacht keine Hand vor den Augen sah. Es war ja immerhin noch ein gutes Stück, das wir zurückzulegen hatten; dabei kamen wir auf den glitschigen, nassen Straßen kaum vorwärts. Oft mußten wir einfach stehenbleiben, weil man nichts mehr sah. Wer konnte wissen, ob die Wassermenge vor uns ein See, ein Fluß oder einfach die überschwemmte Straße war. Es gab ja eine ganze Reihe von Wasserläufen zu überqueren.

Immer wieder mußten wir raus und die Fährleute aus dem Schlaf trommeln. Als wir um halb drei Uhr nachts an den Mekong, den größten Fluß Indochinas, kamen, glaubten wir, das Schicksal habe uns erreicht; denn statt des Fähr-

manns kam die Polizei. Aber sie verlangte nur unseren Führerschein zu sehen, von der Anschauung ausgehend, daß jemand, der nachts mit einem Auto davonrast, ein Dieb sein muß. Auch dieses Hindernis war zu überwinden. Aber fünf Kilometer weiter saßen wir buchstäblich im Dreck. Wir tüteten so lange, bis das ganze Dorf schlaftrunken aus den Hütten getaumelt kam und uns heraushalf.

Jetzt waren wir schon in Kambodscha, in der Gegend der alten Tempelruinen von Angkor. Traurig sahen wir zu den hohen Tempeltürmen hinüber, die im frühen Morgenlicht aus dem Urwald ragten. Seit Jahren hatte ich mir gewünscht, einmal Angkor zu sehen, und jetzt wurde es mir buchstäblich an der Nase vorbeigezogen, d. h. einen kurzen Abstecher dahin wagte mein Vater doch.

Hinter Angkor kamen wir noch einmal durch Urwald und dann ganz jäh und plötzlich an die siamesische Grenze.

»Falls wir Schwierigkeiten haben, fahre ich einfach durch die Schranke durch!« sagte mein Vater. Aber als ob man mit einem solchen Durchbruch gerechnet hätte, war die Zollanlage schneckenförmig angelegt, und Vaters Plan hätte sich nicht so leicht verwirklichen lassen. Der französische Zollbeamte trat an unseren Wagen.

»Einen Augenblick, bittel!« Damit verschwand er im Haus. Wir warteten und warteten. Andere wurden abgefertigt. Ein Omnibus fuhr an uns vorbei. Man schaute sich unseren Wagen an, der das deutsche Nummernschild trug.

Schließlich kamen zwei Zollbeamte wieder und baten uns, vor einem besonderen Schuppen vorzufahren. Hierhinein mußten wir unser gesamtes Gepäck ausladen, und nun ging ein Fragen und Examinieren los. »Sie wollen uns hinhalten, bis die Kriegserklärung heraus ist«, ging es mir durch den Kopf, als der Beamte, der meinen Koffer durchsuchte, jedes einzelne meiner Schulbücher Seite für Seite durchsah.

Da waren sie noch einmal, all die Vertrauten, die mich die ganze Reise über begleitet, Homer und Plato, Herodot und die griechische Grammatik, aber auch ein Büchlein mit Hitler-Jugendliedern. Jedes einzelne meiner Bücher wurde auf eine Liste gesetzt. Eins, zwei, drei, vier, fünf! Kopfschüttelnd zählte der Beamte. Eine Stunde schon dauerte dieses seltsamste Examen meines Lebens. Dann klappte er den Koffer zu und sagte:

»Pauvre garçon!« und damit waren wir entlassen. »Armer Junge!« Ich? der glücklichste Junge unter der Sonne! Französischer Gefangenschaft auf tropischem Boden entronnen! Wenn ich damals schon gewußt hätte, was wir kaum zu hoffen wagten, daß wir nach drei Monaten auch noch zurück nach Deutschland kommen würden, dann hätte ich mit noch mehr Inbrunst gesagt:

»Ich glücklicher Junge!«

HEIMKEHR MIT HINDERNISSEN

Gelbe Nachtigallen singen
In der Weide ihren Schmerz.
Reihen weißer Störche schwingen
Durch die Luft sich heimatwärts

Im Gebirge drohen Mauern,
Hochgetürmt aus Eis und Schnee.
Ungezählte Schiffe lauern
Überall auf hoher See.

(Chinesisches Gedicht von Tu Fu,
übersetzt von Vincenz von Hundhausen).

Mit unserer Ankunft im siamesischen Aranja war die Reise um die Welt beendet. Bisher waren wir von Ort zu Ort gefahren, um die Welt besser kennenzulernen. Mit dem Ausbruch des Krieges aber hatte diese ihren Reiz eingebüßt. Nun verloren auch die Prachedis Siams ihren Glanz wie die Tempel Japans und Chinas. Auch die interessantesten asiatischen Probleme und das Studium der chinesischen Sprache konnten die an die Heimat gefesselten Gedanken nicht mehr ablenken.

Es war kein Heimweh, das mich überkam, als wir die drei Monate in Siam unfreiwillig festsäßen, vielmehr jenes merkwürdige Gefühl, das sich so oft auf dieser Reise an mich herangemacht hatte. Zuerst in San Francisco, als mich die Nachricht der Besetzung Böhmens und Mährens überraschte. Dann in Yokohama, als in den letzten Julitagen der deutsche Schnelldampfer »Gneisenau« in den Hafen einlief. Das schlank schnelle Schiff, das modernste in den östlichen Gewässern, legte an dem großen Pier an, genau gegenüber dem Yokohama-New-Grand-Hotel. Zu seiner Rechten löschte ein Frachtdampfer des Norddeutschen Lloyd, die »Mosel« aus Bremen, ihre Ladung. Links, auf der anderen Seite desselben Piers, lag ein größerer Dampfer, der trotz seiner zwei Schornsteine wohl seiner altmodischen Bauweise wegen

recht unscheinbar wirkte. Auf dem Mast wehte die britische Fahne, der braune und schwarze Anstrich verriet die »P & O«-Linie, und auf dem schwarzen Bug stand in weißen Lettern der Name »Rawalpindi«.

Das ist eines der Bilder dieser Reise, die ich nie vergessen werde, und zwar wegen des Gefühls, das mich bei diesem Anblick überkam, jenes merkwürdige Gefühl, das doch kein Heimweh ist, eher eine unbewußte Angst, zu spät zu kommen; denn damals ahnten wir den kommenden Krieg schon, und immer lastete mir der Gedanke, bei dem Kampf der Heimat etwa zu spät zu kommen, wie ein Alpdruck auf der Seele und ließ mir keine Ruhe.

Nun war dieser Krieg ausgebrochen, und jede weitere Fahrt konnte nur noch Deutschland zum Ziele haben. Doch jetzt, wo es alle Gefühle gefangen und gebannt hielt, war dieses kämpfende Vaterland auf einmal unerreichbar. Voll Wut tastete ich die Grenzen Siams auf dem Atlas ab. Im Norden: Britisch-Burma, im Osten: Französisch-Indochina, im Westen: die englandhörigen Malay-States und im Süden: Singapur. Alle Versuche, das feindliche Gebiet zu durchbrechen oder zu überfliegen, mußten schon von vornherein an der Tatsache scheitern, daß ein Weißer sich in diesen Gebieten kaum unerkannt durchschlagen kann. Der Seeweg dagegen wird von Singapur blockiert. Die feinen schwarzen Linien auf der Karte laufen alle bei der Löwenstadt zusammen. Mit Ausnahme der Japaner, die in der Regel das französische Saigon anlaufen, verläßt keine Schiffslinie den seichten Hafen Bangkoks mit einem anderen Ziel als einem britischen.

In Singapur werden so gut wie alle für Siam bestimmten Waren von den großen Ozeandampfern auf die kleinen, meist dänischen Küstenboote umgeladen. Nur selten kommt ein alter Trampdampfer direkt nach Siam. Diese Frachter —

unsere letzte Hoffnung — haben meist einen zu großen Tiefgang, um über die Barre den Menam hinauf bis Bangkok fahren zu können. Sie ankern deshalb draußen im siamesischen Golf, in der Bucht des Felseneilands Kosishang, von wo aus ihre Ladung mit Leichtern nach Bangkok weitertransportiert wird. Oft wurde mit den alten Trampfahrern verhandelt. Der Norweger bedauerte, keinen Platz zu haben, der Holländer wollte eine Erlaubnis der englischen Gesandtschaft sehen.

Es war, als wollte das Schicksal uns in Asien festhalten, als sollte ich zur Strafe für vorlautes Urteil über diesen Kontinent ihn nun statt als Besucher als Einwohner erleben. Dabei war es plötzlich ein ganz anderes Asien! Die östliche Kultur, für deren Tiefe ich mich, von Kenntnissen unbeschwert, spielerisch begeistert hatte, wirkte nun, gerade durch ihre Tiefe, bedrohlich. Ich hatte auf einmal Angst, daß dieselbe chinesische Sprache, für die ich mich anfangs so interessiert, mich nicht mehr loslassen würde.

In diesen Tagen mußte ich oft an die Erzählungen eines Tokioter Bekannten denken. Er sprach von den deutschen Kriegsgefangenen in Japan während des Weltkrieges. Die ehemaligen Kämpfer von Tsingtau befaßten sich zum Zeitvertreib im Lager zum großen Teil mit orientalischen Sprachen. Einige nahmen das fremde Geistesgut auf, ohne das eigene zu verlieren, und wurden so bedeutende Sino- und Japanologen. Viele aber gingen im Osten auf und fanden nicht mehr den Weg in die Heimat zurück, wie sich unser Bekannter ausdrückte.

War ich nicht in der gleichen Gefahr? Etwas Instinktives regte sich in mir gegen alles Fremde. Ich konnte nun die Kaufleute verstehen, die sich in Schanghai, Yokohama oder Kobe möglichst fern von allem Asiatischen, allem Interessanten, halten. Im übrigen widerstrebte mir der Gedanke,

daß ich in den 18 Tagen, in denen Kameraden, die nur ein paar Jahre älter waren als ich, ganz Polen eroberten, die 214 Radikalen der chinesischen Schrift immer noch nicht anständig auswendig gelernt hatte. Daß meine Kameraden noch auf der Schulbank saßen und nicht, wie ich dachte, im Schützengraben lagen, konnte man ja von Bangkok aus nicht wissen. Trugen doch alle Luftpostbriefe, die uns der barfußige Briefträger brachte, auf dem Umschlag den blauen Stempel »opened by censor«. »Britische Zensur!

Unser Radio war die einzige zuverlässige Verbindung mit der Heimat. Drang der deutsche Kurzwellensender trotz der Störungen – oder war es die chinesische Nachmittagsmusik des Chungkinger Senders? – mit einer neuen Siegesmeldung durch, so schlug das Herz höher vor Freude, aber auch die Trauer, bei all den Ereignissen nicht dabei sein zu dürfen, wurde jedesmal größer.

Und dann nach dreimonatigem Hoffen und Harren, Hangen und Bängen hatte es mein Vater geschafft. Ein japanisches Reisschiff nahm uns mit. Wir fuhren nach Deutschland zurück! Damit kein Engländer davon Wind bekam, ließen wir alles stehen und liegen und verließen Bangkok bei Nacht.

In Nacht und Nebel fuhren wir am französischen Saigon vorbei, in Sturm und Sturzwellen am britischen Hongkong. Drei Wochen brauchten wir bis Japan gegen einen Monsum, der uns mitunter nicht mehr als eine Meile die Stunde vorankommen ließ, der unser Boot in allen Fugen erkrachen machte und das Vorschiff bis zur Brücke unter Wasser setzte. »Ungezählte Schiffe lauern überall auf hoher See!« ging mir nicht aus dem Sinn.

Aber dann tauchten die Felseneilande von Kiushu auf. Noch ein letztes Bängen, bis die Dreimeilenzone erreicht ist; dann sind wir in Sicherheit! Kein Brite, kein Franzose



Eine Luftschutzmahnung für die Bevölkerung in Kunming: Das Plakat zeigt die Brandbombenbekämpfung



Am Stadttor von Kunming wird zum nationalen Widerstand aufgefordert

kann uns mehr vom Schiff herunterholen und in Gefangenschaft schleppen.

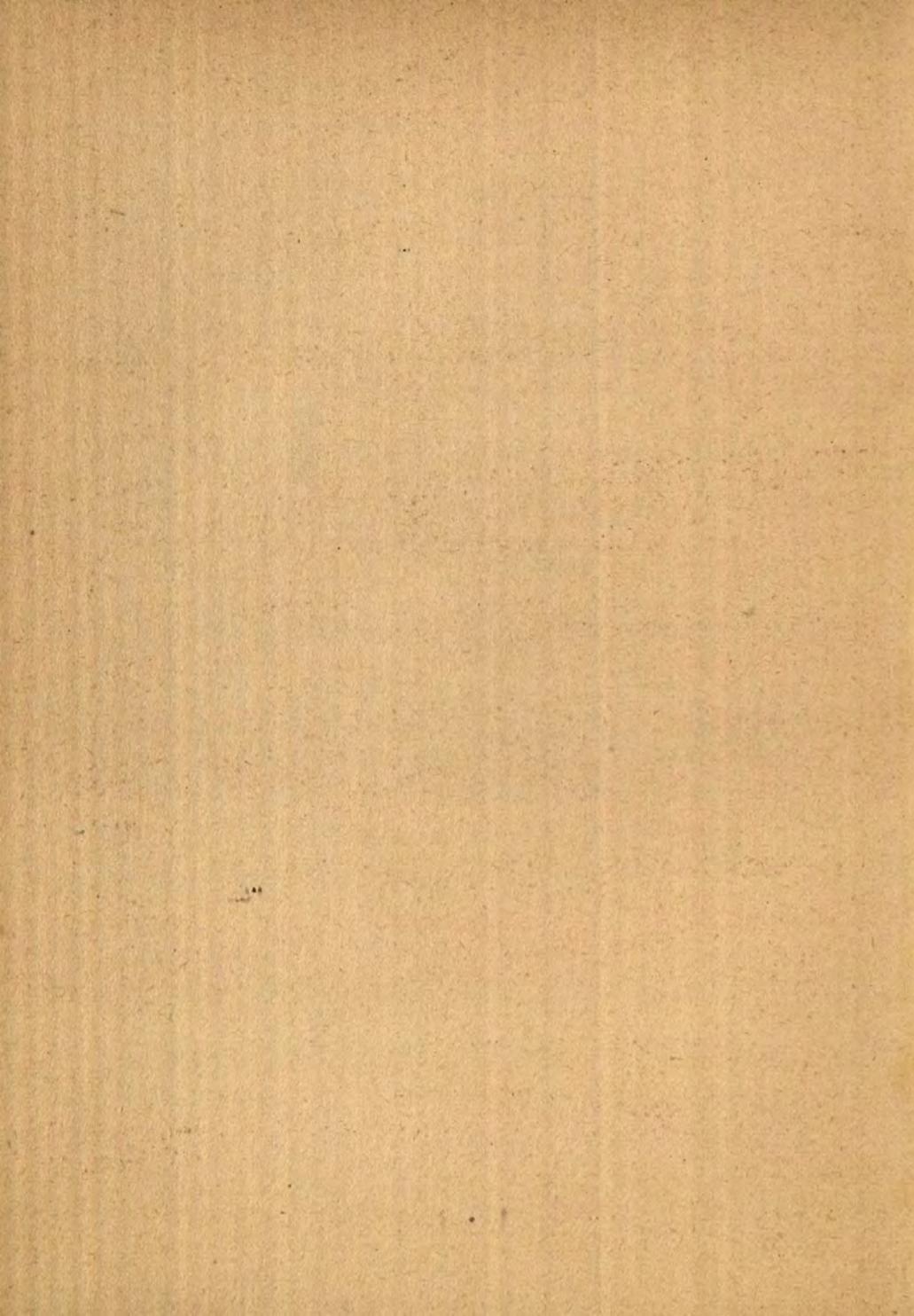
Nie mehr wird in Zukunft ein Brite einem Deutschen das Meer sperren können. Die Zeiten sind vorbei.

Wie ich wieder in Yokohama stehe, tauchen vor meinem geistigen Auge die drei Schiffe auf, die, als ich das letztmal hier war, in der Yedobucht lagen. Die »Gneisenau« ist noch gut nach Hause gekommen, einen Tag ehe der Krieg ausbrach. Die »Mosel« habe ich in der Bucht von Kosichang liegen sehen, als wir uns auf unserer nächtlichen Flucht aus Bangkok vom Menam trennten. Es war gut, daß die Mannschaft nicht wußte, daß sich auf dem kleinen Reisdampfer, der im Morgengrauen an ihrem stillgelegten Schiff vorbeifuhr, Deutsche barge, denen es vergönnt war, in die Heimat zurückzukehren. Das Heimweh der Matrosen wäre sicher noch größer geworden. Und die »Rawalpindi«? — Sie ist inzwischen von Deutschen versenkt worden!

Deutschland ist groß und stark geworden in den andert-halb Jahren, in denen wir von zu Hause weg waren. Für einen Deutschen ist die Reise um die Welt kürzer geworden; die Heimat ist ihm gewissermaßen entgegengekommen.

Niemand kann sich je so sehnen, in die Welt hinauszukommen, wie ich jetzt auf Deutschland brannte.

«Reihen weißer Störche schwingen
Durch die Luft sich heimatwärts!»



INHALT

	Seite
Die Erschließung der Erde für Deutschlands Jugend. Von Colin Ross	7

DURCH AMERIKA

Als Schüler in Chicago

Der Wunsch der Schüler — das Gesetz der Schule	17
»Fortschrittliche« oder »barbarische« Erziehung	27
Die Symphonie der Neuen Welt	36
Chicago — weiß und schwarz	45
Das Gesellschaftsspiel von »Demokratie und Diktatur« ..	51

Fahrt nach Florida

Mit dem »Auto der Bildung« durch Pennsylvanien	54
Fernverkehrsstraße Numero »I«	62
Nacht in Miami	74
In den Everglades	83

Von Küste zu Küste

Amerika baut seine Vergangenheit auf	88
Die deutsche Cowboyschule	93
Westwärts durch verschneite Wüsten	99
Walpi — die Wüstenburg der Hopis	107
Stadt der Engel — Stadt der Hoffnungen	111
Abschied von Amerika	115

DURCH ASIEN

Das junge Japan

Zwischen Amerika und Asien	123
Mein Freund, der Schintopriester	131
Von der Strohmatte zur Schulbank	142
»Jungzug Tokio« geht auf Fahrt	149
Die Söhne der Samurai fahren zur Front	154

Autofahrt durch Japan		Seite
In einer kleinen Stadt	160	
Die Polizei ist an allem schuld	166	
Mit der »Hidosya« durchs japanische Hinterland	172	

Mandschukuo macht sich!

Am Anfang war die Sojabohne	177
Harbin — Schmelztiegel der Rassen	183
Die Burgen Buddhas	187

Beiderseits der Front in China

Auf Japans Spuren nach China	190
Ich lerne die Sprache des »Volksstaates der blumigen Mitte«	195
Am Mittelpunkt der Welt	203
Vergnügter Abend auf Chinesisch	208
Auf Hongkongs heißem Boden	213
Flug nach Chungking	216
Welche Sonne geht über China auf?	222
Chiang Kai Scheck fährt durch seine Hauptstadt	226
Flucht aus Indochina	231

ZUM SCHLUSS:

Heimkehr mit Hindernissen	237
---------------------------------	-----

ABBILDUNGEN

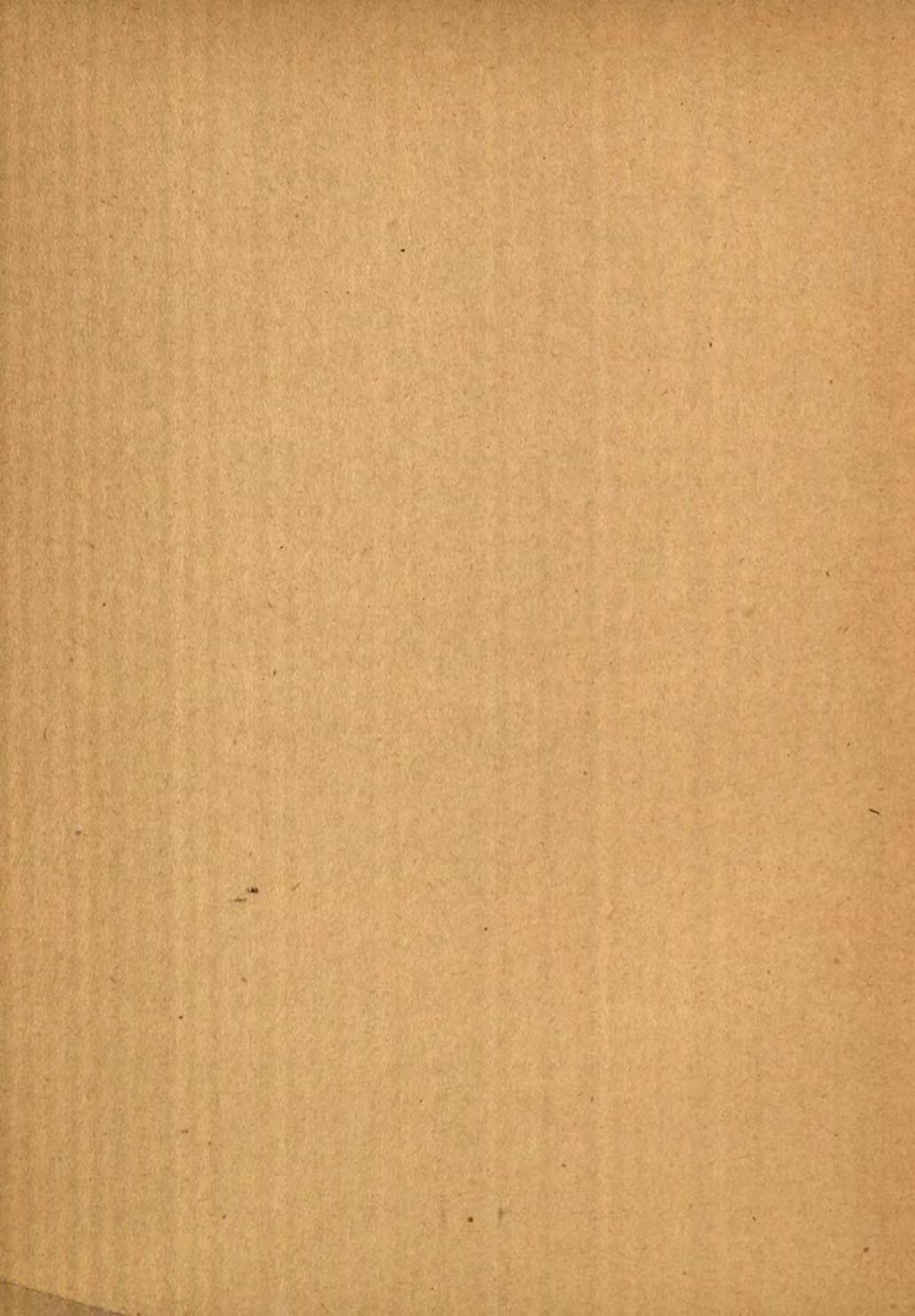
nach Aufnahmen des Verfassers. Vier Bilder wurden von der Kokusai
Bunka Shinkokai, Tokio, und ein Bild von der chinesischen Regierung
in Chungking freundlichst zur Verfügung gestellt

	nach Seite
Der Torii des Yasukunischreins	2
Der Wettlauf zum Himmel	24
»Die Kathedrale der Bildung« in Pittsburgh	24
Das Sternenbanner im Schulzimmer	24
Das R.C.A.-Gebäude	24
Amerikanische Kleinstadt	24
Altes Amerika neu aufgebaut	24
Neues Amerika noch unvollendet	24
Die Fernverkehrsstraße Numero »I«	48
Stahl und Eisen, der Rahmen Pittsburghs	48
Das Wirtshaus am Wege	48
Mein Florida-Traum	64
Am Strand von Miami	64
In den Everglades	64
Seminolenfrau	64
Seminolensprößling	64
Cowboy am Wege	68
Alte und junge Fachmänner prüfen den deutschen Wagen .	80
Durch die Steppe zur Schule	80
Benzinbettler	80
Hochhäuser der Pueblo-Indianer	80
Pueblo-Indianerin	80
Unerschlossener wilder Westen	80
Der Boulderdamm	80
Hopi-Indianer	96
Amerikaner, europäischen Ursprungs	96
Amerikaner, afrikanischen Ursprungs	96
Weite neue Welt	96

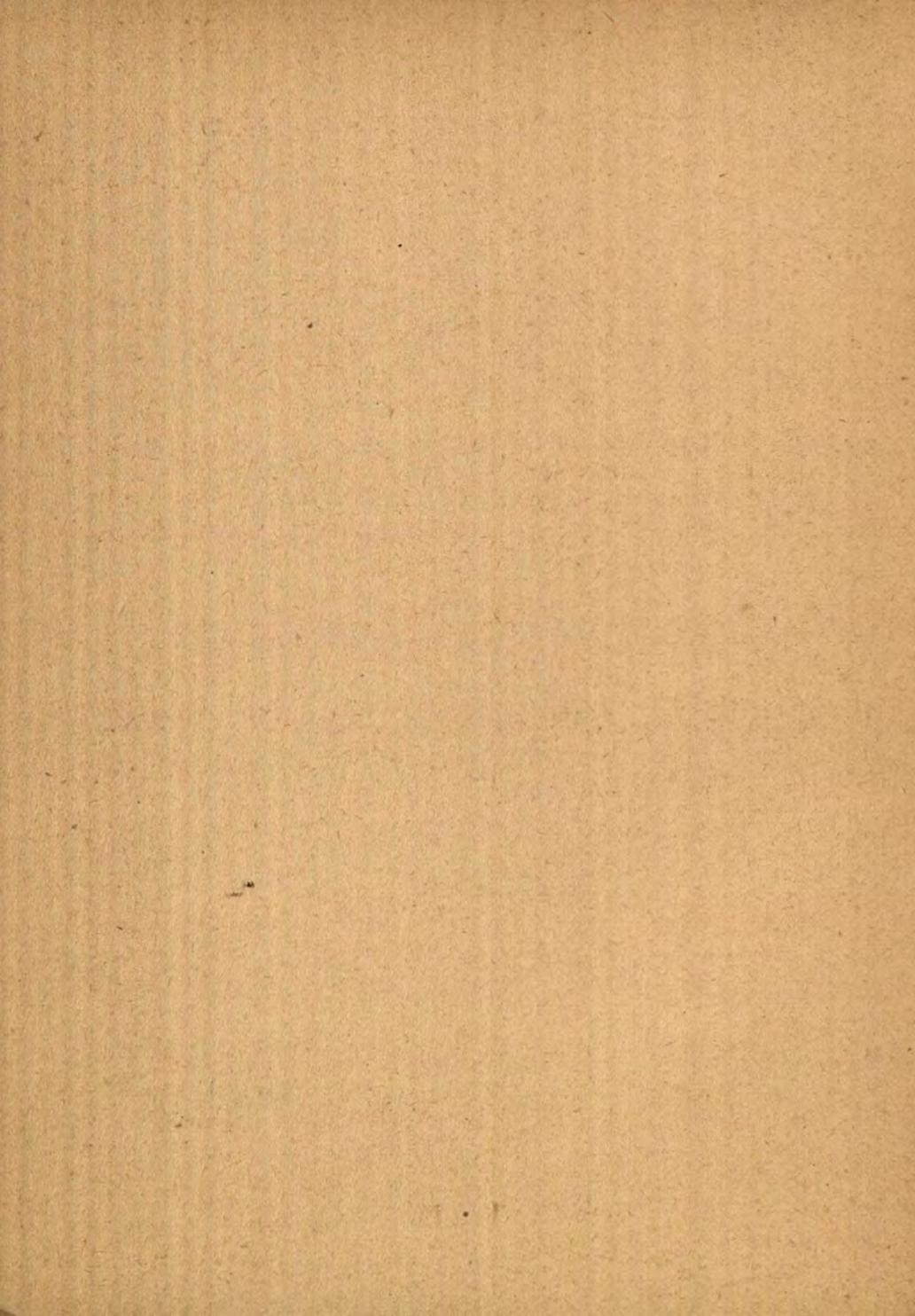
Torii in Itsakushima	112
Kirschblüte im Tempelhain	112
Kanonen flankieren den Weg zum Tempel	112
Schülerparade vor dem Kaiserpalast	128
Tempelbesuch der Schule	128
Schellenstrang am Tempeleingang	128
Anschauungsunterricht in Europäisch	128
In einem japanischen Schuhladen	128
Mädels mit Holzspeeren	144
Jungens mit Gewehren	144
Altjapanisches Fechten	144
Jung-Japan in Uniform	144
Daimyoschloß	144
Schwertexerzieren im koreanischen Schulungslager	144
Kriegerische Gymnastik	144
Tokios Geschäftszentrum	160
Vorstadtstraße in Tokio	160
Reklame im Reisfeld	160
Regen im Dorf	160
Mein Menü in Kotii	160
Bauer am Schöpfrad	160
Tempelhain in Nara	176
Stauendes Interesse	176
„Shimonoseki doko desuka?“	176
Staatsratsgebäude von Hsinking	176
Am Tatumg Tashieh von Hsinking	176
Am Treffpunkt zweier Kontinente	176
Die Potala von Jehol	192
Prachttor im Lamatempel	192
Klosterburg in Chengteh	192
Der Himmelstempel	192
Lotosteich	192

	nach Seite
Die Flaschenpagode	192
Das Tschien Mön	208
Chinesische Mutter	208
Schuster in Peking	208
Ein letzter Gruß der Heimat!	208
Britische Bankhäuser in Hongkong	208
Hongkongs Hinterhöfe	208
Chungking	224
Inmitten der Zerstörung	224
Das Gesicht Chinas	224
Mauern des alten China	224
Erziehung zur Wehrhaftigkeit im neuen China	224
Eine Schulklasse in Chungking	224
Soldaten von morgen	224
Luftschutzmahnung in Kunming	240
Kriegspropaganda am Stadttor	240





Buchanzeigen des Verlages





Ein japanisches Heldenepos

von

Arthur Ernst Grix

Mit 20 ganzseitigen Textzeichnungen von Peter Seidensticker

10. Tausend · Gebunden RM 4.80

Arthur E. Grix, der als Schriftsteller und Lichtbildner weite Teile der Welt bereist hat, schenkt dem deutschen Leser mit diesem Buch die romanhafte Gestaltung eines japanischen Heldengedichtes. Die Geschichte der 47 Samurai, die den Tod ihres Herrn unter Einsatz des eigenen Lebens rächen, lebt noch heute in den Herzen der Japaner. Die ungemein fesselnden kulturhistorischen Schilderungen machen das Buch zu einem Schlüssel für das Verständnis der heutigen Generation Japans, die im Fernen Osten um ihre Geltung ringt.

Erhältlich in jeder guten Buchhandlung

Verlag Die Heimbücherei · Berlin

Dichter erzählen im Volke



Der Tod im Schlepp

Eine Sammlung ernster Erzählungen

Herausgegeben von August Friedrich Velmede

Mit 32 Textzeichnungen von Max Geyer

15. Tausend · Gebunden RM 4,80

Diese sorgsam und verantwortungsbewußt ausgewählte Sammlung ernster Erzählungen gibt einen schönen und eindringlichen Querschnitt durch die Gegenwartsdichtung. In einem packenden und farbenfrohen Wechsel von Kriegserlebnissen, historischen Novellen und Heimatschilderungen spannt sich der thematische Kreis der Erzählungen von den Hussitenkriegen bis zum polnischen Feldzug. Viele Erzählungen bedeutender lebender Dichter sind von den großen Kriegen der Deutschen in allen Jahrhunderten beschattet.

Erhältlich in jeder guten Buchhandlung

Verlag Die Heimbücherei · Berlin

Dichter erzählen im Volke



Die Reise ins Paradies

Eine Sammlung heiterer Erzählungen

Herausgegeben von August Friedrich Velmede

Mit 33 Textzeichnungen von Max Geyer

15. Tausend · Gebunden RM 4.80

Der Herausgeber hat mit diesem Buch einen wunderschönen Gedanken in die Tat umgesetzt: deutsche Dichter erzählen von der Arbeit des schaffenden deutschen Menschen, berichten über lustige und heitere Begegnungen mit Mensch, Tier und Landschaft, mischen Ernstes und Heiteres im phantasievollen Abenteuer, in herzhaften Anekdoten, im ergreifenden Volksmärchen. August Friedrich Velmede hat eine richtige Schatzkiste mit den schönsten Erzählungen gefüllt.

Erhältlich in jeder guten Buchhandlung

Verlag Die Heimbücherei · Berlin



Narren von gestern – Helden von heute

Ein Roman um die erste Deutsche Kriegsmarine

von

Heinrich Zerkaulen

Mit 18 Textzeichnungen von Hanns und Maria Mannhert

10. Tausend · Gebunden RM 4.80

Heinrich Zerkaulen erzählt in diesem Roman aus dem Leben eines unvergeßlichen deutschen Kämpfers, des deutschen Admirals Rudolf Bromme, genannt Brommy; seine politische Mission, die erste deutsche Flotte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter schweren Opfern geschaffen zu haben, bleibt unvergessen. Mit großer Einfühlungskraft in die historischen Geschehnisse schildert der Dichter Brommys Leben und Sterben, seine Erfolge und Enttäuschungen.

Erhältlich in jeder guten Buchhandlung

Verlag Die Heimbücherei · Berlin

FELIX LÜTZKENDORF

Kadetten des Großen Königs

Ein Roman aus dem Siebenjährigen Krieg

18. Tausend · Gebunden RM 5,50

★

EBERHARD WOLFGANG MÖLLER

Der Reiterzug

Schicksalsminuten der deutschen Geschichte

12. Tausend · Gebunden RM 4,75

★

HANS FRIEDRICH BLUNCK

Der fremde Garten

Ein Sagen- und Märenbuch

14. Tausend · Gebunden RM 6.—

Erhältlich in jeder guten Buchhandlung

Verlag Die Heimbücherei · Berlin

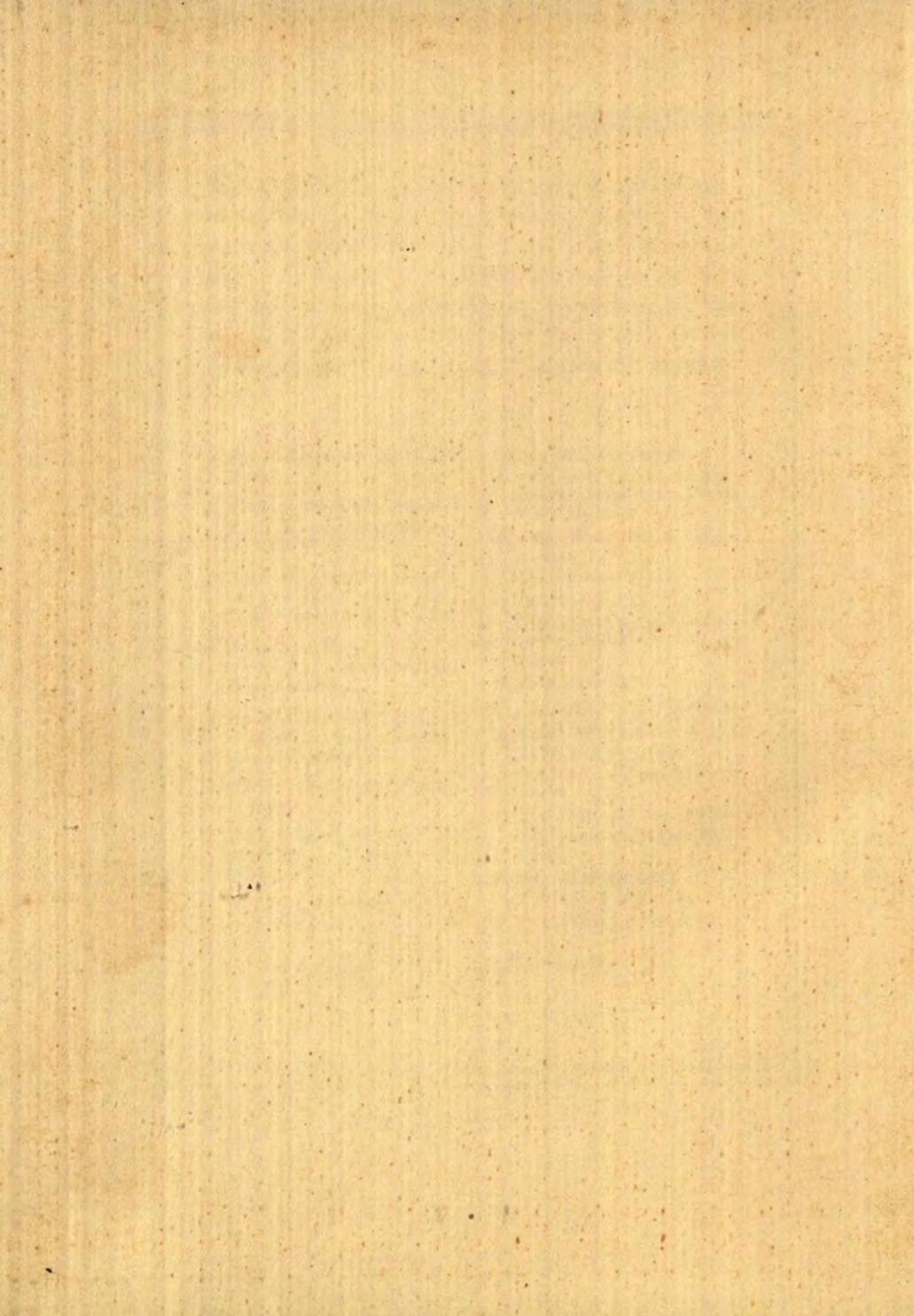
Wer sich für die früheren Reisen des Verfassers interessiert, wer sich eine klare Vorstellung von den in diesem Buche behandelten Ländern und Problemen machen will, wem überhaupt darum zu tun ist, sich ein Bild der Welt von heute und morgen zu machen, der lese die Bücher des Vaters von Ralph Colin Ross, die auf dreißigjähriger Weltreise und Welterfahrung beruhen.

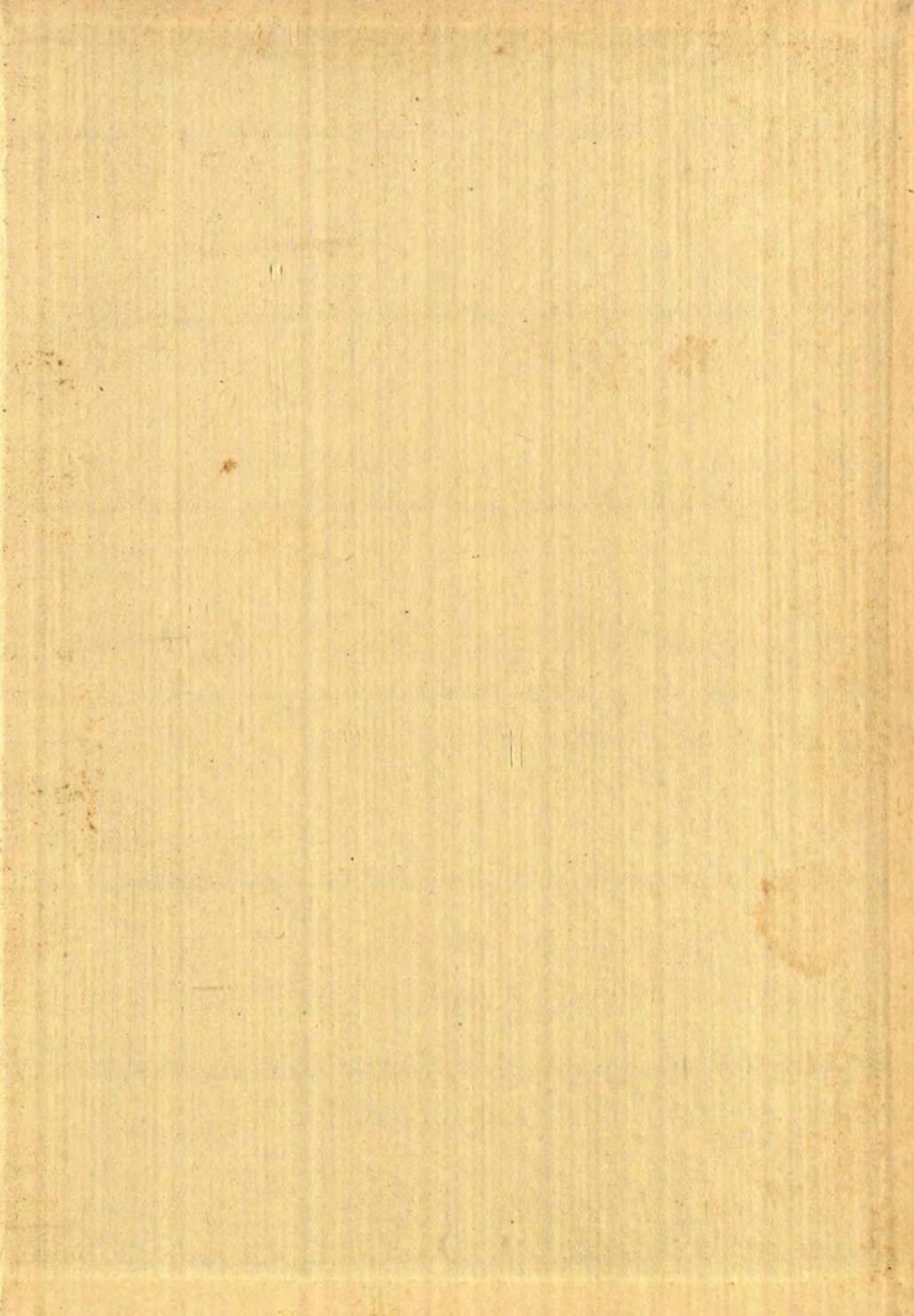
Von Colin Ross sind erschienen:

- | | |
|--|--|
| 1. Mit Kind und Kegel in die Arktis | 9. Der Weg nach Osten
Reise durch Rußland, Ukraine, Transkaukasien, Persien, Buchara und Turkestan |
| 2. Zwischen USA und dem Pol
Durch Kanada, Neufundland, Labrador und die Arktis | 10. Das Meer der Entschlüsse
Beiderseits des Pazifik |
| 3. Amerikas Ostküstenstunde
Die Vereinigten Staaten zwischen Demokratie und Diktatur | 11. Heute in Indien
Durch das Kaiserreich Indien, Ceylon, Hinterindien und Inseln |
| 4. Unser Amerika
Der deutsche Anteil an den Vereinigten Staaten | 12. Das Neue Asien |
| 5. Der Balkan Amerikas
Mit Kind und Kegel durch Mexiko zum Panamakanal | 13. Der unvollendete Kontinent |
| 6. Südamerika, die aufsteigende Welt | 14. Haha Whenua - - - das Land, das ich gesucht
Mit Kind und Kegel durch die Südsee |
| 7. Die erwachende Sphinx
Durch Afrika vom Kap nach Kairo | 15. Die Welt auf der Waage
Ein Querschnitt meiner Weltreisen |
| 8. Mit Kamera, Kind und Kegel durch Afrika | 16. Der Wille der Welt
Eine Reise zu sich selbst |
| | 17. Vier Jahre am Seind |

Das Gesamtwerk Colin Ross' erscheint im

Verlag von F. A. Brockhaus/Leipzig





12016